

Forschung Frankfurt

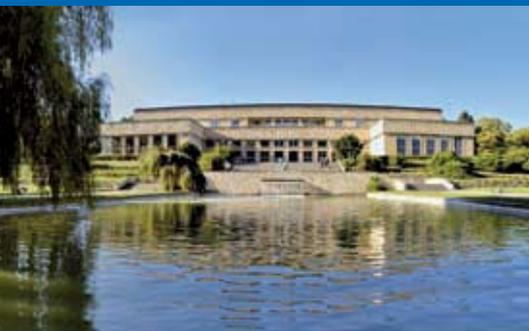
Frankfurt und Rhein-Main



- Büroimmobilien nur noch ein Anlageprodukt?
- Herausforderung Integration
- Holbein-Madonna im Wandel
- Deutsche Sprache – schwere Sprache?
- Innovationen »made in Frankfurt«

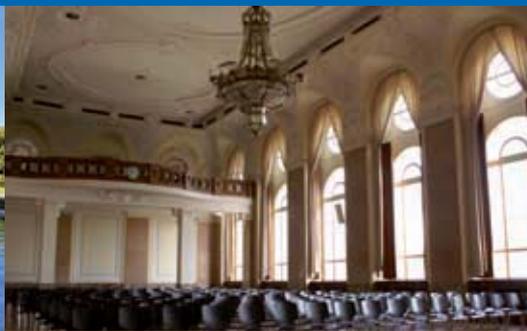
3.2009

Raum...



Campus Westend

beeindruckend



Campus Bockenheimer

traditionell



Campus Riedberg

modern

... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,
die Ihnen etwas anderes als
Hotels, Kongress-Center und
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheimer und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter www.campuslocation-frankfurt.de. Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

»Nur ein stabiles Gemeinwesen mit ausgeglichenen, fairen sozialen Strukturen, mit engagierten und leistungsbereiten Bürgern und gut integrierten Zuwanderern unterschiedlicher Herkunft; mit Bildungs- und Lebenschancen für alle kann das Fundament für den erwünschten Stadtorganismus darstellen,« so formulierte es Albert Speer in der Studie »Frankfurt für alle«, die Handlungsperspektiven für die »Internationale Bürgerstadt Frankfurt am Main« mit dem Zielhorizont bis 2030 aufzeigt. Ohne die Mitwirkung der Goethe-Universität und ihrer klugen und kreativen Köpfe werden diese Ziele nicht zu erreichen sein, darin waren Albert Speer, Klaus Ring und ich uns in der lebhaften Diskussion einig, die Sie in dieser Ausgabe von »Forschung Frankfurt« nachlesen können.



Frankfurt: der prosperierende Finanzplatz Europas, die Stadt der Kreativen, die Stiftungshauptstadt der Republik, Drehscheibe und logistischer Mittelpunkt Kontinentaleuropas, Global City für Arbeitsnomaden, Stadt mit Wohnqualität für Familien, Stadt mit der größten Bildungsbaustelle der Republik. Die Suche nach Alleinstellungsmerkmalen und Spitzenpositionen in Rankings treiben Frankfurt um. Wie Humangeografen, Stadtsoziologen und Kunsthistoriker der Goethe-Universität Trends und Entwicklungspotenziale dieser Stadt aus ihrer Perspektive beurteilen, können Sie in diesem Themenheft von »Forschung Frankfurt« verfolgen. Die Wissenschaftler beteiligen sich mit ihren Analysen an den öffentlichen Diskussionen – seien es die Kontroversen um Rekonstruktion oder Neubau des Altstadt-kerns, die Ursachen für die Schwankungen des Immobilienbüromarkts oder die Hochhausdebatte am Beispiel des Opernturms.

Frankfurt ist auch die bundesdeutsche Großstadt mit dem höchsten Anteil an Bürgern mit Migrationshintergrund (38 Prozent der Bevölkerung). Auch dieses Thema greift »Forschung Frankfurt« auf; wir stellen Ihnen einige Projekte zur wissenschaftlich fundierten Sprachförderung und zur Besserung der beruflichen und gesellschaftlichen Integration von Migranten vor. Diese Beispiele zeigen, wie sich wissenschaftliche Forschung und ihre konkrete Umsetzung produktiv ergänzen können – was übrigens nicht möglich wäre ohne die Frankfurter Stiftungen und die hessische LOEWE-Initiative, die derartige Projekte großzügig unterstützen.

Der Ausbau der Wissensregion RheinMain ist ein wichtiges Thema für die kommenden Jahre, und die Goethe-Universität arbeitet daran aktiv mit. Über eines von vielen Beispielen für die Stärkung der Region berichten wir in dieser Ausgabe unseres Forschungsmagazins: Unter Koordination der Goethe-Universität entsteht das »Helmholtz International Center for FAIR« (HIC for FAIR). FAIR ist das neu entstehende Beschleunigerzentrum bei Darmstadt. Es zählt zu den größten europäischen Vorhaben in der physikalischen Grundlagenforschung in der kommenden Dekade. HIC for FAIR wurde im Juli 2008 im Rahmen der hessischen LOEWE-Initiative gegründet. Es verbindet das experimentelle und theoretische Know-how verschiedener universitärer Partner der Region und beteiligt sich intensiv am Aufbau von »FAIR«.

Mit der Forschung zu Frankfurter Themen geben unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Stadt und ihren Bürgern zurück, was sie ihnen »schuldig« sind; denn ohne Engagement der Frankfurter Bürger hätte diese Universität 1914 nicht gegründet werden können; ohne ihr Engagement hätte diese Universität nicht ihre Vielzahl an Stiftungsprofessuren.

Ich wünsche ich Ihnen
eine spannende und erkenntnisreiche Lektüre!

Werner Müller-Esterl

Werner Müller-Esterl
Präsident der Goethe-Universität

Kompakt

- 4 Habermas will sein Archiv der Goethe-Universität überlassen

- 5 Marbach bekommt Suhrkamp-Schätze

- 6 Finanzmärkte und Wohlstand

- 9 Zur Kreativpolitik in Frankfurt

- 11 Kunstvermittlung zur Integration arbeitsloser Jugendlicher

- 12 Die StadtteilBotschafter: Revolution des Ehrenamts

- 14 Ein Stadtviertel im Wandel: Quartiersforschung im Ostend

- 16 Frankfurts offene Drogenszene und die Hierarchie der Geschlechter

Forschung intensiv

- Wolfgang Bunzel 18 **Literaturgeschichte**
Zum 150. Todestag der Schriftstellerin Bettine von Arnim

- Marianne Rodenstein 23 **Stadtsoziologie**
Ein soziologischer Blick auf die Frankfurter Altstadt

- Susanne Heeg 30 **Immobilienmärkte**
Sabine Dörry
Leerstände und Bauboom – Büroimmobilien nur noch ein Anlageprodukt?

- Christa Larsen 37 **Arbeitsmarktforschung**
Vera Neisen
Alfons Schmid
Herausforderung Integration: Zur Eingliederung von Migranten in Arbeitsmarkt und Bildungssystem

- Ingo Fröhlich 44 **Teilchenphysik**
Marcus Bleicher
Gabriela Meyer
Den Geheimnissen der Materie auf der Spur

Forschung aktuell

- Maren Illinger 50 Frankfurt als Impulsgeber zweier zeitgenössischer Romane

- Christian Freigang 53 Frankfurt im Spätmittelalter und die Dominanz der Patrizier

- Markus Daus 57 Hochhausdebatten im Frankfurt der Gegenwart

- Jochen Sander 61 Holbein-Madonna im Wandel

- Dieter Nittel 65 Geschichtenerzählen im »Café Sagenhaft«
Elke Wehrs
Daniela Bruckmann

- Ulrich Labonté 68 Deutsche Sprache, schwere Sprache?
Petra Schulz et al.

18 Zum 150. Todestag Bettine von Arnims

Bettine von Arnim begann ihre Laufbahn als Schriftstellerin erst im Alter von 50 Jahren. Streng genommen ist sie eine Autorin ohne Werk, denn zeitlebens verfasste sie nur Briefe und Gespräche. Bis heute bekannt ist ihr Erstlingswerk »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde«, mit dem sie schlagartig berühmt wurde. Doch die Schriftstellerin war auch eine engagierte Fürstenerzieherin, die offen und verdeckt auf soziale Missstände hinwies.



Büroimmobilien nur noch ein Anlageprodukt?

30



Der europäische Finanzplatz Frankfurt ist stärker als andere deutsche Städte von den Schwankungen des Büromarkts betroffen. Die Liberalisierung der Finanzmärkte führte in der Mainmetropole zu erheblichen Ausschlägen nach oben wie unten. Wie sind die Wechselwirkungen zwischen den beiden Märkten zu erklären? Welchen Einfluss hat die Deregulierung im Finanzsektor auf diese Prozesse? Und wie reagieren die Stadtplaner und die Kommunalpolitiker?

37 Herausforderung Integration

Migranten sind in Deutschland weniger in den Arbeitsmarkt integriert als ihre deutschen Mitbürger; daran haben auch Integrationsprogramme wenig geändert. Warum schlagen diese so häufig fehl? Es mangelt politischen Entscheidern und kommunalen Verwaltungen an aufbereiteten Hintergrundinformationen. Der »Hessische Monitor Arbeitsmarkt und Migration«, entwickelt vom Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur, sorgt mit seinem webbasierten nutzerorientierten Informationssystem für mehr Transparenz.



61 Die Holbein-Madonna im Wandel

Mit der Madonna des Jacob Meyer zum Hasen von Hans Holbein dem Jüngeren beherbergt das Frankfurter Städel Museum seit einigen Jahren eines der Hauptwerke der deutschen Renaissanceemalerei. Kunsthistoriker haben dieses Gemälde im Laufe der Jahrzehnte immer wieder unter die Lupe genommen. Mithilfe der Infrarot-Reflektografie ließ sich jetzt zeigen, dass der Künstler das Gemälde – auf Wunsch seines Auftraggebers – mehrfach verändert hat.



Forschung aktuell

- Das Industrielabor zwischen Kreativität und Ökonomie 74 Michael C. Schneider
- Krebs: Bewegung tut gut 77 Winifred Banzer et al.

Perspektiven

- Was Frankfurt ist 80 Matthias Arning
- Im Gespräch: »Die Universität – ein Nukleus für eine Belebung des kulturellen und intellektuellen Lebens der Region« 83 Olaf Kaltenborn
Werner Müller-Esterl
Klaus Ring
Albert Speer
- Eine Campus-Universität mit urbanen Qualitäten 87 Ferdinand Heide
- Stadt im neoliberalen Zeitalter 91 Andrej Holm, Susanne Heeg, Robert Pütz
- Intelligente Vermarktung geistigen Eigentums der Goethe-Universität 94 Manuela Bremshey-Wilhelm

Stifter und Sponsoren

- Mobilitätsforschung: Stiftungsprofessor Martin Lanzendorf sucht nachhaltige Konzepte 98 Anne Hardy

Stadt- und Universitätsgeschichte

- Vorschau auf den zweiten Band der Frankfurter Universitätsgeschichte 100 Notker Hammerstein, Anne Hardy
- Am Wasser mussten arme Frankfurter Bürger nie sparen 103 Anna Leiss
- Ein Erinnerung an Ehrenbürger und Ehrensensoren 106 Gunter Stemmler

Gute Bücher

- Jörn Kobes/Jan-Otmar Hesse (Hrsg.) Frankfurter Wissenschaftler 1933 bis 1945 110 Andreas Fahrmeir
- Ines Stickler »mainhattanmanhattan – lebensgeschichten aus zwei metropolen« 111 Horst Nising
- Jörg Lesczenski 100 Prozent Messer. Die Rückkehr des Familienunternehmens 1898 bis heute 112 Andreas Weidemann
- Clemens Reichel Vom Verbund zum Konzern. Die Metallgesellschaft AG 1945–1975
- Angela Pfothenhauer, Elmar Lixenfeld, Uwe Dettmar Frankfurt am Main 114 Ulrike Jaspers

Das nächste Mal

- Vorschau, Impressum, Bildnachweis 116

Innovationen »made in Frankfurt«

94



Die Goethe-Universität ist eine der wichtigsten Ideenschmieden der Rhein-Main-Region. Viele Erfindungen, die ihren Forschungslabors entspringen, sind inzwischen über das universitätseigene Innovationsdienstleistungsunternehmen zum Patent angemeldet worden. Einige Erfindungen haben zu Unternehmensgründungen geführt, was den direkten Wissenstransfer aus der Hochschule in die Wirtschaft und die Gesellschaft fördert.

98 Stiftungsprofessur für Mobilitätsforschung

Mobilität und Logistik sind wichtige Wirtschaftsfaktoren für Frankfurt und das Rhein-Main-Gebiet. Doch wie lässt sich das gesteigerte Mobilitätsbedürfnis einer wachsenden Weltbevölkerung mit der Forderung nach einer schonenden Nutzung von Energie und Ressourcen vereinbaren? Mobilitätsforscher Martin Lanzendorf sucht darauf Antworten, indem er die sozialwissenschaftlichen Aspekte von Mobilität und Verkehr untersucht.



Habermas will sein Archiv der Goethe-Universität überlassen

Aus Verbundenheit mit Frankfurt als intellektuellem Zentrum



Rundgang durch die Werkschau zu Habermas' 80. Geburtstag in der Deutschen Nationalbibliothek: Prof. Dr. Jürgen Habermas und der Kurator der Ausstellung Wolfgang Schopf. Die Schriften des Philosophen Jürgen Habermas sind in mehr 50 Sprachen übersetzt, nur eine Auswahl ist auf dem Ausstellungstransparent zu sehen.

Appell, das materialisierte Gedächtnis des Suhrkamp Verlags vor einer Entwurzelung zu bewahren, stimmte die Suhrkamp-Verlegerin nicht um.

Das neue Archivzentrum auf dem Campus Westend

Räumlich wird die Goethe-Universität optimale Unterbringungsmöglichkeiten für Habermas' Vorlass bieten. Das neue Archivzentrum, das unter anderem die Nachlässe der Autoren der Frankfurter Schule sowie das Schopenhauer-Archiv beherbergen wird, wird in Zukunft neue Akzente setzen: Es bildet einen wichtigen Baustein im Neubaukomplex der Universitätsbibliothek, der bis 2014 auf dem Campus Westend entstehen wird. »Damit bieten wir beste Voraussetzungen für eine lebendige interdisziplinäre Forschung und Lehre. Mit Ausstellungen, Lesungen und Symposien werden wir auch die Frankfurter Bürger ansprechen. Dass hier großes Interesse besteht, zeigen die enorme Resonanz auf die Werkschau zum 80. Geburtstag von Habermas in der Nationalbibliothek«, betont Müller-Esterl.

Dieser Werkschau hatte Habermas anlässlich seines 80. Geburtstags zugestimmt – selbst wenn die ambivalenten Gefühle überwogen, als das Wissenschaftslektorat des Suhrkamp Verlags und Wolfgang Schopf, Leiter des Archivs der Peter Suhrkamp Stiftung an der Goethe-Universität, mit dieser Idee an Habermas herantraten. Und so wurde die Eröffnung dieser Ausstellung im Juni zu einem öffentlichen Ereignis besonderer Art: »Was wenig verheißungsvoll nach Manuskripten und Büchern in Vitrinen klingt, erweist sich in diesem Fall als auratische

Das umfangreiche Archiv eines der bedeutendsten deutschen Philosophen der Gegenwart wird langfristig in Frankfurt seinen Platz finden: Prof. Dr. Jürgen Habermas hatte diese Absicht im September in einem Schreiben an den Präsidenten der Goethe-Universität zum Ausdruck gebracht.

Damit hat Habermas erneut – wie bereits aus Anlass seines 80. Geburtstags im Juni – seine Verbundenheit mit Frankfurt als intellektuellem Zentrum und mit »seiner« Universität bekräftigt. Bis zu seiner Emeritierung 1994 lehrte und forschte er in Frankfurt und war richtungweisend für eine Generation von jungen Geisteswissenschaftlern, die heute die Inhalte des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« mitprägen.

Gemeinsam mit den Nachlässen anderer großer Autoren der Frankfurter Schule – wie Horkheimer, Adorno, Mitscherlich, Marcuse und Löwenthal – die sich in der Frankfurter Universitätsbibliothek und im Institut für Sozialforschung befinden, kann ein einzigartiges Ensemble Frankfurter Wissenschaftsgeschichte und bundesrepublikanischer Geistesgeschichte heranwachsen. Uni-Präsident Prof. Werner Müller-Esterl zeigte sich über Habermas' Angebot hoch

erfreut: »Ich bin froh und stolz, dass mit der in Aussicht gestellten Übernahme dieses Archivs die große Tradition der Frankfurter Schule auch auf diesem Weg in Stadt und Universität weiter wirken wird.«

Das Habermas-Archiv, das der Philosoph der Universität als »Vorlass« übergeben will und das sich zu großen Teilen in seinem Starnberger Haus befindet, umfasst unter anderem, soweit erhalten, Entwürfe und Manuskripte seiner mehr als 50 Bücher sowie Korrespondenzen mit Wissenschaftlern. Die Archivalien sollen in den kommenden Jahren systematisch wissenschaftlich aufbereitet werden. »Dies wird in enger Kooperation mit der Erschließung der bereits übernommenen Gelehrtenachlässe der Frankfurter Schule geschehen«, verweist Müller-Esterl auf die umfassenden wissenschaftlichen Erfahrungen, die die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg in den letzten Jahrzehnten auf diesem Feld erworben hat.

Das Suhrkamp-Archiv, das ebenfalls umfängliche Bestände zu den Hauptautoren der Frankfurter Schule besitzt, hätte die bereits in der Main-Metropole vorhandenen Bestände und den Habermas-Vorlass zur Frankfurter Schule hervorragend ergänzt. Doch auch Habermas'

Installation«, lobte Michael Hierholzer in der FAZ und ergänzte: »Man könnte meinen, einem Festakt beizuwohnen. Aber es ist nichts anderes als die Eröffnung einer Ausstellung. ... Das intellektuelle Frankfurt gibt sich die Ehre.«

Die Ausstellung, die mehrere Wochen in der Deutschen Nationalbibliothek zu sehen war und seit Mitte November bis 13. Februar in der Landesbibliothek Oldenburg gastiert, zeichnet Habermas' schriftstellerische Produktion nach, sie wirft Schlaglichter auf sein intellektuelles Engagement als Repräsentant der »vierten Gewalt«, sie greift Schwerpunkte seiner Arbeit

auf, sie zeigt seine Präsenz im akademischen Leben der Goethe-Universität und illustriert die weltweite Rezeption seiner Schriften. Anlässlich der Ausstellung in Oldenburg haben nun Kurator Wolfgang Schopf und Prof. Dr. Stefan Müller-Doohm, Leiter der »Forschungsstelle Intellektuellensoziologie« an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg, eine Broschüre zur Ausstellung und ihrer Frankfurter Eröffnung herausgegeben, unter anderem mit den Reden von Alexander Kluge und Jürgen Habermas sowie der Oldenburger Laudatio von Oskar Negt.

Die Ausstellung »... die Lava des Gedankens im Fluss. Jürgen

Habermas. Eine Werkschau« nähert sich Habermas' eigenem Beitrag zum intellektuellen Diskurs seiner Zeit an. Der Titel der Ausstellung ist übrigens Habermas' Artikel in der »Zeit« (4. September 2003) zu Adornos 100. Geburtstag entnommen. Darin erinnert sich der Philosoph, wie er 1956 aus Bonn an das Frankfurter Institut für Sozialforschung kam: »Intellektuell bin ich 1956 in ein neues Universum eingetreten. Trotz vertrauter Themen und Fragestellungen war es zugleich fremd und faszinierend. Verglichen mit dem Bonner Universitätsmilieu, war hier die Lava des Gedankens im Fluss.«
Ulrike Jaspers ♦

Marbach bekommt Suhrkamp-Schätze

Verlag schlägt das Angebot von Universität, Stadt und Land Hessen aus

Am 29. Oktober 2009 endete der Verhandlungskrimi um die Suhrkamp-Archive – ein bitterer Tag für die Goethe-Universität und die Stadt Frankfurt: Die Verlegerin Ulla Unseld-Berkéwicz entschied, die Suhrkamp-Archive dem Deutschen Literaturarchiv Marbach zu überlassen.

Universitätspräsident Prof. Werner Müller-Esterl hatte sich – unterstützt von Stadt und Land Hessen – vehement für den Verbleib der Archive in Frankfurt eingesetzt und dem Verlag ein ausgezeichnetes Angebot für die Übernahme der Archive gemacht.

Müller-Esterl zeigte sich betrübt, dass Frankfurt ein großer intellektueller und kultureller Schatz verloren gehe: »Ein Archiv von diesem Rang sollte nicht aus dem geistigen und kulturhistorischen Entstehungszusammenhang herausgerissen werden.« Literaturwissenschaftlich und geistesgeschichtlich sind die Archive der Verlage Suhrkamp und Insel von höchstem Wert. Sie umfassen Manuskripte und Korrespondenzen unter anderem von Theodor W. Adorno, Ingeborg Bachmann, Ernst Bloch, Bert Brecht, Paul Celan, Hans Magnus Enzensberger, Max Frisch, Durs Grünbein, Peter Handke, Hermann Hesse, Marie Luise Kaschnitz, Niklas Luhmann, Arno Schmidt und Martin Walser.

Die Universität hätte gern die einmalige Chance genutzt, ein solches Archiv in einem lebendigen Lehr- und Forschungskontext weiter zu erschließen und in dem geplanten Archivzentrum auf dem Campus Westend anzusiedeln. Jetzt setzen die Geisteswissenschaftler der Goethe-Universität auf eine Kooperation mit Marbach, über die sich bereits am Tag vor dem öffentlichen Bekanntwerden der Entscheidung Müller-Esterl und Prof. Dr. Ulrich Raulff, Direktor der Marbacher Archive, verständigt hatten.

Darin wird der Goethe-Universität eine privilegierte Position in der Erforschung der Archive von Suhrkamp und Insel gesichert, eine von den beiden Partnern zu gründende Arbeitsgemeinschaft Suhrkamp-Insel-Archive wird wissenschaftliche Kolloquien, Ausstellungen und Publikationen koordinieren, um Inhalte der Archive zu erforschen und zu vermitteln. Darüber hinaus beabsichtigen Goethe-Universität und das Deutsche Literaturarchiv, ein Stipendienprogramm einzurichten, das Forschern aus aller Welt die Arbeit mit den Quellen der Suhrkamp- und Insel-Archive ermöglichen soll. »Beide Institutionen haben mit Leidenschaft um dieses bedeutende Erbe der deutschen und europäischen Geistes- und Literaturgeschichte gekämpft«, erklärte Müller-Esterl. »Beide Seiten

hatten eine massive öffentliche und publizistische Unterstützung und gute Argumente für die jeweils eigene Position.«

Das beurteilten auch die Medien ähnlich. So schrieb Felicitas von Lovenberg im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung: »Frankfurt hat sich also, nicht nur, was die im Rahmen der 2002 überlassenen Dauerleihgabe angeht, nichts vorzuwerfen, im Gegenteil. Es wäre fatal, wenn die engagierte Zusammenarbeit, mit der sich Universität, Stadt und Land um die Archive bemüht haben, mit der Enttäuschung über den ungünstigen Ausgang dieser Bewerbung, wieder auf Eis gelegt würde (...) Während in Marbach künftig nicht allein der Forschungs-, sondern auch der Schauwert der Sammlung zur Geltung gebracht werden wird, hätte Frankfurt sie eher in einem lebendigen interdisziplinären Zusammenhang gestellt, die das Gegenteil einer Musealisierung der Bestände bezweckt hätte.«

Bereits seit 2002 betreut die Universität Teile der Suhrkamp-Archive. In einem bis heute (Stand Mitte November) ungekündigten Vertrag zwischen der Suhrkamp-Stiftung und der Goethe-Universität, unterzeichnet von Ulla Unseld-Berkéwicz und dem damaligen Universitätspräsidenten Rudolf Steinberg, hatten beide Seiten eine



»Nach zwanzig Jahren einvernehmlichen wie streitbaren Gesprächs hast du auch erfahren von dem Ungeschriebenen, und so bist du für mich der menschliche Ort geworden, ohne den das einsamste Leben unmöglich ist: die Gewissheit, dass es in der Welt einen Menschen gibt, bei dem man als zusammengefasste Kenntnis sicher aufgehoben ist. Obwohl ich keiner Probe bedurft hätte, hast du mir geholfen im schlimmsten Unglück meines Lebens, als ich mich jenseits von Hilfe glaubte«, schrieb Uwe Johnson 1979 an Siegfried Unseld. Das Bild zeigt Johnson bei der Poetik-Vorlesung im Mai 1979, im legendären Hörsaal VI der Goethe-Universität.

langfristige Kooperation bei der Erschließung der Archivalien vereinbart. Schon bald begann die konservatorische Sicherung und die Erschließung der Dokumente von den 1940er bis zu den 1960er Jahren. Denn das in Umzugskisten angelieferte ungeordnete Material aus den Kellern der Lindenstraße befand sich zum Teil in einem konservatorisch bedenklichen Zustand und

musste zu einem Archiv, das diesen Namen verdiente, geformt werden. »Unter Leitung unseres Archivars Wolfgang Schopf und unserer Wissenschaftler wurde großartige Arbeit geleistet«, betonte der Uni-Präsident. Aus dem Archiv seien inzwischen hochrangige Publikationen, eine ganze Reihe von viel beachteten Ausstellungen und wissenschaftlichen Projekten hervorgegangen.

Auch das Uwe Johnson-Archiv muss umziehen

Neben diesen bereits aufbereiteten Archivbeständen verliert die Universität auch das Autorenarchiv Uwe Johnson, das Dr. Eberhard Fahlke seit Mitte der 1980er Jahre wissenschaftlich betreut. Es enthält die Manuskripte, Briefe und die über 5000 Bände der Bibliothek des bekannten deutschen Nachkriegsautors. Siegfried Unseld übergab sie als Depositum an die Universität Frankfurt. Neben der Betreuung der Werke von Uwe Johnson fungiert das Archiv auch als Herausgeber einer Schriftenreihe, die im Suhrkamp Verlag erscheint. Im März 1985 schrieb die »Zeit«: »Rühmenswert, wie unbürokratisch rasch sich die Universität Frankfurt mit dem von Johnson im Testament als Erbe benannten Suhrkamp Verlag und mit dessen Leiter, Siegfried Unseld, als Nachlassverwalter geeinigt hat: Schon ein Jahr nach dem Tode des Dichters kann der vollständige Nachlass, wie er am Todestag auf der Sheppey-Insel vorgefunden wurde, der Goethe-Universität als Leihgabe zur Sichtung und wissenschaftlichen Auswertung übergeben werden.« Das Marbacher Archiv und die dort anreisenden Wissenschaftler dürften ihre Freude an den erstklassig ausgewerteten Archivalien aus Frankfurt haben!

Ulrike Jaspers ♦

Finanzmärkte und Wohlstand

Ein Einblick in den Wertschöpfungsanteil der Finanzindustrie in Deutschland

Wie wird sich der Finanzstandort Deutschland in Zukunft entwickeln und welchen Mehrwert leistet der Finanzsektor für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands? Eine intensive akademische Auseinandersetzung mit den Strukturen von Finanzplätzen findet erst seit wenigen Jahren statt.

Ein Team des Center for Financial Studies unter Leitung von Prof. Jan Pieter Krahen erhebt seit drei Jahren, wie Führungskräften der Finanzindustrie ihre Geschäftssituation und den Beitrag ihres

Unternehmens zur Wertschöpfung des Finanzsektors in Deutschland einschätzen. Dazu wurde ein neues Instrument entwickelt, der CFS-Finanzplatzindex.

Definiert man einen Finanzplatz als Standort, an dem sich eine hohe Anzahl von Finanzakteuren konzentriert, so gibt es aus der geografischen Sicht zwei Finanzzentren für Deutschland: Frankfurt und München. In Frankfurt existiert eine deutliche Agglomeration von Kreditinstituten, wobei neben den sichtbaren Banktürmen zusätzlich über

200 weitere Bankhäuser präsent sind. Die Kernaufgabe dieser Finanzinstitute besteht in der Finanzintermediation, also in der Vermittlung zwischen Kreditangebot und -nachfrage, sowie dem Kapitalmarktgeschäft. Das Kreditgeschäft hat in Deutschland traditionell eine hohe Bedeutung, da Unternehmen Investitionsvorhaben vornehmlich über Bankkredite finanzieren. Daneben gibt es einen wachsenden Markt für Anleihen und Beteiligungstitel. Die Agglomeration an wenigen Standorten ist auch Ausdruck des Wettbe-

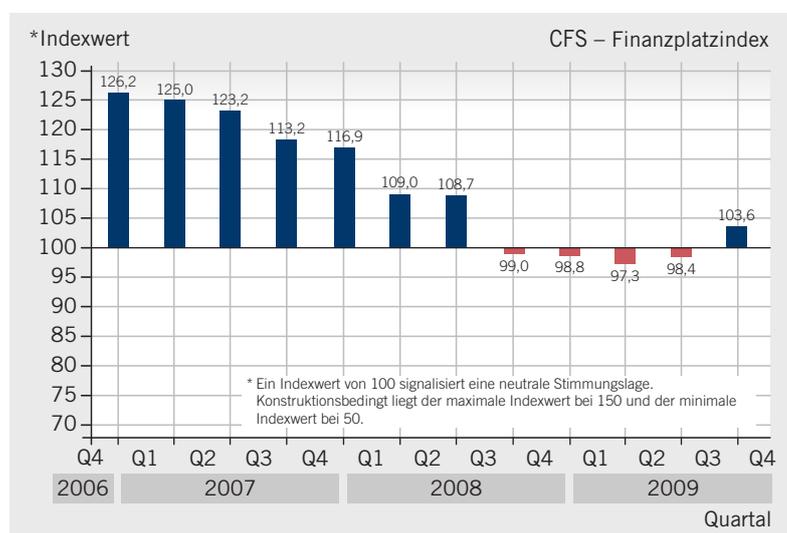
werbs um hochqualifiziertes Personal und um Wissensvorsprünge.

Frankfurt zeichnet ebenfalls ein hoher Anteil von Auslands- und Spezialbanken aus, die durch den internationalen Fokus und eine globale Vernetzung wertvolle Dienstleistungen für institutionelle wie auch private Kunden erbringen können. Der Bankensektor ist zudem einer der größten Arbeitgeber der Stadt, da über 75 000 Menschen direkt bei Kreditinstituten Beschäftigung finden. Neben dem für die Region bedeutsamen Arbeitseinkommen und dem daraus resultierenden Konsum leisten die Kreditinstitute nicht zuletzt durch ihr Steueraufkommen einen erheblichen Beitrag für die Stadtgesellschaft.

In München ist der Finanzsektor im direkten Vergleich der Anzahl

Neue Heimat der Wirtschaftswissenschaftler: House of Finance (HoF) und Recht- und Wirtschaftsgebäude (RuW) am Campus Westend, in Blicknähe zur Bundesbank (Hintergrund).

Der CFS-Finanzplatzindex ist skaliert von 50 bis 150, ein Indexwert von 100 entspricht einer insgesamt neutralen Einschätzung der Geschäftssituation. Hier lassen sich die Auswirkungen der Finanzkrise deutlich ablesen.



der Firmensitze zwar kleiner als in Frankfurt, dafür ist aber die Versicherungswirtschaft mit insgesamt 70 Versicherungen deutlich präsenter. Hinzu kommt, dass der Bereich Private Equity in München einen Schwerpunkt bildet: 40 Private-Equity-Gesellschaften sind in der bayerischen Metropole niedergelassen.

Der Finanzsektor: Von Banken bis zu IT-Dienstleistern

Neben der räumlichen Betrachtungsweise ermöglicht eine funktionale Ordnung eine präzisere Einsicht in die Struktur des Finanzplatzes, bei der die Unternehmen nach ihren Aufgaben und Leistungen kategorisiert werden. Das Team am Center for Financial Studies ordnet hierfür Unternehmen und Institutionen des Finanzsektors

vier Bereichen zu. Das Segment »Finanzinstitute und Börse«, zu dem Kreditinstitute und Versicherungen, Investmentbanken, Börsenbetreiber, Asset Manager, Private Equity sowie Wertpapierhändler gehören, bildet in unterschiedlichen Zusammensetzungen den Kern eines jeden Finanzplatzes. Um diesen Nukleus sind die Finanzdienstleister angeordnet, die sekundäre Dienstleistungen für die erste Gruppe erbringen. Dies sind unter anderem Unternehmensberatungen, Wirtschaftsprüfer und IT-Dienstleister. Ein weiteres dem Finanzplatz zugehöriges Segment sind die finanzplatzbezogenen Institutionen: Zu dieser Gruppe gehören die Organe der Aufsicht und Regulierung, Interessensverbände und akademische Institutionen. Zuletzt gibt es noch Finanzplatzprofitieren-

de Unternehmen, die von der Geschäftstätigkeit des Finanzsektors indirekt profitieren, selbst jedoch nicht der Finanzindustrie angehören wie große Immobiliengesellschaften, Flughäfen, Hotels oder Autovermietungen.

Die Bedeutung des Finanzsektors ergibt sich aus den erbrachten Leistungen für das Bruttoinlandsprodukt der Volkswirtschaft. In Anlehnung an die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung identifiziert das CFS für den Wertschöpfungsanteil des Finanzsektors drei Komponenten: die Investitionen in Produkt- und Prozessinnovationen, die Erträge aus der Geschäftstätigkeit und das Einkommen der Mitarbeiter. Neben den Erträgen werden auch Um-

Das Center for Financial Studies

Das 1967 gegründete Center for Financial Studies (bis 1996 bekannt als Institut für Kapitalmarktforschung) ist ein an die Goethe-Universität angegliedertes und vollständig unabhängig finanziertes Forschungsinstitut. Das Center for Financial Studies (CFS) betreibt international ausgerichtete Forschung über Finanzmärkte, Finanzintermediäre und Monetäre Ökonomie, bietet hochgradige Qualifizierung und Weiterbildung an und fördert den Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis. Seit 2008 hat das Center for Financial Studies seinen Sitz im neu errichteten House of Finance am Campus Westend und trägt dort zu einem Ausbau der Schwerpunktbildung bei, unter anderem durch verstärkte Kooperation mit den Fachgruppen Finance, Macroeconomics und Financial Law.

satzentwicklungen abgefragt, denn dadurch enthält der resultierende Indexwert zusätzlich zu der Wertschöpfungs- eine Volumenkomponente der Geschäftstätigkeit.

500 Führungskräfte in jedem Quartal befragt

Der CFS-Finanzplatzindex wird quartalsweise aus einem Panel von 500 Führungskräften der Finanzindustrie in ganz Deutschland für die vier Segmente erhoben. Die Befragten berichten dazu jeweils über die Geschäftssituation ihres Unternehmens oder ihrer Institution, indem sie ihre Einschätzung (positiv, neutral, negativ) abgeben. Das Panel spiegelt in seiner Struktur in etwa die Verteilung der Wertschöpfung auf die vier Segmente wider, wobei entsprechend der Größe für einige wenige Unternehmen mehrere Ansprechpartner befragt werden. Bei der Erhebung wird

einerseits das vergangene Quartal (»Performance«) und andererseits das nächste Quartal (»Prognose«) erfasst. Hierzu fragt das CFS nach den vier Kennzahlen (Ertrag, Umsatz, Investitionen und Beschäftigung), und die Ergebnisse werden so über die Zeit gemittelt, dass sich in einem Gesamtindikator sowohl die Performance als auch die Prognose über zwei Quartale verdichten. Da das Panel gegenwärtig die beiden wichtigsten Standorte Frankfurt und München abbildet, ermöglicht dies neben der Betrachtung zeitlicher Veränderungen und funktionaler Unterschiede zusätzlich einen Vergleich zwischen Regionen. Der Indexwert bewegt sich dabei konstruktionsbedingt in einem Intervall von 50 bis 150, wobei ein Wert von 100 ein insgesamt neutrales Urteil, also eine ausgeglichene Menge von positiven und negativen Einschätzungen, signalisiert.

In der Befragung spiegeln sich auch die Jahre der Finanz- und Wirtschaftskrise wider, indem außergewöhnliche Änderungen der Erwartungen und Einschätzungen in der Finanzindustrie eingetreten sind: Zu Beginn der Zeitreihe im Januar 2007 befand sich der Finanzsektor noch in einer Phase ausgeprägten Optimismus. Mehrheitlich wurde die Ertragslage als hervorragend eingeschätzt, und auch neue Mitarbeiter wurden in großem Umfang eingestellt. Von einem entsprechend hohen Niveau ausgehend sank der Indexwert parallel zur Entwicklung der Finanzkrise teilweise sprunghaft. Besonders stark war der Einbruch im Oktober 2008, dem Monat nach der Schließung der Lehman Bank in den USA und für viele Befragte der Einstieg in die systemische Krise.

Wendepunkt nach der Krise

Erst im Frühjahr 2009 erreichte der Indexverlauf einen Wendepunkt. Seitdem hat der Indexwert wieder zugelegt; aber erst mit der letzten Befragung vom Oktober 2009 hat sich diese Entwicklung verstärkt, so dass erstmals seit fünf Quartalen wieder ein insgesamt positives Niveau erreicht wurde.

Schon jetzt gibt die Betrachtung der Teilindizes – etwa getrennt nach Banken und Versicherungen – Einblick in die teilweise recht unterschiedlichen Branchenkonjunkturen und deren gegenseitige Abhängigkeiten. Ebenso werden differenzierte Entwicklungen bei Investitionen, bei Einstellungen und bei Gewinnen deutlich. Die Evaluation der Befragung gibt Anlass zu der Hoffnung, dass der CFS-Finanzplatzindex mit einer weiter zunehmenden Laufzeit auch eine Prognosequalität entfalten wird, die eines Tages einen Einsatz als vorauslaufender Konjunkturindikator für die Finanzbranche in Deutschland erlaubt.

Weitergehende Informationen:
www.finanzplatzindex.de ◆

Der Autor

Christian Knoll, 31, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Center for Financial Studies (CFS) und Doktorand der Abteilung Finanzen. Er ist zuständig für die konzeptionelle Umsetzung des CFS-Finanzplatzindex und hat zuvor an der Goethe-Universität mit dem Abschluss Diplom-Kaufmann studiert.
knoll@ifk-cfs.de

Anzeige

**Eine neue Zeit beginnt.
Wir sind bereit.**

Wir stehen am Anfang einer neuen Zeit. Einer Zeit, die Erfahrung und Entschlossenheit erfordert. Gerade im Umbruch sind wir unseren Kunden und unserem Anspruch an Leistung verpflichtet. Wir haben die Stärke, weiter erfolgreich und nachhaltig zu wachsen.

www.deutsche-bank.de

Leistung aus Leidenschaft. **Deutsche Bank**

Lokale Konturen eines globalen Leitbildes

Zur Kreativpolitik in Frankfurt

Die Kreativwirtschaft macht Karriere. Mittlerweile ist es kaum mehr vorstellbar, dass über regionale Wirtschaftsentwicklung gesprochen wird, ohne dabei die Bedeutung von Kreativität, Kunst und Kultur zu beschwören. Zu diesem Eindruck gelangt man jedenfalls, wenn man die Webseiten städtischer Wirtschaftsförderungen, Wirtschaftsmeldungen in den Massenmedien, Rapports der EU, OECD und UNESCO oder Parteiprogramme liest.

Gälten Kunst und Kultur früher bestenfalls als Hintergrundbedingungen einer erfolgreichen Regionalpolitik, so sind sie heute zu deren Kristallisationspunkt geworden. Diese Verschiebung kann beispielhaft anhand der schnell wachsenden Zahl von Studien zur Kultur- und Kreativwirtschaft nachvollzogen werden. ■ Widmeten sich die ersten Berichte noch überwiegend dem enger gefassten Bereich der »Kulturwirtschaft« wie Film, Musik und darstellende Künste, jedoch nicht Bereichen wie Werbung oder Software/Games, und stellten deren volkswirtschaftlichen Beitrag heraus, so ist jüngst in erweiterter Abgrenzung meist von der »Kreativwirtschaft« die Rede, die als entscheidender Faktor städtischer Entwicklung betrachtet wird. Zu verstehen ist der Erfolg dieser Debatte nur, wenn die semantische Entgrenzungs- und Mobilisierungsfunktion des Begriffs »Kreativität« berücksichtigt wird: Er ist hochgradig positiv belegt, eine niemanden ausschließende Jedermanns-Ressource und steht für eine saubere Form der Wirtschaftsentwicklung mit identitätsstiftenden Formen von Erwerbsarbeit.

So entfaltet das Thema Kreativwirtschaft eine Dynamik und Attraktivität, der sich Politik und Förderpraxis kaum mehr entziehen können. Die kritischen Stimmen der Anfangsjahre, die etwa die empirischen Grundlagen des Modells bezweifelten oder auf die Grenzen der Planbarkeit hinwiesen, wurden seltener und leiser. Stattdessen sind allerorten Bemühungen zu verzeichnen, das Label »Kreativwirtschaft«



programmatisch aufzugreifen. Wer mit Leitbilddiskussionen vertraut ist, der erkennt hier den Zyklus von Genese, mimetischer Verbreitung, aktuell ablaufender Institutionalisierung und sich ankündigender Krise, die mit dem Verlust der innovativen Aura einhergeht. Dieser Zyklus und die konkreten Wirkweisen sind Gegenstand unseres laufenden Forschungsvorhabens zum neuen politischen Gestaltungsfeld »Kreativpolitik« am Beispiel Frankfurt, einer Stadt, die sich gerade in der Institutionalisierungsphase befindet.

Wie wird eine Stadt zur »Top-Adresse für Kreative«

Es ist zwar leicht zu behaupten, man habe die Bedeutung der Kreativwirtschaft erkannt und ihr eine politische Stimme verliehen, wie es beispielsweise Frank-Walter Steinmeier in seinem Programm »Die Arbeit von morgen: Politik für das nächste Jahrzehnt« tut. Aber für die städtische Wirtschaftsförderung stellt die programmatische Ausgestaltung dieses Anspruchs eine Herausforderung dar. Mit welchen Maßnahmen eine Stadt wie Frankfurt zu einer »Top-Adresse für Kreative« – so der ehemalige Frankfurter

Wirtschaftsdezernent Boris Rhein gemacht werden kann, ist unklar. Im Vordergrund stehen deshalb oft konkrete Projekte, aus deren Erfolg Strategien abgeleitet oder an denen Instrumente erprobt werden.

In Frankfurt gibt es dafür mittlerweile eine ganze Reihe von Beispielen. Dabei reicht das Spektrum von Projekten, für deren Gelingen kommunale Unterstützung eine zentrale Rolle spielt, bis hin zu Vorhaben, die sich zumindest in der Anfangsphase eher gegen administrative Widerstände durchsetzen mussten. So bemüht sich die Politik um große Kreativwirtschaftsveranstaltungen mit bundesweiter Ausstrahlung und bewarb sich folgerichtig um den »ADC Gipfel der Kreativität«. Dieses vom Art Directors Club (ADC) organisierte Branchentreffen fand seit 1994 immer in Berlin statt und wurde jetzt erstmals offen ausgeschrieben. Im Wettbewerb konnte Frankfurt überzeugen und erhielt den Zuschlag für die nächsten drei Veranstaltungen. Über das Vertragskonstrukt ist nichts Genaues bekannt, aber man kann mit gutem Grund davon ausgehen, dass Frankfurt nicht allein mit seiner verkehrsgünstigen Lage, sondern vor allem mit direkten finanziellen Zuschüssen überzeugte.

Kreative Freiräume: Leer stehende Büroimmobilien können vorübergehend von Künstlern zum Nulltarif oder zu günstigen Mietkonditionen genutzt werden.



■ Von Kommunen, Regionen, Ländern und Bund selbst verfasste oder in Auftrag gegebene Kultur- und Kreativwirtschaftsberichte in Deutschland.

Freiräume: Zwischennutzung leer stehender Immobilien

Großveranstaltungen sind aber nur ein Aspekt der Frankfurter Kreativpolitik. Ihre Wirkung würde nach innen verpuffen, gäbe es keine kreative Szene vor Ort, die für Kontinuität sorgt. Ein gelungenes Beispiel dafür ist der gemeinnützige Verein »basis« zur Förderung kreativer Produktionsmöglichkeiten und Inhalte im Frankfurter Bahnhofsviertel. »basis« kümmert sich um Zwischennutzungsmöglichkeiten von leer stehenden Immobilien, sodass mit Unterstützung von Land und Kommune derzeit über 100 Kreative in rund 110 Arbeitsräumen ihre Projekte verwirklichen können. Öffentliche Partner und überdurchschnittlicher Einsatz von »basis« machen es möglich, dass die Ateliermieten sehr günstig sind. Weitere Leistungen dieses Vereins umfassen Angebote der Präsentation, der Kooperation und der Vernetzung. Auch die im Bahnhofsviertel anmietbaren »Workspaces für Kreative« sind so organisiert, dass sie sowohl der Vernetzung dienen als auch flexible Lösungen für das Raumproblem vieler Kreativer bieten.

Vernetzung ist überhaupt das entscheidende Stichwort und steht nicht nur im Fall von »basis« für eine heterarchische Form der Kooperation, in der situationsangepasst und dezentral auf Problemstellungen reagiert werden kann. In dieselbe Richtung zielt auch die Initiative des »m² MedienMitt-

woch«. Partner aus Wirtschaft und Politik wollen den Medienstandort »FrankfurtRheinMain« fördern und veranstalten zu diesem Zweck regelmäßige Thementreffen. Völlig unbeabsichtigt hat sogar die kommunale Kreativwirtschaftsdebatte selbst zur Vernetzung beigetragen, indem sie die Entstehung einer »Gegenöffentlichkeit« in Form eines Netzwerks von Kreativen provozierte, die alternative Ansprüche an eine sinnvolle Kreativpolitik für Frankfurt formulierten (vgl. www.kreatives-frankfurt.de).

Paradoxie: Wirtschaftsförderung für etwas Unplanbares

Allgemeine Regeln sind aus solchen Beispielen zwar nur schwer abzuleiten, aber einige der spezifischen Anforderungen kreativwirtschaftlicher Entwicklungsprozesse werden schnell sichtbar. So muss Kreativpolitik angemessen auf die Tatsache reagieren, dass sich Wertschöpfungsprozesse hier verstärkt in zeitlich befristeten Projekten mit unscharfen Rändern vollziehen und weniger in Unternehmen mit festen Hierarchien und Ansprechpartnern. Sie muss eine »kreative Allmende« bereitstellen, die als Umfeld für diese Wertschöpfungsprozesse dient, jenseits der Grenzen einzelner Unternehmen angesiedelt ist und die Entstehung von Netzwerken erlaubt. Und sie muss die besondere Rationalität des Kunst- und Kulturbetriebs, der wesentlich nur für sich selbst sein will, mit dem profanen Streben nach Gewinnma-

ximierung und wachstumseffizienter Verwendung von Fördergeldern versöhnen. Dabei befindet sie sich permanent in der paradoxen Situation, dass administrative Planung – Wirtschaftsförderung – etwas Unplanbares – Kreativität – zum Ziel hat.

Beim Blick auf die kleinen Veränderungen darf der größere Kontext nicht vergessen werden. Kreativpolitik ist Teil einer umfassenden Verschiebung, welche inhaltlich als Vermarktlichung beschrieben werden kann. Sie trägt auf multiple Weise – diskursiv, symbolisch, sozial, rechtlich, ökonomisch – zur Schaffung des Gegenstandes bei, auf den sie sich bezieht und konstituiert ihn als ein Feld, das marktwirtschaftlichen Regeln folgt. Doch dieser Prozess ist in doppelter Hinsicht weitaus weniger »geschlossen«, als es den Anschein hat: Erstens ist die zukünftige Form der Kernbestandteile dieses Marktes – Qualitätskriterien und (symbolische) Güter, Preise, Tauschformen und -orte und so weiter – keineswegs festgelegt, und zweitens schafft er paradoxerweise auch Raum für kreative Produktionen, die sich der Marktlogik entziehen oder sogar ausdrücklich dagegen Stellung beziehen. ◆

Die Autoren

Prof. Dr. Christian Berndt, 42, lehrt und forscht im Bereich angewandte Wirtschaftsgeographie am Institut für Humangeographie der Goethe-Universität. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die heterodoxe Wirtschaftsgeographie mit besonderem Fokus auf Prozessen der Ökonomisierung und »Ver-Marktung«, Geografien der Arbeit sowie Globalisierung und Nord-Süd-Beziehungen.
c.berndt@em.uni-frankfurt.de

Dr. Pascal Goeke, 33, beschäftigt sich seit 2007 mit der Kreativwirtschaft [siehe auch Seite 14].
goeke@em.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Peter Lindner, 40, hat seit 2006 die Professur für Allgemeine Wirtschaftsgeographie am Institut für Humangeographie inne. Sein wissenschaftliches Grundinteresse gilt der Frage, auf welche Weise Güter, marktwirtschaftliche Bewertungsmechanismen und Märkte als Orte des Tauschs geschaffen, reproduziert und verändert werden. Zusammen mit Christian Berndt und Pascal Goeke hat er 2008 den ersten Frankfurter Kreativwirtschaftsbericht verfasst.
plindner@uni-frankfurt.de

KOMM!

Eine neue Form der Kunstvermittlung zur Integration arbeitsloser Jugendlicher

Ein Projekt mit Frankfurter Museen und seine wissenschaftliche Begleitung

Im harten Konkurrenzkampf um einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz haben sozial benachteiligte und bildungsferne Jugendliche oft keine Chance. Ihnen fehlt nicht nur wichtiges Basiswissen, sie können sich meist schlecht konzentrieren, haben nicht gelernt, eigenständige Entscheidungen zu treffen, und viele beherrschen die deutsche Sprache nur unzureichend. Kann die Begegnung mit der Kunst daran etwas ändern? Das Projekt »KOMM!« von der Agentur »kunstsprünge« gibt dazu seit 2006 neue Impulse. Im Vordergrund stehen Jugendliche, die vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt sind und aufgrund erschwelter Lebens- und Sozialisationsbedingungen kaum Perspektiven haben.

»Wir wollen dieser sozialen Problemgruppe über die bildende Kunst grundlegende Fertigkeiten vermitteln, um ihnen den Einstieg ins Berufsleben zu erleichtern: die Fähigkeit zu Kommunikation, Kreativität und Durchhaltevermögen – und damit letztlich auch für ein gestärktes Selbstwertgefühl sorgen«, so Svenja Kriebel, Initiatorin und Koordinatorin des Projekts. Es geht darum, Verweigerungshaltungen abzulegen und das eigene Leben wieder in die Hand zu nehmen. Schon der Projekttitel sei Programm: »KOMM!«: »Werde aktiv, finde Dich nicht mit Deiner Situation ab« ist die Botschaft.

Sechs Gruppen haben bislang das Projekt in Kooperation mit den Frankfurter Museen Schirn, Städel und Liebieghaus durchlaufen. Finanziert wird es durch Sponsoren. 2007/08 wurde es durch »eXperimente 2007 – eine Initiative der Aventis Foundation« getragen. Eine langfristige Unterstützung erfolgte dank der »Crespo Foundation«. Über den Erfolg von »KOMM!« soll

die wissenschaftliche Begleitforschung von Soziologen der Goethe-Universität Aufschluss geben.

»... am Ball bleiben und etwas zu Ende bringen«

»KOMM!« unterstützt und ergänzt die Arbeit der kooperierenden sozialen Bildungsträger Caritas oder Paul-Ehrlich-Schule, einer berufsbildenden Schule. Hier erhalten die Jugendlichen nicht selten ihre letzte Chance, sich handwerklich zu qualifizieren oder den Hauptschulabschluss zu schaffen. Svenja Kriebel schildert den Ablauf: »Einmal wöchentlich ersetzt KOMM! über fünf Stunden den Alltag der vom Arbeitsamt verordneten Maßnahmen durch eigenes kreatives Arbeiten. Innerhalb kleiner Gruppen von maximal zwölf Teilnehmern wird unter Anleitung eines Museumspädagogen und eines Künstlers an möglichst eigenständig entwickelten Projekten gearbeitet.« Anfangs entstehen Zeichnungen, Porträts, mit denen die (Selbst-)Wahrnehmung sensibilisiert und die Konzentration gesteigert werden soll. Dann werden die Techniken differenzierter: »Lebensgroße Büsten zu erstellen, ist nicht nur eine individuelle, sondern auch schwierige Projektarbeit. Dazu gehört: Ideen finden, sich ein Konzept und einen Ablaufplan überlegen, die einzelnen Schritte umsetzen, aber auch Widerstände und Mängel überwinden, am Ball bleiben und etwas zu Ende bringen.«

Wichtiger Bestandteil des Projektes ist der Besuch der Museen: Für die meisten dieser Jugendlichen ein unbekannter Ort, doch in der zunächst fremden Welt der Bilder und Skulpturen beginnen sie, neue Welten zu entdecken. Im Gespräch über die Kunstwerke können sie ihre Sprachfähigkeiten und ihr Urteilsvermögen stärken. Nicht zuletzt holen sie sich Anregungen



für die eigenen Werke. Schließlich besteht das Ziel ihrer Arbeit darin, Ergebnisse aus der sechsmonatigen Projektarbeit während einer Ausstellung in einem der beteiligten Museen öffentlich vorzustellen. Die Resonanz des Publikums ist nach Auffassung der Initiatorin von »kunstsprünge« überaus positiv. »Das spüren unsere Teilnehmer, sie genießen den Eröffnungsabend, viele sind auch stolz, weil sie zum ersten Mal ein Projekt zum Abschluss gebracht zu haben.«

Jugendliche, die am Arbeitsmarkt wenig Chancen haben, beschäftigen sich in dem »KOMM!«-Projekt mit Kunst, um Kreativität zu entwickeln und ihr Durchhaltevermögen zu verbessern.



»Gute Ansätze einer positiven Aktivierung bei den Jugendlichen«

»Wir beobachten gute Ansätze einer positiven Aktivierung bei den Jugendlichen«, konstatiert Dr. Jens Becker, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, der die wissenschaftliche Begleitforschung leitet und gemeinsam mit Katharina Zoll eine erste Studie veröffentlicht hat. »Die kontinuierlichen Erfolge führen dazu, dass die Jugendlichen im Vergleich zu anderen Maßnahmen, die sie schon durchlaufen haben, deutlich seltener die Teilnahme abbrechen.« Vier Soziologie-Diplomanden haben bei der Untersuchung mitgewirkt, dazu gehörte die

Das eigene Werk präsentieren: Eine Teilnehmerin von KOMM! während des Ausstellungsaufbaus im Städel Museum.

teilnehmende Beobachtung ebenso wie Experten- und Teilnehmerinterviews. Wichtig sei, so Becker, ein eingespieltes kunstpädagogisches Team, das die Teilnehmer an die Hand nehme: »Führung zur Selbstführung« meinte er in Anlehnung an Michel Foucault, damit die Jugendlichen sich trauten, etwas Neues auszuprobieren. Und das klappt auch häufig, wie eine Teilnehmerin im Interview berichtet: »Dir wird gesagt, okay, hier hast Du'n Stift, kannst jetzt machen, was Du willst. Also, erst einmal diese Freiheit zu kapieren: Okay, ich kann eigentlich alles machen, was ich will. Aber damit muss man erst mal irgendwie umgehen können.«

Es braucht Zeit, bis anfängliche Widerstände überwunden sind, die Jugendlichen selbstständig beginnen, über ein mögliches Projekt wie das Drehen eines Films konkret nachzudenken und mehr mit anderen, die sie vorher nicht kannten, zusammenzuarbeiten und zu kommunizieren. Die ablehnen-

de Haltung ist nicht so groß wie gegenüber dem Kunstunterricht in der Schule – so sagte eine andere Teilnehmerin im Interview: »In der Schule ... wurde meistens auch bestimmt, was man machen soll. ›Du machst jetzt das, und wenn es dir nicht passt, kannst du rausgehen.« ... und hier wird man auch gefragt, da wird drüber gesprochen, was wir machen könnten.«

Tatsächlich nehmen der Teamgeist, die Menge der positiven sozialen Interaktionen zu, die Einzelnen konzentrieren sich besser, und die gruppeninternen Störungsmanöver wie Handyklingeln lassen nach. Von acht Jugendlichen eines Kurses bleiben durchschnittlich sechs bis sieben bis zur gemeinsamen Ausstellung ihrer Kunstwerke dabei. Einige Jugendliche fühlten sich angeregt, auch über die Zeit im »KOMM!«-Projekt hinaus, in der Beschäftigung mit Kunst eine Alternative zu anderen Freizeitaktivitäten zu sehen. Andere Projekte konnten dies nicht leisten – so die

Aussage von Jugendlichen, die über Vergleichsmöglichkeiten verfügten. Es lässt sich zeigen, dass die praktische Tätigkeit mit Kunst eine Auseinandersetzung mit der eigenen Identität fördert, die meist nicht bewusst reflektiert, aber doch erlebt wird. Solche Ansätze sind aus der Sozialpsychologie bekannt, werden aber in der Berufs- und Bildungsförderung zu wenig genutzt. Beckers Bilanz: »Die Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur hat eine wichtige Komplementärfunktion, um verantwortungsbewusste Persönlichkeiten mit einer starken Ich-Identität hervorzubringen. Gerade bei diesen benachteiligten Jugendlichen droht die Gefahr, dass die soziale Exklusion sich verfestigt und sie sich überflüssig fühlen oder sie als überflüssig angesehen werden, weil sie weder vom Arbeitsmarkt noch von der Gesellschaft integriert werden können.«

Weitere Information zur Begleitstudie: www.soz.uni-frankfurt.de/agsi/

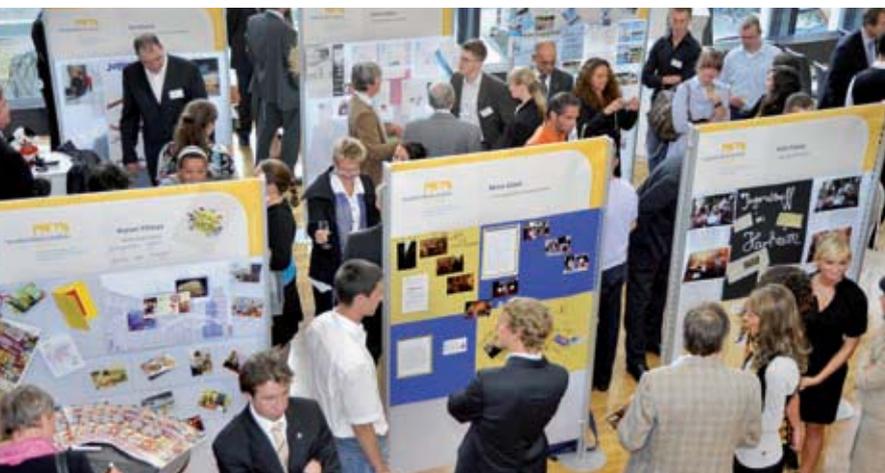
Die Revolution des Ehrenamts im Netzwerk

Die StadtteilBotschafter: Impulse für die Stadtgesellschaft der Zukunft

Wer das so einfache wie findige Frankfurter Projekt »StadtteilBotschafter« der Stiftung Polytechnische Gesellschaft beschreiben will, stößt an die Grenzen des gesellschaftlich vorrätigen Vokabulars. Das ist kein Wunder, denn das Projekt probiert aus, wie soziales Engagement in der Zukunft aussehen kann – eine Blaupause dafür gibt es nicht.

Im Projekt geht es um Ehrenamt, doch mit dem angestaubten Bild von Kassenwart und Schriftführer in Vereinen haben die jungen Botschafterinnen und Botschafter wenig zu tun. Es geht um selektive und individuelle Förderung, doch nur, wenn die geförderten Botschafter etwas für die Gesellschaft leisten. Es geht um Freiheit, auf deren Rückseite Verantwortung entsteht

und es geht um Professionalisierung in bislang der Freizeit zugeordneten Lebensbereichen. Insgesamt geht es um die Frage, wie die Zukunft der Stadtgesellschaft aussehen kann. In der wissenschaftlichen Begleitung dieses Projekts untersuche ich unter anderem, welche neuen sozialen Formen durch das Engagement dieser Botschafter in der Gesellschaft entstehen können.



Es ist vollbracht. Nach 18 Monaten ehrenamtlichen Engagements präsentieren die StadtteilBotschafter der ersten Generation ihre Projekte einer breiten Öffentlichkeit. Ein guter Anlass, um neue Ideen zu sammeln und das nächste Netzwerk zu knüpfen.

»Mach Dein Ding!«

»Mach Dein Ding!« lautete die Losung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, mit der sie junge Frankfurter zwischen 17 und 27 Jahren dazu ermunterte, sich mit einer guten Idee für ein Stipendium zu bewerben. Viel mehr Vorgaben gab es nicht. Es musste nur deutlich werden, dass die Projekte, die die zukünftigen Botschafter allein oder zu zweit verwirklichen, jeweils einem Frankfurter Stadtteil zum Vorteil gereichen. So breit die Ausschreibung war, so breit war die Resonanz: Hausaufgabenhilfe für be-

nachteiligte Kinder in Sossenheim, ein Kletterturm in Nieder-Erlenbach, ein durch Sachsenhausen wandern- des Kunstbuch oder die Eckenheimer Generationenkonferenz sind nur einige Ideen. Wer die Bewerbungshürde genommen hat – aktuell 25 Botschafterinnen und Botschafter mit 17 Projekten –, bekommt einen Etat für sein Projekt, lernt in Seminaren die Kunst der Rhetorik, das Handwerk des Projektmanagements und andere, für das eigene Projekt nützliche Dinge. Ein professioneller Ansprechpartner bei der Stiftung rundet die Leistung für die Botschafter ab. So gerüstet, kann binnen 18 Monaten nach weiteren Partnern oder Sponsoren gesucht, die Idee weiterentwickelt und das Projekt vorangetrieben werden.

Bedeutsam ist das Konzept der StadtteilBotschafter, weil es sich auf die Suche nach Lösungen für viel beklagte Missstände macht. Es reagiert auf die sinkende Bereitschaft, ein klassisches Ehrenamt in Vereinen, Kirchengemeinden oder am Arbeitsplatz zu übernehmen, aber es versucht nicht, diese Form des Engagements einfach wiederzubeleben. Stattdessen nimmt die Stiftung zur Kenntnis, dass es weiterhin Menschen gibt, die sich für die Gesellschaft einsetzen wollen. Genau hier setzt die Förderung an. Die Stiftung vergibt die Stipendien an Einzelne, wenn sie eine gute Idee haben, diese aber, aus welchen Gründen auch immer, nicht eigenständig oder in ihrem bisherigen Verein verwirklichen können. Gemeinsam mit den Botschaftern knüpft die Stiftung Netzwerke in der Stadt. Dabei ist immer klar, dass die Botschafter die Projektleiter sind, auch wenn die Stiftung von ihnen fordert, dass sie ihre Vorhaben in Zusammenarbeit mit Sportvereinen, karitativen Einrichtungen, Schulen oder anderen planen und umsetzen. Bei der Kontaktabbahnung können sich die Botschafter auf ihre Ansprechpartner bei der Stiftung stützen. Dabei profitieren sie vom Renommee der 2005 gegründeten Stiftung Polytechnische Gesellschaft wie auch der ungleich älteren, 1816 gegründeten, Polytechnischen Gesellschaft.

Frei von Vereinshierarchien und eingefahrenen Routinen

Das Bild des Netzwerkes macht auf den entscheidenden Unter-

schied zum Ehrenamt im Verein aufmerksam. Zwar lassen sich auch die Botschafter und die Stiftung auf ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis mit Kontrollen und Verbindlichkeiten ein – so wie es aus der Vereins- und Organisationsforschung bekannt ist –, aber bei den StadtteilBotschaftern gibt es praktisch keine Hierarchien und festgelegten Verfahrenswege. Ist ein Kontakt blockiert oder nicht

zur Unterstützung bereit, wird er im Netzwerk umgangen und eine andere Route gewählt. In Vereinen mit festen Satzungen und eingefahrenen Routinen kann das Veto einer höheren Hierarchieebene selbst die besten Ideen im Keim ersticken. Nicht so beim Projekt StadtteilBotschafter, dessen Struktur und implizite Maxime stark an Heinz von Foersters ethischen Imperativ erinnert: »Handle stets so, dass die An-

Anzeige



**Unsere Region wächst.
Der Flughafen wächst mit.**

Man könnte mit Investitionen warten, bis die Zukunft eine bessere Gelegenheiten bietet. Oder der Zukunft eine neue Landebahn bauen. Wir fangen jetzt damit an.

**Hier landet die Zukunft.
Fraport. Die Airport Manager.**



Sarah-Jane Koch, Stadtteilbotschafterin aus Bonames, leitet Kinder beim Knüpfen von Knoten an. Diese Übung ist Teil einer Feuerwehrfreizeit, die sie entwickelt und geleitet hat.



zahl der Wahlmöglichkeiten größer wird!« Ohne den österreichischen Kybernetiker von Foerster und dessen Werk zu kennen, beschreibt einer der Botschafter seine Einstellung und das Verhältnis zur Stiftung so: »Die Stiftung ist eigentlich der Starter in ein selbstständiges Leben (...). Ich habe früher viele Sachen selber organisiert, aber nicht in so einem Maß und nicht mit solchen Finanzen. Und jetzt trage ich Verantwortung mit meinem Projekt, vor allem mit dem Thema meines Projektes.«

Quasi auf der Rückseite der gewährten Freiheit entsteht Verantwortung. Alle Botschafterinnen und Botschafter müssen für ihre Entscheidungen einstehen. Zunahme von Entscheidungen heißt aber auch, dass sich niemand mehr auf Routinen und Traditionen verlassen kann und die Vergangenheit nicht mehr automatisch den Weg in die Zukunft weist. Das ist der Preis, der

für die Herauslösung des Ehrenamtes aus Organisationsstrukturen zu bezahlen ist. Zwar wird die Anbindung an einen Träger von den Botschaftern verlangt – im Jargon der Netzwerktheorie: die Rekombination von zuvor ausdifferenzierten Adressen –, doch diese Verbindungen können Erfahrungswissen nicht ersetzen. So muss etwa jeder Botschafter die Kostenkalkulation für sein Projekt neu erstellen, weil das Wissen von einer ähnlichen Veranstaltung nur schlecht im Netzwerk gespeichert werden kann.

Neue Kooperationsformen im Praxistest

Im Fall des Frankfurter Projekts können die Mitarbeiter der Stiftung durch ihren Erfahrungsvorsprung die Wissensdefizite ausgleichen. Auch hilft das Rahmenprogramm bei der Überwindung von längeren Durststrecken bei der Projektentwicklung, denn die Treffen mit

Frankfurter Persönlichkeiten oder die gemeinsamen Seminare motivieren und geben Kraft für die nächste Projektetappe. Aber diese Ausgleichsmechanismen sind aufwendig. Im Fall der Stiftung ist das insofern kein Problem, als dass das Ausloten von neuen Formen des sozialen Engagements ein Teil des Projektziels ist. Wie sehr sich bei den StadtteilBotschaftern bewährte Arbeits- und Kooperationsformen verallgemeinern und übertragen lassen, wird für den zukünftigen Erfolg solcher Projekte entscheidend sein.

Ganz gleich, wie das Projekt insgesamt ausgehen wird, die Botschafter der aktuellen Generation leisten gute Arbeit, und das Projekt insgesamt führt vor, testet aus und verwirft Ideen für das soziale Engagement in der Gesellschaft der Zukunft. Dass dieses Engagement im Netz und nicht im geschlossenen Verein, in Heterarchien und nicht in Hierarchien sowie an der Grenze von Freizeit und Professionalität stattfinden wird, scheint allerdings schon jetzt ausgemachte Sache zu sein – und das ist wenigstens eine kleine Revolution. ♦

Weitere Informationen unter: www.stadtteilbotschafter.de

Der Autor

Dr. Pascal Goeke, 33, ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Humangeographie. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Migrations- und Inklusionsforschung sowie die Organisations- und Netzwerkforschung. Seit 2009 begleitet er das Projekt »StadtteilBotschafter« wissenschaftlich. goeke@em.uni-frankfurt.de

Ein Stadtviertel im Wandel

Quartiersforschung im Ostend

»Im Osten gibt's Neues.« So wirbt die Stadt Frankfurt seit Mai 2009 in ihrer Imagekampagne für den Stadtteil Ostend. Das Ostend: künftiger Standort der Europäischen Zentralbank (EZB), Autohäuser, Galerien, Szenelokale, Bildungszentrum, neue hochwertige Wohnbebauung, aber auch starke Verkehrsbelastung, schmutzige Straßen, unsanierte Gebäude,

Kriminaldelikte, Drogen, Abwanderung und Aufgabe zahlreicher Unternehmen. Am Institut für Humangeographie forscht eine Arbeitsgruppe (Junior-Prof. Antje Schlottmann, Dr. Andrea Mösgen, Thomas Sperber) seit mehr als zwei Jahren im Ostend. Im Mittelpunkt stehen dabei die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen.

Besonders im südlichen, an die Innenstadt angrenzenden Teil des Ostends leben überdurchschnittlich viele Bürger mit Migrationshintergrund. Medienberichte über das Ostend beschränken sich oftmals auf Pressemeldungen der Polizei. Und dennoch: Im Vergleich zum Frankfurter Durchschnitt lassen sich weder bezüglich Einkommen noch Arbeitslosigkeit statistisch



Der Neubau der Europäischen Zentralbank (EZB) (hier eine Fotomontage mit dem alten Modell) wird nicht nur Bau- substanz, sondern auch Sozialstrukturen des Ostends tiefgreifend verändern.

Literatur

Schlottmann, A. (2005): *Raum- Sprache – Ost- West-Differenzen in der Berichterstat- tung zur deutschen Einheit. Eine so- zialgeographische Theorie*. Sozialgeo- graphische Bib- liothek, Band 4. Stuttgart: Steiner.

Weichhart, P. (1990): *Raumbe- zogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich- sozialer Kognition und Identifikation*. Erdkundliches Wissen, Band 102. Stuttgart: Steiner.

Werlen, B. (1997): *Sozialgeo- graphie alltäglicher Regionalisierungen*. Band 2: Globali- sierung, Region und Regionalisie- rung. Stuttgart: Steiner.

sich Kinder und Jugendliche? Welche Räume können zum freien Spiel oder zur nicht überwachten beziehungsweise nicht disziplinier- ten Erkundung innerer und äußerer Grenzen genutzt werden? Wie werden neu gestaltete Räume, wie etwa Teile des Ostparks, der Paul- Arnsberg-Platz oder ein Spielplatz an der Rosa-Luxemburg Allee, tatsächlich wahrgenommen? Dabei stellte sich unter anderem heraus, dass vermeintlich gute Angebote von vielen Kindern und Jugendli- chen eher gemieden werden, etwa weil sie wie der Ostpark abseits all- täglicher Raum-Zeit-Pfade oder wie der Paul-Arnsberg-Platz zu offen liegen. Untersucht wurde in diesem Zusammenhang auch das Sicher- heitsempfinden von Kindern, wobei neben dem Ostbahnhof wiederum der Ostpark häufig als »unheimli- cher Ort« erscheint. Herumliegen- der Müll, Verwahrlosung und die dort häufig lagernden Obdachlosen werden als Gründe genannt.

Auch wenn die Ergebnisse der meist qualitativen Forschung auf- grund ihrer Anlage und Laufzeit nicht repräsentativ sind, haben sich im Laufe der Zeit Fragen nach dem Image des Ostends und der raum- bezogenen Identität der Bewohner als zentrale Bausteine für ein tiefe- res Verständnis der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen erwiesen. Aus dieser Einsicht ist die Idee für ein längerfristig ange-

Kein Raum für Heimatgefühle? Der neugestaltete Paul-Arnsberg- Platz.

belegbare »Probleme« oder »Be- nachteiligungen« feststellen. Das Ostend ist sehr viel heterogener als plakative Bilder dies transportieren. Hinzu kommt, dass das Quartier seit Ende der 1980er Jahre um- fangreich saniert wird und sich des- halb stark wandelt. Dieser Prozess beschleunigt und intensiviert sich aktuell durch den geplanten Neu- bau der Europäischen Zentralbank, der 2014 fertig gestellt werden soll. Diese Ausgangsbedingungen ma- chen das Quartier zu einem hoch- interessanten Gegenstand stadtgeo- grafischer und sozialgeografischer Fragestellungen.

Die Untersuchungen finden zurzeit im Projektseminar »Quar- tiersanalyse« im neu strukturierten Lehramtsstudiengang Geografie statt. Zusammen mit Studierenden werden unter dem Rahmenthema »Räumliche Sozialisation« empiri- sche Einsichten zur symbolischen und emotionalen Aneignung des Viertels und seiner räumlichen Gegebenheiten erfasst. Es geht darum, die Konstitution des Quar- tiers durch Praktiken der sozialen Interaktion und der raumbezogenen Identifikation nachzuvollziehen, mögliche Defizite aufzuzeigen und den zukünftigen Wandel begreifbar zu machen. Wichtige Anregungen für diese zunächst noch punktuelle Erforschung der sozialisatorischen Umwelt im Quartier hat eine Po- diumsdiskussion am Institut für Humangeographie Anfang 2009 geliefert. Als Ostend-Experten standen Eleonore Demmer-Gaite (Internationales Familienzentrum), Christiane Dubuque (Nachbar- schaftszentrum Ostend), Dr. Sabine Baumann (Selbsthilfe- und Nach- barschaftszentrum Ostend e.V.) und Martin Karlson (»Kinder in der

Stadt« KIDS Ostend) den Studie- renden Rede und Antwort.

Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen

Mit diesen sozialen Institutionen besteht auch in der Forschungspra- xis eine enge Kooperation. Sie ge- wahren großzügig Einblicke in ihre Jugendarbeit. So kann die Bedeu- tung der öffentlichen Einrichtungen als Anlaufstelle, Aufenthalts- und Lernort erfasst werden. Dabei wurde zum Beispiel deutlich, dass das An- gebot des Spielens unter Aufsicht gerade in Zeiten zwischen Schule und Abendessen nachgefragt ist und insbesondere für die sogenann- ten »Lückekinder« zwischen 9 und 13 Jahren, die nicht mehr in den Hort, aber noch nicht in Jugend- clubs gehen, von großer sozialisato- rischer Bedeutung ist.

Neben den öffentlichen Ein- richtungen werden aber auch die – gemäß neuerer Sozialisations- theorien – wichtigen unregelmäßig Freiräume untersucht: Wo treffen



legtes Forschungsprojekt im Rahmen des »Stadtteilatlas Ostend« entstanden, den Prof. Thorsten Bürklin und Prof. Michael Peterek von der Fachhochschule Frankfurt am Main planen. Der Stadtteilatlas soll über einen längeren Zeitraum die Transformation des Viertels aus unterschiedlichen Blickwinkeln dokumentieren und dabei neue Wege der Kartierung von sozialräumlichen Sachverhalten beschreiben. Forscher der Fachhochschule Frankfurt und der Goethe-Universität analysieren in dem interdisziplinär angelegten Projekt die städtebaulichen, architektonischen, sozialen, demografischen und ökonomischen Entwicklungen dieses Stadtteils. Die Erkenntnisse aus der Dokumentation des Transformationsprozesses lassen sich einerseits planerisch verwerten, andererseits können andere Städte mit vergleichbaren Großprojekten von den Erfahrungen profitieren.

Gibt es ein Wir-Gefühl der »Ost-Ender«?

Die Arbeitsgruppe des Instituts für Humangeographie befasst sich speziell mit dem »Ostend aus der Innensicht«. Ziel ist es, aus humangeografischer, praxiszentrierter

Perspektive (Werlen, Weichhart, Schlottmann) das Ostend als Produkt symbolischer Aneignung – sogenannter signifikanter Regionalisierung – und sozialräumlicher Bindungsprozesse zu rekonstruieren. So soll untersucht werden, welche emotionalen Bezüge von welchen Gruppen hergestellt werden, ob es eine Gruppenidentität im Sinne eines Wir-Gefühls der »Ost-Ender« gibt und wenn ja, wer oder was dazugehört oder ausgegrenzt wird. Trotz der aktuell stattfindenden Aufwertung des Ostends ist dabei davon auszugehen, dass auch das Fremd-Image als Problemviertel die Bindungsprozesse entscheidend mitbestimmt.

Das Projekt soll eine Laufzeit von zwei Jahren haben. Eine mit einem zeitlichen Abstand durchgeführte Folgestudie soll Hinweise auf Image-Veränderungen in diesem dynamischen Frankfurter Stadtteil liefern. Perspektivisch lassen sich aus den Untersuchungen Rückschlüsse auf die Attraktivität des Ostends als Wohnstandort, aber auch auf die bestehende Verbindlichkeit der Bewohner gegenüber »ihrem Quartier« und damit einhergehende soziale Stabilität

ziehen. Durch den Zuzug der EZB entstehende neue Problemlagen, wie die Verdrängung alteingesessener, sozial schwächerer Gruppen (Gentrification) sowie Identitäts- und Bindungsverluste und daraus resultierende soziale Konfliktherde können erfasst werden. Teil des Projekts wird auch sein, die Zielgruppe bei einer Kreativwerkstatt zum Thema »unser Ostend« an Ergebnissen und gestalterischen Empfehlungen teilhaben zu lassen. ♦

Die Autorinnen

Dr. Antje Schlottmann, 39, ist Juniorprofessorin für Geografie und ihre Didaktik am Institut für Humangeographie. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen sozial- und kulturgeografische Theoriebildung, mediale Konstitution raumbezogener Images und Identitäten sowie gesellschaftliche Naturverhältnisse. www.geo.uni-frankfurt.de/ifh/Personen/schlottmann

Dr. Andrea Mösgen, 37, ist Akademische Rätin am Institut für Humangeographie. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die städtische Sozialraumanalyse und die Verkehrsmodellierung mit Geographischen Informationssystemen. www.geo.uni-frankfurt.de/ifh/Personen/moesgen



»Ich bin ein Mann!
Was willst du überhaupt?«

Wie Frauen in Frankfurts offener Drogenszene die Hierarchie der Geschlechter erfahren

Die gesellschaftliche Wahrnehmung des Drogenproblems ist geprägt durch öffentlich präsente Drogenszenen und den dort stattfindenden sichtbaren Handel und Konsum illegaler Drogen in Verbindung mit Beschaffungskriminalität und Prostitution. Die Szeneangehörigen, die mit ihrer Lebensweise jeder gesellschaftlichen Norm zu widersprechen scheinen, verkörpern mit ihrer Präsenz an öffentlichen Plätzen, ihrer sozialen Desintegration und ihrer gesundheitlichen Verelendung die beängstigende Dramatik von Drogengebrauch und Abhängigkeit.

Um die lebensweltliche Situation von Frauen in diesem patriarchal

geprägten Milieu zu explorieren, wurde eine ethnografische Studie im Frankfurter Bahnhofsviertel durchgeführt. Die Forschungsergebnisse stützen sich auf 25 qualitative themenzentrierte Interviews mit Heroin- und Crackkonsumentinnen sowie zahlreiche Feldbeobachtungen, die zwischen 2003 und 2009 stattfanden. Die Interviewpartnerinnen wurden direkt auf der Straße im Bahnhofsviertel oder in Drogenhilfeeinrichtungen angesprochen. Um auch Aussagen über Genderdifferenzen treffen zu können, wurden die Daten der »Szenestudie« des an der Goethe-Universität angesiedelten Centre for Drug Research, für die 50 weibliche und 100

männliche Szeneangehörige befragt wurden, einer Sekundärauswertung unterzogen.

Öffentliche Drogenszenen als »Angsträume«

Öffentliche Drogenszenen werden von Bürgerinnen und Bürgern – unabhängig von realen Gefahren – als »Angsträume« empfunden und gemieden. Meist bilden sich Szenen an belebten Orten mit guter Verkehrsanbindung und Einkaufsmöglichkeiten – wie im Frankfurter Bahnhofsviertel, das als eigene kleine Welt erscheint. In keinem anderen Teil der Stadt existieren so unterschiedliche Gesellschaftsschichten nebeneinander, treffen Armut und Reichtum auf solch engem Raum aufeinander: hier billige Stundenhotels, Straßenprostituierte und Obdachlose, dort Bürohäuser, Banken und geschäftige Pendler auf dem Weg zum Arbeitsplatz. Zwischen Banken, Bars, Bordellen und Geschäften vollzieht sich das alltägliche Leben der etwa 300 bis 500 Drogenkonsumierenden, die sich regelmäßig und dauerhaft in der Szene aufhalten; etwa ein Viertel von ihnen sind Frauen.

Viele sind obdachlos, und das Bahnhofsviertel ist ihr Lebensmittelpunkt. Die Frauen halten sich durchschnittlich neun Stunden täglich dort auf, die Männer etwa sieben. Heroin und Crack dominieren die Drogenkonsummuster, daneben nehmen auch Benzodiazepine einen wichtigen Stellenwert ein. Alkohol, Cannabis und Kokain werden dagegen in geringem Umfang konsumiert.

Einzelgängerinnen in einer aggressiven Männerwelt

Soziale Marginalisierung und der Kreislauf aus Finanzierung, Beschaffung und Konsum illegaler Drogen kennzeichnen den Alltag in der Szene. Entscheidend wird das Leben in diesem Milieu von der Geschlechtszugehörigkeit geprägt; die Drogenszene ist eine »Männerwelt«. Physische Stärke, Aggressionen und Gewalt erhalten unter den Bedingungen der Illegalität einen entscheidenden Stellenwert. Damit herrschen männliche Normen, die sich an den traditionellen Geschlechterstereotypen orientieren und das »Recht des Stärkeren« betonen: Wer sich körperlich durchsetzen kann, hat das Sagen. Damit

sind Frauen schon aufgrund ihrer physischen Konstitution benachteiligt. Wie sehr die Geschlechterhierarchie das Leben in der Szene bestimmt, illustriert das Interviewzitat »Ich bin ein Mann! Was willst du überhaupt?«. Die Geschlechterordnung wird in Alltagssituationen immer wieder hergestellt und gefestigt, Konflikte werden gemäß der Geschlechtszugehörigkeit entschieden.

Wie bewältigen Frauen unter diesen Umständen den Szenealltag? »Jeder muss hier seinen Kampf kämpfen!« – so brachte es eine Drogenkonsumentin in einem Interview auf den Punkt. Frauen erleben die sozialen Beziehungen als von gegenseitigem Misstrauen und fehlender Solidarität geprägt. Viele haben die Erfahrung gemacht, dass Freundschaften in diesem Umfeld kaum möglich sind und bewegen sich daher als Einzelgängerinnen in der Szene – mit fatalen Folgen, denn damit fehlen ihnen auch die unterstützenden und protektiven Sozialkontakte. Männer sind dagegen eher in soziale Netzwerke eingebunden und schließen sich häufiger zu kleineren Gruppen zusammen.

Die Frauen in der Drogenszene sind gleich in doppelter Weise stigmatisiert: Sie verstoßen nicht nur gegen gesetzliche Normen, sondern auch gegen die gesellschaftlichen Normvorstellungen von Weiblichkeit. Diese negative Bewertung haben sie internalisiert, was zudem dazu führt, dass sie sich untereinander diskreditieren und abwerten. Die Geringschätzung anderer »Szenefrauen« ist ein wichtiges Element der Identitätsarbeit, da sich hiermit gleichzeitig die Aufwertung der eigenen Person verbindet und die Drogenkonsumentinnen so ein annähernd positives Selbstbild aufrechterhalten können.

»Was die anderen Frauen machen, wäre für mich unvorstellbar!« Derartige abschätzende Bemerkungen über andere Frauen aus der Szene gehören zum Alltag und erschweren es, sich solidarisch füreinander einzusetzen. Die gegenseitige Diskreditierung verhindert, dass die Frauen ein gemeinsames Schutz- und Unterstützungssystem aufbauen und macht sie im Szenealltag erheblich angreifbarer.

Das Leben in der Drogenszene ist für Frauen psychisch und physisch deutlich belastender als für

Männer: So schätzt jede dritte Frau, jedoch weniger als jeder zehnte Mann, den eigenen Gesundheitszustand schlecht bis sehr schlecht ein. Über die Hälfte der Frauen, aber nur ein Drittel der Männer berichten, unter Depressionen zu leiden. Und auch von Gewalt sind Frauen häufiger betroffen: Im Durchschnitt erlebten die Frauen in einem Monat sechs, die Männer drei Gewaltsituationen.

Für die Entwicklung effektiver Hilfsangebote ist es unerlässlich, die besondere Problemlage von Drogenkonsumentinnen in den Blick zu nehmen, um so zu erfahren, was Frauen wollen könnten. ◆

Die Autorin

Christiane Bernard, 32, promoviert am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Frankfurt über genderspezifische Auswirkungen unterschiedlicher Drogenpolitiken am Beispiel der USA und Deutschlands. Sie war von 2003 bis 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Centre for Drug Research in Frankfurt, von 2006 bis Juni 2009 Research Scholar an der City University of New York und ist seit 2008 Stipendiatin des MainCampus-Stipendiatenwerks der Polytechnischen Gesellschaft; sie arbeitete zudem zehn Jahre in der Frankfurter Drogenhilfe und begleitete während ihres USA-Forschungsaufenthalts Streetworker in Harlem und Brooklyn. bernard@cdr-uni-frankfurt.de

Literatur

Oliver Müller, Bernd Wense und Christiane Bernard (2009) *MoSyD Szenestudie: Die offene Drogenszene in Frankfurt am Main 2008* Johann Wolfgang Goethe-Universität, Centre for Drug Research, Frankfurt am Main.



Ludwig Emil Grimms Radierung der 24-jährigen Bettine Brentano bildet das Frontispiz von Achim von Arnims Novellensammlung »Der Wintergarten« (1809).



Autorin ohne Werk, Publizistin undercover, Dokumentaristin avant la lettre

Zum 150. Todestag der Schriftstellerin Bettine von Arnim

**von Wolfgang
Bunzel**

»Sie haben, verehrte Frau, die deutsche Literatur (...) konsternirt, und den Vortheil, den man davon geistig hat, zu schreiben, ohne Schriftstellerin zu sein, denen die es sind, (...) frappant und demüthigend gemacht« – als die jungdeutschen Autoren Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg die von ihnen verehrte Bettine von Arnim mit diesen Worten 1835 zur Mitarbeit an der geplanten Zeitschrift »Deutsche Revue« einluden, benannten sie nicht nur, was die zeitgenössische Öffentlichkeit an dieser Frau faszinierte, sondern charakterisierten auch die Besonderheit ihres Schreibens sehr präzise. Denn Bettine von Arnim, die erst im Alter von 50 Jahren ihr erstes Buch veröffentlichte, ist streng genommen eine Autorin ohne Werk (darin am ehesten Rahel Varnhagen vergleichbar), die zeitlebens nur Briefe und Gespräche verfasste. Genau damit aber traf sie den Nerv der Zeit: Da sie die kanonisierten Formen literarischen Ausdrucks mied, wirkten ihre Texte lebensnah, ursprünglich und unverbraucht; weil sie ihr Schreiben eng an die eigene Biografie ankoppelte, schien es die von der Romantik geforderte Ungeschiedenheit von Leben und Werk einzulösen; und indem sie private Dokumente bedenkenlos öffentlich machte, verfuhr sie ähnlich wie ihre jungen Schriftstellerkollegen, die aus Gründen der Zensur ihre Stellungnahmen zur Zeitgeschichte als Zweckformen tarnen mussten.

Fantasiebegabte Tochter eines Frankfurter Kaufmanns

Schon als junges Mädchen galt die 1785 in Frankfurt am Main Geborene als Verkörperung romantischer Naturpoesie. Dass sie als solche angesehen wurde, war freilich genau besehen das Ergebnis eines Fluchtverhaltens. Genau wie ihr sieben Jahre älterer Bruder Clemens gehörte nämlich auch sie zu den Außenseitern im Familienverband jener insgesamt 20 Kinder, die der aus Italien stammende Vater Pietro Antonio Brentano, ein wohlhabender Großkaufmann, in drei Ehen zeugte. Der vorzeitige Tod der Eltern machte Bettine früh zu einer Vollwaise und lieferte sie der Vormundschaft der älteren Brüder aus, die allesamt auf ökonomischen Profit und die Sicherung ihrer sozialen Stellung bedacht waren und mit der künstlerischen Begabung der kleinen Schwester wenig anfangen konnten. Das Kunstprogramm der Romantik nun half erst Clemens und unter seinem Einfluss dann auch Bettine, die Geringschätzung durch die Angehörigen und das daraus resultierende Vereinsamungsgefühl zu kompensieren. Beide entdeckten die Literatur als Ersatzwelt und die Imagination als Weg, um der nüchternen und als bedrückend empfundenen Alltagsrealität zu entkommen.

Bettine hielt letztlich zeitlebens an der Überzeugung fest, dass nur mithilfe der Fantasie die Beschränkungen der prosaischen Lebenswirklichkeit überwunden werden können, und räumte deshalb dem »Geist« und seinen Ausdrucksformen Vorrang vor allem anderen ein. Ihre Haltung war freilich nicht Ausdruck von Eskapismus, sondern entsprang der Überzeugung, dass Literatur und Kunst Vehikel zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse sind. Auf diese Weise gelang es ihr, den universalpoetischen Ansatz der Frühromantik in die Vormärz-Zeit hinüberzuretten und ihn dort zum Ansatzpunkt für eine scharfe Kritik am Status quo und die Forderung nach sozialen und politischen Reformen zu machen.

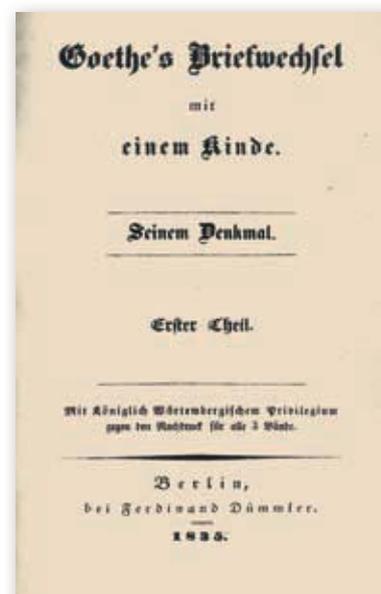
Zentrale Voraussetzung für ihr späteres Wirken war eine virtuos betriebene Selbstinszenierung. Schon in ihrer Kindheit eignete sich Bettine Brentano die Fertigkeit an, in eine fremde Haut zu schlüpfen und so zeitweilig zu einer anderen Person zu werden. Das unersiehbar, aber kreative androgyne Naturkind Mignon aus Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre« etwa imitierte sie so überzeugend, dass Zeitgenossen den Eindruck bekamen, der Weimarer Autor habe seine Figur nach ihr entworfen und nicht umgekehrt. Überhaupt wurde Goethe zu einer zentralen Bezugsinstanz ihres Lebens. Gezielt nahm sie als junge Frau im Alter von 21 Jahren Kontakt zu Goethes Mutter Catharina Elisabeth auf und wurde bald zu einer guten Freundin der betagten Frau Rat. Über sie kam sie in brieflichen und schließlich auch persönlichen Kontakt mit dem berühmten Dichter. Zwar bewahrte er ihr gegenüber lange eine gewisse Distanz, doch wusste Bettine ihn sich durch zahlreiche Gefälligkeiten gewogen zu machen. Im Jahr 1810, nachdem Goethe mit der Abfassung seiner Autobiografie begonnen hatte, fungierte sie sogar als Materiallieferantin für ihn. In mehreren Briefen berichtete sie ihm Anekdoten aus seiner Kindheit und Jugend, die ihr weiland seine 1808 gestorbene Mutter erzählt hatte. Einiges davon nahm er in den ersten Band von »Dichtung und Wahrheit« auf, anderes sparte er für spätere Kapitel auf.

Durch die Mitwirkung an diesem Werk rückte Bettine faktisch in den Rang einer Schriftstellerin auf – zumal die Schilderungen, die sie geliefert hatte, von ihr erheblich ausgeschmückt und mit hinzuerfundenen Passagen angereichert worden waren. Bereits in den lebensweltlichen Briefen lassen sich also jene Verfahrensweisen erkennen, die auch ihre Brief- und Gesprächsbücher charakterisieren: Fakten werden, wenn nötig, korrigiert und Neues wird hinzuerfunden, weil das Dargestellte nicht dem Zweck der Dokumentation, sondern der produktiven Korrektur der Realität dient.

Sieben Kinder lassen wenig Zeit für die Kunst

Bevor sie allerdings eigene Texte publizierte, verging noch fast ein Vierteljahrhundert. 1811 heiratete sie Achim von Arnim, den engen Freund ihres Bruders Clemens, und führte fortan ein Leben als Ehegattin und als Mutter von insgesamt sieben Kindern. Der Unterschied zu ihrem vorangegangenen Lebensabschnitt als weitgehend ungebundene und überwiegend intellektuell tätige, mit Lesen, Briefe schreiben, Singen, Musizieren, Komponieren, Zeichnen und Malen beschäftigte Frau könnte nicht größer sein. Nun hatte Bettine kaum noch Zeit, ihre Kreativität auszuleben und führte, nicht zuletzt durch die schlechte Versorgungslage in den Jahren der Befreiungskriege bedingt, ein zuweilen recht entbehrungsreiches Leben: Unter weitgehender Hintanstellung persönlicher Bedürfnisse widmete sie sich intensiv der Erziehung ihrer vier Söhne und drei Töchter, die sie förderte, wo immer sie konnte. Die Entscheidung für diese Existenzform war eine, deren Konsequenzen sie zwar wohl nicht zur Gänze vorausgesehen hatte, die von ihr letztlich aber bewusst getroffen und auch bejaht wurde. Im Gegensatz zu früher widmete sich Bettine von Arnim jetzt intensiv der Bewältigung des Alltags, erst auf dem arnimschen Landgut Wiepersdorf, später in Berlin. Erst die während dieser Zeit gemachten Erfahrungen machten ihr die Mühen von Haushaltsführung und Kindererziehung fühlbar und sensibilisierten die reiche Kaufmannstochter, die trotz manch finanzieller Nöte und gelegentlicher Versorgungsengpässe doch ein privile-

Mit »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde« (1835), ihrer ersten Buchpublikation, wurde Bettine von Arnim im Alter von 50 Jahren zu einer gefeierten Autorin.



Auf Ludwig Emil Grimms Radierung aus dem Jahr 1838 ist die auf Anhieb berühmt gewordene Bettine von Arnim vor einem Modell ihres Goethe-Denkmal abgebildet.



giertes Leben führen konnte, für soziale Belange. Als 1831 in Berlin die Cholera ausbrach, blieb sie anders als viele nicht nur in der Stadt, sondern leistete Kranken und Bedürftigen auch vielfältige Hilfe.

Im selben Jahr starb Achim von Arnim, und mit dem Witwenstand begann abermals ein neuer Abschnitt in Bettines Leben. Schon während der zwanziger Jahre hatte sie damit begonnen, wieder stärker am kulturellen Leben teilzunehmen. So arbeitete sie im Jahr 1824, nachdem sie während eines Besuchs in ihrer Heimatstadt das Modell eines von einem bekannten Bildhauer konzipierten Denkmals für Goethe gesehen hatte, das ihr überhaupt nicht gefiel, einen Gegenentwurf aus, der breite Zustimmung fand. Das auf dieser Grundlage angefertigte Miniaturmodell wurde seinerzeit sogar im Städelschen Kunstinstitut ausgestellt, was der bildkünstlerischen Autodidaktin schlagartig vor Augen führte, wie leicht sich selbst für eine Frau Öffentlichkeitswirkung erzielen ließ, wenn man sie nur entscheiden genug anstrebte. Die hier gemachte Erfahrung bereitete Bettine von Arnims Pläne vor, schriftstellerisch tätig zu werden.

Die Fünfzigjährige debütiert als Bildhauerin und Literatin

Der Tod Goethes war dann der entscheidende Impuls dafür, das Vorhaben in die Tat umzusetzen. Unmittelbar nachdem sie die Nachricht von Goethes Ableben erreicht hatte, forderte sie dessen Nachlassverwalter auf, ihr die mit dem Verstorbenen gewechselten Briefe zurückzuerstatten, was auch geschah. Auf der Grundlage dieses Materialfundus erarbeitete sie schließlich »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde« (1835), eine Publikation, die auf den ersten Blick eine Sammlung der eigenen, mit dem berühmten Dichter geführten Korrespondenz zu sein scheint, in Wirklichkeit aber eine denkbar freie Bearbeitung der Originaldokumente darstellt. Bettine von Arnim formte nämlich das ihr zugrunde liegende Material so um, dass es ihren Aus-

sageabsichten entsprach. Zu ihren Zielen gehörte es, ein differenziertes Bild des Weimarer Dichters zu entwerfen. Während die Goethe-Rezeption in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in zwei Lager gespalten war – meist unkritische Verehrer auf der einen und erbitterte Gegner auf der anderen Seite –, mischen sich in Bettine von Arnims Goethe-Buch Lob und Kritik auf raffinierte Weise. So kann die Autorin Goethe für seine überragende kreative Potenz loben, ihm aber zugleich Ich-Zentriertheit und Politikferne vorwerfen. Im Ergebnis entsteht so ein überaus kontrastreiches Goethe-Bild, das zwischen Apologie und Polemik vermittelt und die kulturelle Vorbildfunktion dieses Repräsentanten deutschen Geisteslebens betont.

Sozialpolitisch engagierte Fürstenerzieherin

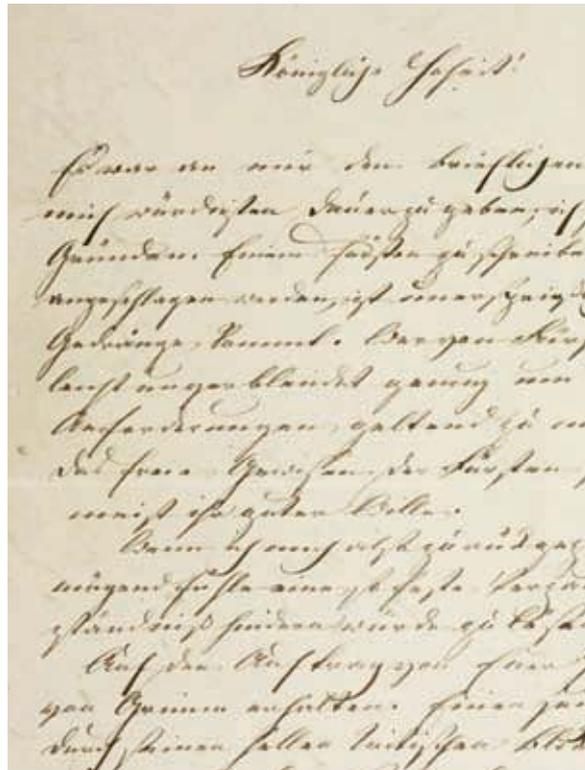
Doch »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde« geht in der Funktion einer differenzierten Stimme im vormärzlichen Meinungsstreit um die Bewertung Goethes und seiner Werke beileibe nicht auf. Der Korrespondenzpartner Goethe dient Bettine von Arnim nämlich dazu, um in der Auseinandersetzung mit ihm die eigene Selbstwerdung darzustellen. Im Lauf der mit ihm gewechselten Briefe aus den Jahren 1807 bis 1811 vollzieht sich ein Reifungsprozess, in dem die junge Bettine zu einer eigenständigen Persönlichkeit, einer politisch denkenden und sozial engagierten Frau wird. Anders gesagt: Die Schriftstellerin Bettine von Arnim gestaltet literarisch ihre eigene Emanzipati-



Carl Funkes nach einer eigenhändigen Zeichnung Bettine von Arnims entstandene Radierung zeigt den Entwurf ihres – ursprünglich für Frankfurt vorgesehenen – Goethe-Denkmal. Die Künstlerin hat sich dabei in der mythologischen Figur der Psyche, die in die Saiten greift, selbst dargestellt und zum Zentrum des Werks gemacht.

ongeschichte, innerhalb der Goethe als zentraler Bildungsfaktor fungiert, wobei die Nachzeichnung ihres Entwicklungsgangs zum Vorbild für die junge, nachwachsende Generation insgesamt werden soll. In den beiden ähnlich strukturierten Briefbüchern »Die Günderröde« (1840) und »Clemens Brentano's Frühlingskranz« (1844) wird dann die in »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde« zum Abschluss kommende Entwicklung der eigenen Persönlichkeit bis in die Kindheit zurück verlängert, so dass alle drei Texte zusammengekommen so etwas wie eine Werktrilogie bilden, die als weiblicher Bildungsroman angesehen werden kann.

Da für Bettine von Arnim Geistesfreiheit und politische Unabhängigkeit zusammengehören, ist ihr Kampf um individuelle Autonomie immer auch ein Modell politischer Emanzipation. Im Grunde hat sie sich, seit sie an die Öffentlichkeit getreten ist, als politische Autorin begriffen. Die mithilfe des Goethe-Buchs errungene Berühmtheit nutzte sie ab Ende der dreißiger Jahre dann konsequent dazu, um Einfluss auf politische Entscheidungen zu nehmen. So setzte sie sich beim preußischen Kronprinzen, der ab 1840 den Thron bestieg und fortan als Friedrich Wilhelm IV. regierte, mit Nachdruck für die Berufung der aus ihren Ämtern gejagten Brüder Jacob und Wilhelm Grimm ein. Überhaupt konzentrierte sie ihre Einflussnahme auf den preußischen Regenten, suchte parallel dazu aber auch andere gekrönte Häupter und potenzielle Thronfolger – darunter Karl von Württemberg, Carl Alexander von



Bettine von Arnim hat mit zahlreichen hochgestellten Persönlichkeiten korrespondiert; hier wendet sie sich an Prinz Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach (1846).

Anzeige

Die DekaBank zählt zu den großen Finanzdienstleistern in Deutschland. Als zentraler Asset Manager der Sparkassen-Finanzgruppe sind wir in den Geschäftsfeldern Asset Management Kapitalmarkt, Asset Management Immobilien sowie Corporates & Markets aktiv.

Studierende aufgepasst – Talente gesucht!

Praktikum als Karrierebaustein. Möchten Sie nach den ersten erfolgreich absolvierten Semestern Praxisluft schnuppern? Mit einem Angebot von über 30 verschiedenen Praktika begleiten wir Sie bei Ihren ersten Schritten in der Arbeitswelt.

Traineeprogramm als Unikat. Glückwunsch, die Theorie ist geschafft – jetzt kommt der individuelle Start in die Praxis! Wirtschafts- bzw. Naturwissenschaftlern und Absolventen mit Immobilienhintergrund bieten wir eine große Auswahl an unterschiedlichen Traineeprogrammen – ganz nach Ihren persönlichen Stärken und beruflichen Vorstellungen. Ein sehr guter Studienabschluss, relevante Praktika, Teamgeist und kommunikatives Geschick, dazu noch eine frische Denkweise und es kann los gehen!

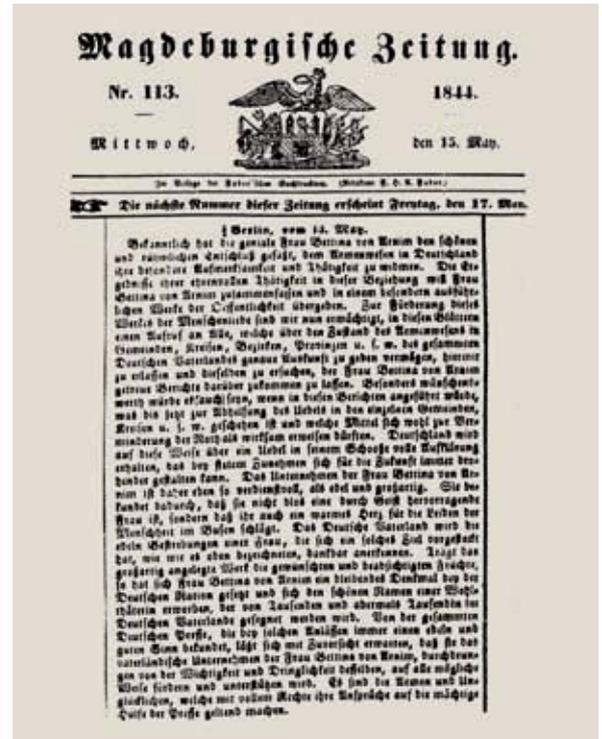
Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann bewerben Sie sich bitte möglichst online unter www.dekabank.de – wir freuen uns auf Sie! Bei Rückfragen stehen Ihnen Frau Meike Kläber gerne unter (+49) 69 - 7147 7237 und Frau Marie-Luise Mudrack (+49) 69 - 7147 2113 zur Verfügung.

„DekaBank



Sachsen-Weimar und Ludwig I. von Bayern – zu politisch verantwortlichem Handeln anzuleiten. Ihren Höhepunkt fand das ambitionierte Projekt einer Fürstenerziehung, das sie verfolgte, in »Dies Buch gehört dem König« (1843), einer Art von offenem Brief an Friedrich Wilhelm IV. Von besonderer Brisanz ist der Anhang des Buches, der in schmuckloser Sprache das Elend der Bewohner einer Armenkolonie vor den Toren Berlins schildert und an einem konkreten Beispiel die von der zunehmenden Industrialisierung bewirkte Massenverelendung dokumentiert. Dieser Text kann als die erste Sozialreportage der deutschen Literatur angesehen werden.

Was Bettine von Arnim im »Königsbuch« begonnen hatte, wollte sie schließlich in ihrem Armenbuch-Projekt konsequent fortführen. In einem Artikel in der »Magdeburgischen Zeitung« rief sie »Alle, welche über den Zustand des Armenwesens in Gemeinden, Kreisen, Bezirken, Provinzen u.s.w. des gesammten Deutschen Vaterlandes genaue Auskunft zu geben vermögen« dazu auf, man möge ihr »getreue Berichte« über die Situation der ärmsten Bevölkerungsschichten zusenden. Daraufhin erhielt sie aus vielen Regionen Preußens, vor allem aber aus Schlesien detaillierte Listen, in denen die Lebensumstände der Betroffenen nüchtern protokolliert waren. Da solch detaillierte Informationen nirgendwo sonst vorlagen – auch bei den staatlichen Behörden nicht –, avancierte Bettine von Arnim Mitte der vierziger Jahre faktisch zu einer privaten Dokumentationszentrale des Pauperismus in Preußen. Genau damit aber wurde sie für die Regierung zu einer ernst zu nehmenden Gefahr. Auf Druck der preußischen Behörden musste sie deshalb ihr ambitioniertestes Vorhaben abbrechen.



Am 15. Mai 1844 erschien in der »Magdeburgischen Zeitung« ein Artikel, in dem Bettine von Arnim dazu aufrief, man möge ihr »getreue Berichte« über die Armut zusenden.

Briefpolitik einer Publizistin undercover

Sie kämpfte indes unermüdlich weiter für ihre politischen Ziele und nutzte dabei nun zunehmend publizistische Mittel zu ihrer Durchsetzung. Beispielsweise lancierte sie vertrauliche Privatbriefe an die Presse oder belieferte befreundete Schriftsteller mit Material, das diese dann journalistisch verwerteten. Sehr bald schon beherrschte sie virtuos die unterschiedlichsten Techniken, Einfluss auf die öffentliche Meinung zu nehmen und wirkte vielfach als Publizistin undercover. Im Grunde variierte sie hier aber nur den operativen Umgang mit Informationen und Dokumenten, den sie bereits in ihren Brief- und Gesprächsbüchern erprobt und zur Virtuosität entwickelt hatte. Rückblickend erweist sie sich jedenfalls als *die* herausragende epistolare Strategin des 19. Jahrhunderts, die die Gestaltungs- und Wirkmöglichkeiten der Textsorte Brief so virtuos zu nutzen verstand wie wohl kaum eine andere. Die Textsorte Brief fungiert bei ihr nicht nur als zentrales Gestaltungsmittel in ihrem literarischen Werk, sondern stellt auch ein unverzichtbares Element ihres außerliterarischen Engagements dar. Was die Autorin mithin breitflächig und nachgerade systematisch betrieben hat, ist Brief-Politik. ♦

Der Autor



Privatdozent Dr. Wolfgang Bunzel, 48, leitet die Brentano-Redaktion im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main, die die historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Clemens Brentanos betreut, und ist daneben Lehrbeauftragter an der Goethe-Universität. Er studierte an den Universitäten Regensburg und München (Promotion 1992, Habilitation 2003) und war als wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Universität Dresden tätig. Sein Forschungsgebiet ist die Literatur-, Kultur- und Mediengeschichte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, wobei die Literatur der Romantik einen besonderen Schwerpunkt seiner Arbeit bildet. Wolfgang Bunzel hat 1987 den Forschungspreis der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft erhalten und gibt seit 1993 das »Internationale Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft« heraus.

wbunzel@goethehaus-frankfurt.de
www.goethehaus-frankfurt.de/

Literatur

Bettine von Arnim <i>Werke und Briefe in vier Bänden</i> Hrsg. Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1986–2004.	Konstanze Bäumer/Hartwig Schultz <i>Bettina von Arnim</i> Stuttgart/Weimar 1995.	(Ost): Verlag der Nation 1986.	stift/ Frankfurter Goethe-Museum, 20. Januar – 5. April 2009) Frankfurt a.M.: Freies Deutsches Hochstift 2009.	on, <i>Utopie</i> Düsseldorf/Köln: Diederichs 1969.	University Press 1995.	Ulrike Landfester <i>Selbstsorge als Staatskunst. Bettine von Arnims politisches Werk</i> Würzburg: Königshausen & Neumann 2000.
	Fritz Böttger <i>Bettina von Arnim. Ein Leben zwischen Tag und Traum</i> Berlin	Wolfgang Bunzel »Die Welt umwälzen«. <i>Bettine von Arnim geb. Brentano</i> (1785–1859) (Katalog zur Ausstellung im Freien Deutschen Hoch-	Ingeborg Drewitz <i>Bettine von Arnim. Romantik, Revoluti-</i>	Bettina Brentano von Arnim <i>Gender and politics</i> Ed. by Elke P. Frederiksen and Katherine R. Goodman. Detroit: Wayne State	Helmut Hirsch <i>Bettine von Arnim. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten</i> Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1987.	

Vergessen und erinnern – rekonstruieren und neu bauen

Ein soziologischer Blick auf die Frankfurter Altstadt

Die Rekonstruktion historischer Bauten wie der Frankfurter Altstadt Häuser, des Berliner Schlosses oder der Dresdner Frauenkirche wird oft als Identitätssuche in der Vergangenheit und als Rückwärtsgewandtheit bewertet. Doch jahrzehntelange Auseinandersetzungen zwischen Frankfurter Bürgern, deren Geschmack sich deshalb an Erinnerungen orientiert, weil ihnen häufig die neue Architektur missfällt, und Experten, deren Sichtweise sich an professionellen Kriterien der Moderne ausrichtet, belegen: Es geht sowohl um das Erinnern als auch um das Vergessen der verlorenen Altstadt und damit um ästhetische und planerische Alternativen in einem schwierigen Erneuerungsprozess.

von **Marianne Rodenstein**

Aktuelle Stadtsicht: Neubauten, Wiedererrichtetes und wenige alte Gebäude bestimmen das heutige Bild.





So sah es vor dem Krieg zwischen Dom und Römer aus – eine Aufnahme aus dem Jahr 1929.



Die Altstadt wurde im Stil der Moderne in Zeilenbauweise erbaut, während sich für das Gebiet zwischen Dom und Römer bis 1970 keine Lösung fand.

Seit 2005 gibt es in Frankfurt einen öffentlichen Streit darüber, ob anstelle des Technischen Rathauses zwischen Dom und Römer die Altstadtbebauung, die im März 1944 durch Bombenangriffe in Schutt und Asche versank, rekonstruiert oder ob zeitgenössisch gebaut werden sollte. Von Architekten, Planern und Denkmalschützern wurde der populäre Geschmack der Bürgerinnen und Bürger als nicht legitim und rückschrittlich bezeichnet. Umgekehrt vermissten die Bürger eine emotionale Bindung an die zeitgenössische Architektur. Der Streit, bei dem es kein Richtig oder Falsch gibt, hatte seine Funktion vor allem darin, Einfluss auf die Entscheidung der Kommunalpolitik zu nehmen, die bisher mit Hilfe von Investoren versucht, das Stadtbild zu bestimmen. Betrachtet man Frankfurts Umgang mit diesem Kernstück der Altstadt in den vergangenen 65 Jahren aus soziologischer Sicht, so hat zunächst der Einfluss der Architekturmoderne das Vergessen der Altstadt gefördert, doch dann gewannen

Bürgerproteste, die auf die Ästhetik der spätmittelalterlichen Altstadt pochten, in der Kommunalpolitik an Boden. Wie kam es aber von der Expertendominanz in der Altstadtplanung zu mehr bürgerschaftlichem Einfluss auf das Stadtbild, und welche politischen Motivationen standen dahinter?

Wie vergessen wurde

Den Bomben und ihrer Zerstörung folgte die Trümmerverwertungsgesellschaft. 1945 beschloss die damalige Stadtregierung die Beschlagnahme der Trümmer und ihre Verwertung durch eine Gesellschaft, an der die Stadt 51 Prozent Anteil hatte, die übrigen 49 Prozent hielten Degussa und die beiden Bauunternehmen Hochtief und Philipp Holzmann. Wenn Häuser zu 70 Prozent zerstört waren, konnten auch noch bestehende Gebäudeteile abgerissen werden. Da man die Trümmer dringend zum Wohnungsneubau benötigte, wurde aus der Altstadt mehr abgeräumt, als es heute unter denkmalschützerischen Gesichtspunkten geschehen würde.

Begleitet wurde dies von einem Bauverbot für die Altstadt. Denn Frankfurt machte sich 1948 berechnete Hoffnungen, neue provisorische Hauptstadt Westdeutschlands zu werden. Dieses Areal hielten die Stadtpolitiker zunächst für Regierungsbauten frei und erregten damit den Widerstand jener, die sich für die Wiederansiedlung der früheren Bewohner einsetzten und das alte Straßennetz sowie die kleinteiligen Parzellen beibehalten wollten. Als der Deutsche Bundestag am 11. November 1949 für Bonn als Sitz der provisorischen Hauptstadt stimmte, verlor das Altstadtareal als Symbol der Wahl- und Krönungsstadt der Kaiser und Hauptstadt des Deutschen Bundes sowie als Fläche für neue Hauptstadtbauten seine überregionale Bedeutung. Frankfurt definierte sich neu als Stadt der Wirtschaft mit Rückgriff auf seine ehemalige Bedeutung als Handels-, Banken- und Industrieparkplatz.

Zwei vorgelegte Pläne zum Wiederaufbau der Altstadt bewahrten das bekannte Bild noch annähernd. Doch die Stadtverwaltung ging davon aus, dass die historische Altstadt zerstört sei und die ehemaligen, meist verarmten Hauseigentümer nicht in der Lage seien, ihre Gebäude wieder aufzubauen. Ein Wettbewerb zum Wiederaufbau von 1950 endete damit, einen Wohn- und Geschäftsbereich nach Gesichtspunkten der Moderne zu bebauen, doch den nun als einzig geschichtsträchtig definierten Bereich zwischen Dom und Römer zunächst liegen zu lassen, da der Wettbewerb keine befriedigende Lösung erbrachte. Die Frankfurter Stadtpolitiker blieben uneinig und unsicher, so dass der Raum zwischen Dom und Römer in den 1950er und 1960er Jahren zum Parkplatz verkam.

1963 wurde ein neuer Wettbewerb ausgeschrieben. Den ersten Preis bekam eine Architektengruppe, die erst sieben Jahre später den Auftrag erhielt, das Technische Rathaus für die Bau- und Planungsverwaltung zu bauen und auch die Tiefgarage und den U-Bahntunnel mit einzubeziehen. Im Unterschied zu dem Wettbewerbsentwurf zeigten die neuen Pläne ein Technisches Rathaus mit drei Türmen direkt vor dem gotischen Dom; das schürte ebenso wie die enorme Baumasse den Protest der Bürgerinnen und Bürger, die sich allerdings in dieser Phase nicht mehr für den Wiederaufbau und die Erinnerung an das Vergangene stark machten. Die von der SPD dominierte Stadtpolitik un-

terstützte die zeitgenössische Ästhetik des Technischen Rathauses, doch aufgrund der Bürgerproteste wurden die Türme schließlich nur bis zur Höhe des Domschiffes erlaubt und der Bau 1974 abgeschlossen.

Den Übergang von der lebendigen persönlichen Erinnerung an die spätmittelalterliche Altstadt zu ihrem offiziellen Vergessen vollzog sich, als die Stadt von dem jährlichen Glockengeläut und Fahnenhissen, das am 22. März an die Zerstörung der Altstadt erinnerte, Abstand nahm und die Altstadt 1978 symbolisch beerdigte, indem vor dem Technischen Rathaus eine Erinnerungstafel in den Boden eingelassen wurde, über die viele – meist ohne sie zu bemerken – hinweggehen.

Das wiederbelebte Gedächtnis und die Zukunftsorientierung

Das Gedächtnis von der Frankfurter Altstadt hatte sich längst in die Museen und Archive verflüchtigt, wo es lange unbeachtet, ja vergessen, überdauerte. Es war in der Diktion der Konstanzer Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann zu einem Speichergedächtnis gewor-

Das Technische Rathaus wurde Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre als Symbol für die Anmaßung der Stadtplanung verstanden, die damals im Westend Wohnhäuser zugunsten von Bürohochhäusern abreißen ließ. Sowohl gegen den Standort als auch gegen die zunächst geplanten hohen Türme vor dem Dom wurde protestiert – mit dem Erfolg, dass zumindest die Türme nicht in der geplanten Höhe gebaut wurden. Inzwischen ist das Technische Rathaus, das 1974 fertig gestellt wurde, wegen baulicher Mängel zum Abriss freigegeben. Dies war der Anlass für den Wettbewerb 2005 und die bis heute anhaltende Diskussion um die Altstadt.

»Dialektisch« nannten die Architekturoxperten die Verbindung zwischen der historischen Fassade der Ostzeile des Römerbergs und der postmodernen Schirm als Kunst- und Ausstellungshalle. Im Zeichen der Postmoderne konnte sich die historische Ostzeile als legitimes Zitat einfügen.

den, das abgerufen werden konnte, wenn es benötigt wurde. Wenn es nun Gruppen gibt, die Gründe oder Motive haben, diese gespeicherten Erinnerungen zu nutzen, erhalten sie einen Bezug zur Gegenwart und werden für die Lösung aktueller Fragestellungen herangezogen. In diesem Sinne wurde 1975 erstmals die Erinnerung an einen Teil der früheren Altstadt auf die politische Bühne gebracht. Die Stadtpolitik wünschte ein Bild der Vergangenheit als Alternative zur zeitgenössischen Bebauung. Denn die politischen Kämpfe um die Bürohochhäuser im Westend, die bereits 1971 den SPD-Stadtplanungsdezernenten zum Rücktritt zwangen, wirkten destabilisierend auf die politische Macht, welche die SPD in der Stadt seit dem Krieg innehatte.

Die Stadt galt als hässlich und wenig attraktiv für Arbeitskräfte, die vor allem im damals wachsenden Finanz- und Dienstleistungsbereich benötigt wurden. Deshalb schlug der damalige Oberbürgermeister Rudi Arndt (SPD) – übrigens der erste Oberbürgermeister nach dem Zweiten Weltkrieg, der in Frankfurt aufgewachsen war – vor, die Ostzeile des Römerbergs histo-





Beim städtebaulichen Ideenwettbewerb »Technisches Rathaus« wurde der Entwurf des Büros »Entscheidung KSP Engel und Zimmermann Architekten« 2005 mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Nach einer Überarbeitung sollte dieser Entwurf (oben ein Ausschnitt: Die Straße im Vordergrund ist die Braubachstraße auf Höhe Zollamt/Kruggasse) realisiert werden. Doch als das Modell der Altsadthäuser (unten), das der Bauingenieur-Student Dominik Mangelmann nach Archivunterlagen als Diplomarbeit angefertigt hatte, publik wurde, begann eine stadtweite öffentliche Diskussion, die den preisgekrönten Entwurf in Frage stellte.

risch wieder aufzubauen. Die SPD glaubte so, das moderne, von vielen als wenig ansprechend empfundene Gesicht der Stadt zu verschönern. Sie verlor jedoch die Wahl 1977; die CDU nahm das Konzept auf. 1979/80 wurde ein weiterer Wettbewerb für den Dom-Römer-Bereich ausgelobt. Das Ergebnis war ein Kompromiss: Die Ostzeile des Römerbergs wurde nach Fotos als Fachwerkbauten mit Sichtfachwerk aufgebaut, das bei der Zerstörung 1944 jedoch unter Schindeln verborgen gewesen war, während gegenüber dem Technischen Rathaus mit der Schirm ein ähnlich groß dimensioniertes Gebäude als Kunst- und Ausstellungshalle im postmodernen Stil konzipiert wurde.

Das Preisgericht nannte diese Verbindung zwischen Ostzeile des Römerbergs und Schirm »dialektisch«; auch sah es die historische Fassade der Ostzeile mit zeitgenössischen Parallelbauten auf der Rückseite als hinreichend verfremdet zu einem neuen Objekt an, so dass es nicht als Plagiat der alten Bebauung gelten könne. Im Zeichen der Postmoderne konnte sich die historische Ostzeile als legitimes Zitat einfügen. Mit dieser Argumentation rechtfertigten die Experten den Widerspruch zwischen dem populären (Fachwerk der Ostzeile) und dem professionellen Geschmack (Rückseite der

Ostzeile und postmoderne Kulturschirm) am gleichen Ort. Nach fast 40 Jahren erwies sich der nun wieder als Platz erkennbare Römerberg mit seinen Fachwerkhäusern als ein neuer Anziehungspunkt in der Stadt.

»Sowohl als auch« – Das neue Muster politischer Kompromisse

Die Politik des Sowohl-als-auch hatte dafür gesorgt, dass beide Richtungen berücksichtigt wurden: der populäre, sich an der kleinteiligen Fachwerkstruktur erfreuende Geschmack der Bürger als auch der zeitgenössische professionelle, an den Normen der Postmoderne orientierte Anspruch der Architekten. Dieses Muster des politischen Kompromisses in ästhetischen Fragen, bei dem beide streitenden Gruppen sich nicht einigen mussten, sondern jeweils ihr Recht erhielten, blieb auch im Konflikt von 2005 bestimmend. Die politisch nicht aufgelösten Widersprüche in der Gesellschaft lasen sich deutlich am Frankfurter Stadtbild ablesen.

Der wegen baulicher Mängel als notwendig erkannte Abriss des Technischen Rathauses führte bereits in den 1990er Jahren zu Überlegungen, wie dieses zentrale Areal anders genutzt werden könnte. Schließlich wurde 2005 ein Wettbewerb ausgeschrieben. Die Stadtplanung wollte damit den Bereich zwischen Dom und Römer mit einer Büro- und Geschäftsnutzung ökonomisch aufwerten. Der Siegerentwurf des städtebaulichen Wettbewerbs vom Büro KSP Engel und Zimmermann wurde bereits öffentlich kritisiert – unter anderem wegen der Art der Wiederherstellung des Krönungsweges –, als diese Kritik eine völlig unerwartete, überraschend neue Stoßrichtung erhielt: Denn als Alternative zur zeitgenössischen Bebauung gelangte das Modell der circa 50 Altsadthäuser, die bis März 1944 an der Stelle des Technischen Rathauses gestanden hatten, in die Öffentlichkeit. Das Modell, Diplomarbeit des Ingenieurs Dominik Mangelmann, fand sogleich politische Unterstützung der Jungen Union Sachsenhausen. Die Rekonstruktion der Altsadthäuser wurde bald in der Stadtverordnetenversammlung diskutiert.

Die meisten Frankfurter waren zunächst völlig überrascht, denn das Bild der im Krieg verlorenen Altstadt schien trotz des Wiederaufbaus der Ostzeile am Römerberg aus dem Stadtgedächtnis gelöscht zu sein. Es setzte nun ein kollektiver Prozess des Sich-Erinnerns an die vergangene Altstadt ein, so in den drei Frankfurter Zeitungen und in zahlreichen öffentlichen Veranstaltungen, in dem auch die Namen einzelner bekannter Häuser der verlorenen Altstadt wie die »Goldene Waage« wieder in die Diskussion kamen und Schmuckelemente früherer Altsadthäuser in den Museen wiederentdeckt wurden. Die Meinungen polarisierten sich. Es organisierten sich zwei konkurrierende Gruppierungen mit Vereinsgründungen, die mit unterschiedlichem sozialem Hintergrund und Werthaltungen jeweils eigene selektive Konstruktionen der vergangenen Altstadt betrieben und für die künftige Gestaltung ins Gedächtnis zurückholten.

Zu der ersten Gruppe, die eine möglichst weitgehende Rekonstruktion von Altsadthäusern durchsetzen wollte, gehörten jüngere wie auch ältere Bürger sowie eine Bürgerinitiative, die sich für diese Erinnerung an die Altstadt als Wohnort einsetzten, und der Verein der »Freunde Frankfurts«. Sie wünschten sich für die Zukunft nicht nur die circa 50 Fachwerkhäuser, sondern auch das Raumgefühl der vergangenen

Altstadt zurück, die Wohnort der einfachen Leute gewesen war. Der sozialen Herkunft nach gehört diese Gruppe zu den mittleren Schichten, darunter sind bodenständige Einheimische, Geschäftsleute der Altstadt, aber auch Menschen, die aufgrund ihrer Mobilitätserfahrungen die Bedeutung von identitätsstiftenden historischen Stadträumen schätzen. In meiner Befragung von einzelnen Personen dieser Gruppe wurde die Ablehnung der Hochhäuser deutlich, mit denen sich Frankfurt heute international nicht von anderen Städten unterscheidet. Sie sahen in der Wiedergewinnung

der historischen Altstadt eine Möglichkeit, sich mit dieser »amerikanischen Stadt« identifizieren zu können. Die Stadt sollte »wieder ein Gesicht« bekommen. Aus dieser Gruppe gab es bereits Interessenten für den Bau und die geschäftliche Nutzung rekonstruierter Altstadt Häuser.

Die zweite Gruppe, zu der Architekten, Planer, Intellektuelle, aber auch Teile der lokalen Medien und der Parteien gehörten, vertrat die professionelle zeitgenössische Ästhetik und konstruierte ein nicht bildhaftes Gedächtnis der Altstadt: Zwar wollten sie alte Stra-

Frankfurt ist rastlos dabei, sich selbst zu finden – Vom Selbstverständnis der Stadt im Wandel

Frankfurt war seit 1356 Wahl- und seit 1562 auch Krönungsort der deutschen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, zu den Feierlichkeiten versammelte man sich zu jener Zeit bereits im Römer und Dom. Als Reichsstadt war Frankfurt relativ selbstständig. Diesen Status konnte die Stadt auch nach 1815 wahren, da Frankfurt als »Freie Stadt« mit eigener Staatlichkeit in den Deutschen Bund aufgenommen wurde, der seine Bundesversammlung im Palais Thurn und Taxis abhielt. Im Kampf zwischen Österreich und Preußen um die Vorherrschaft in Deutschland wurde Frankfurt 1866 von Preußen erobert und zu einer preußischen Provinzstadt degradiert. Das, worauf sich das Selbstverständnis der Stadt gegründet hatte, nämlich zentraler politischer Versammlungsort in Deutschland zu sein und die führende Position im Geldhandel zu haben, war verloren und an Berlin übergegangen.

Die Industrie fasste unter preußischen Oberbürgermeistern Fuß in der Stadt. Doch blieb mit der engen, spätmittelalterlichen Altstadt noch die Erinnerung an eine traditionsreiche Vergangenheit lebendig. Zwar wurden um 1900 gotische Häuser für einen Straßendurchbruch und für die historistische Erweiterung des Römers abgerissen, doch gleichzeitig kaufte die Stadt historisch bedeutsame Bauten der Altstadt wie den Saalhof, das Palais Thurn und Taxis sowie die »Goldene Waage«, ein bedeutendes Fachwerkhäuser, um zu verhindern, »dass diese Erinnerungsstätten aus der großen Vergangenheit pietätlos umgestaltet werden könnten« (Bothe).

Als die Stadt nach dem Ersten Weltkrieg eine demokratisch gewählte Führung erhielt, verlagerte sich die Ausrichtung der Politik noch stärker auf die Industrie und legitimierte sich durch den Bezug auf die Interessen der Arbeiterschaft und deren Lebensverhältnisse. Ihre Wohnungsnot löst das umfangrei-

che Siedlungswohnungsprogramm aus, das Frankfurt dezidiert zu einer Stadt der Moderne an der Peripherie machte – als Kontrapunkt zur spätmittelalterlichen Altstadt im Zentrum, welches die Erinnerung an die bedeutende Geschichte der Stadt baulich bewahrte. Dennoch wird in dieser Zeit deutlich, dass die Altstadt mit ihren kleinteiligen Armenquartieren und den engen Straßen immer weniger zum Selbstverständnis Frankfurts als einer erfolgreichen Stadt der Moderne und der Industrie passt.

Als 1944 Bomben die Altstadt mit ihren circa 2000 Häusern und etwa 22 000 Bewohnern weitgehend zerstörten und der Bombardierung über 5000 Menschen zum Opfer fielen, war auch das Bild der alten kaiserlichen Reichsstadt Frankfurt und späteren Freien Stadt des Deutschen Bundes vernichtet. Nach dem 1949 gescheiterten Versuch, neue Hauptstadt Westdeutschlands zu werden, knüpfte sich das Selbstverständnis der Stadt allein an den Wirtschaftserfolg und im Baulichen an die Moderne. Die Stadt steht seitdem unter permanentem Modernisierungszwang.

Die Position des Frankfurter Finanzsektors ist jedoch mehr denn je von den Unwägbarkeiten der globalen Konkurrenz bestimmt. Wahrscheinlich deshalb stellt die Stadt so wenig Gelassenheit zur Schau. Frankfurt ist rastlos dabei, sich selbst zu finden. Kein Schlagwort, das als Selbstbeschreibung ausgelassen wird: Metropole, Global City, Stiftungshauptstadt; kein Ranking, das die Stadt nicht umtreibt. Dabei wird deutlich, dass das Verständnis der Stadt von sich selbst wenig stabil ist und immer wieder neu errungen werden muss. Das an den Wirtschaftserfolg gekoppelte funktionale Selbstverständnis der Stadt hat es schwer, zum positiven Bezugspunkt des Denkens, Handelns und Fühlens der Bevölkerung zu werden. Auf Banken kann man nicht stolz sein oder sie sogar lieben. Deshalb wird nun – wie anderswo auch – die Geschichte der Stadt wiederentdeckt und baulich sichtbar gemacht. Der Altstadtbereich zwischen Dom und Römer bildet den Kern eines historisch fundierten Selbstverständnisses und zeigt das Lokalspezifische, das die Stadt im globalen Wettbewerb ebenfalls benötigt.



Impressionen einer rastlosen Stadt.



Die Goldene Waage ist eines der sieben Fachwerkhäuser, die nach Beschluss der Stadtverordneten von 2007 »originalgetreu« wiederaufgebaut werden sollen. Die Goldene Waage stammt vermutlich von 1624, wurde 1899 von der Stadt gekauft und damals so saniert, dass das Schmuckfachwerk freigelegt wurde. (Bild um 1930).

ßengrundrisse und Parzellengrößen einbeziehen, doch sollte entsprechend ihrer ästhetischen Normen das Neue als Neues erkennbar sein; denn jede Zeit müsse mit ihren Mitteln die Zukunft gestalten. Um dies zu legitimieren, verwiesen sie auf diskreditierende Erinnerungen an die Altstadt als Ort nationalsozialistischer Machtdemonstration. Der Römerberg war Aufmarschplatz und Ort der Bücherverbrennung.

Zwischen diesen beiden Positionen vermittelte schließlich eine dritte Gruppe, die nur repräsentative Altstadtbauten und den Krönungsweg rekonstruieren wollte und damit die Realität der heruntergekommenen Altstadt, Wohnort der armen Leute im 19. und 20. Jahrhundert, ausblendete. Sie bevorzugte eine Mischung von Alt und Neu. Zu ihnen gehörten Stadtverordnete von CDU und Grünen, die damit sowohl dem populären wie dem professionellen Geschmack entgegenkamen.

Um den öffentlichen Streit zu schlichten, bildete die Stadtverordnetenversammlung zunächst einen Sonderausschuss. Die oppositionelle SPD stimmte für eine Bürgerbefragung, während die Mehrheit der Stadtverordneten sich – erstmals in Frankfurt – auf die Durchführung einer Planungswerkstatt mit Beteiligung von circa 60 Bürgerinnen und Bürgern einigen konnte, die Entscheidung über das Altstadtbild aber nicht aus der Hand geben wollte. Die Planungswerkstatt fand zwar nicht – wie erhofft – zu einem Kompromiss, doch es ergaben sich Anregungen für das Stadtplanungsamt, die ihren Niederschlag in einer neuen Vorlage fanden. Auf dieser Basis beschloss die Stadtverordnetenversammlung dann im Herbst 2007, dass im Bereich zwischen Dom und Römer bis zu sieben repräsentative Altstadthäuser aus verschiedenen Epochen wie die »Goldene Waage« wieder aufzubauen seien. Sie sollen mit zeitgenössischen Bauten gemischt werden. Genaue Vorstellungen dazu, wie der Bereich zwischen Dom und Römer im Einzelnen aussehen soll, gibt es vorerst noch nicht. Ein Wettbewerb zur Überbauung des Archäologischen Gartens muss zunächst abgeschlossen werden. Eine städtische Projektgesellschaft zur Entwicklung und Vermarktung der Erbpachtgrundstücke wurde gegründet. Das Technische Rathaus soll 2010 abgerissen werden.

Die globale Aufmerksamkeit und das Lokalspezifische

Diese Sowohl-als-auch-Lösung dient der historischen Aufwertung der Stadt, indem sie an Highlights der Frankfurter Geschichte als Wahl- und Krönungsstadt der Kaiser anknüpft. Der Kampf der Stadt um globale Aufmerksamkeit ist mit Bürohochhäusern allein

Es reizt, aber beruhigt nicht – Vom Nebeneinander von Hochhäusern und historischen Bauten



Die Politik des Sowohl-als-auch produziert ästhetische Kontraste: Das im historischen Stil wiedererstandene Palais Thurn und Taxis und die neuen Hochhäuser werden von einem Investor geschaffen.

Altes muss in Frankfurt neu gebaut werden, jedoch nicht nur wegen der Kriegszerstörungen, sondern auch, weil die Politik noch in der Nachkriegszeit historische Bauten aus ökonomischen Gründen Neubauten geopfert hatte. Die Folgekosten dieser auf Investoren orientierten Stadtpolitik zeigen sich nicht nur am Streit um die Altstadt. Das repräsentative Moment im Stadtbild, das Hochhäuser nicht bieten können, das aber gerade vom Finanzsektor nachgefragt wird und als Aushängeschild im globalen Wettbewerb der Städte eine Rolle spielt, wird nun unter anderem durch Investoren neu geschaffen. So verband ein Frankfurter Projektmanager den Antrag für einen Mischnutzungskomplex mit vier Hochhäusern an zentraler Stelle der Stadt, an der Zeil, mit der Wiederherstellungen des historischen Palais Thurn und Taxis. Über diese »Geschenke« wurde in der Stadt nicht öffentlich gestritten. Die Politik des Sowohl-als-auch produziert ästhetische Kontraste, die in den 1920er Jahren noch in der räumlichen Differenz zwischen Zentrum und Peripherie auf-

traten. Nun aber rücken das spätmittelalterliche Wohnhaus, das Barockpalais und die Hochhäuser eng zusammen.

Daran, dass in Frankfurt fast alles geht, lesen die einen Disharmonie, Unordnung und Unentschlossenheit ab, andere wiederum schließen auf die Liberalität und Toleranz in dieser Stadt. Aber man könnte es auch als Ergebnis des politischen Lavierens zwischen den verschiedenen Interessen deuten. Dieses Lavieren ist nötig, weil es Frankfurt an einem gemeinsamen Band mangelt, über das sich manche Widersprüche in einer demokratischen Stadt auflösen und zu einem gemeinsamen Interesse und zum Konsens formen lassen. Diese Politik führt nicht nur dazu, dass Konträres nebeneinander zu besichtigen ist, sie prägt auch die Atmosphäre und erzeugt ein spannungsgeladenes Lebensgefühl, das an zentralen Stellen von einer Gegensätzlichkeit geprägt ist, die kurzfristige Anspannung und Reiz bringt. Altes und Neues beeinträchtigt sich in Frankfurt in der Wirkung gegenseitig. Es reizt, aber beruhigt nicht.



Krönungsweg: Bei Kaiserwahl und Krönung schritten die Kaiser vom Römer zum Dom und zurück über den Alten Markt. Es war ein schmaler gewundener Weg, den das Bild links um 1900 am ehesten wiedergibt; daneben die heutige Situation und rechts die Neukonstruktion des Krönungswegs mit Perspektive auf den Dom-Turm, wie ihn der Wettbewerbssieger »KSP Engel und Zimmermann Architekten« 2005 entworfen hatte.

nicht zu gewinnen, sondern er bedarf des Lokalspezifischen. Dass dies im Baulichen sichtbare Geschichte ist, demonstriert – wie viele andere Städte – nun auch Frankfurt und baut das Alte neu.

Dabei zeigt das politische Vorgehen in ersten Ansätzen, wie sich das Verhältnis von Staat und Zivilgesellschaft wandelt: weg vom hierarchisch steuernden Staat, hin zu einem kooperierenden, aktivierenden Staat, der auf der lokalen Ebene vermehrt auf Dialog und bürgerschaftliche Mitgestaltung setzt. So werden ästhetische Entscheidungen über den öffentlichen Raum demokratisiert. Der Wunsch nach Altstadtästhetik, dem sich auch die Politik in Teilen anschloss, entwickelte sich aus der Kritik an der als unzulänglich empfundenen zeitgenössischen Architektur. Insofern ist die Forderung nach Rekonstruktion auch eine Herausforderung an die zeitgenössische Architektur und keineswegs »rückwärtsgewandt«.

Die Autorin



Prof. Dr. Marianne Rodenstein, 67, studierte in München und Berlin Soziologie. Als Stipendiatin am Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg schrieb sie ihre Dissertation über Bürgerinitiativen; an der Technischen Universität Berlin habilitierte sie sich mit dem

Thema »Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750«. Von 1988 bis zu ihrer Pensionierung 2007 war sie als Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Stadt-, Regional- und Gemeindeforschung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften tätig. Ihre Forschungsfelder sind Stadtplanung, Kommunalpolitik sowie Frauen- und Geschlechterforschung und bezogen sich auf Städte in den USA, England und Deutschland. Aktuelle Forschungen seit der Pensionierung betreffen Städtevergleiche, um die Eigenart der Städte herauszuarbeiten (Frankfurt und Hamburg), städtische Konflikte, Baukultur und Geschlechtergerechtigkeit sowie im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt das Thema »Stadt als Familie«. Rodenstein gründete 1991 »FOPA Rhein-Main e.V.«, eine Organisation, die die Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung in Planung und Architektur umzusetzen sucht, und ist im Beirat der »Frankfurter Stiftung Maecenia für Frauen in Wissenschaft und Kunst« tätig.

rodenstein@soz.uni-frankfurt.de
www.gesellschaftswissenschaften.uni-frankfurt.de/
mrodenstein

Literatur

Assmann, A. (2006) <i>Der lange Schatten der Vergangenheit</i> . Erinnerungskultur und Geschichtspolitik München.	Frankfurt am Main.	Frankfurt/New York.	<i>Frankfurter Altstadt</i> In: Bodenschatz, H., Schultheiß, H. (Hrsg.) <i>Die Zukunft der alten Stadt</i> . Die alte Stadt Heft 1, S. 45–58.
Balser, F. (1995) <i>Aus Trümmern zu einem europäischen Zentrum</i> . <i>Geschichte der Stadt Frankfurt am Main 1945–1989</i> Sigmaringen.	Durth, W., Gutschow, N. (1988) <i>Träume in Trümmern</i> . <i>Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940–1950</i> 2 Bände, Wiesbaden.	Rodenstein, M. (2008) <i>Die Eigenart der Städte</i> . <i>Frankfurt und Hamburg im Vergleich</i> In: Berking, H., Löw, M. (Hrsg.) <i>Die Eigenlogik der Städte</i> Frankfurt/New York S. 261–312.	Rodenstein, M. (im Erscheinen) <i>Forgetting and Remembering: Frankfurt's Altstadt after World War II</i> In: Fenster, T., Yacobi, H. (ed.) <i>Remembering, Forgetting and Citybuilders</i> , Farnham.
Bothe, F. (1913) <i>Geschichte der Stadt Frankfurt am Main</i>	Müller-Raemisch, H.-R. (1996) <i>Stadtentwicklung und Planungsgeschichte seit 1945</i>	Rodenstein, M. (2009) <i>Vergessen und Erinnern der im Zweiten Weltkrieg zerstörten</i>	

Leerstände und Bauboom – Büroimmobilien nur noch ein Anlageprodukt?

Über die Folgen der Verflechtung von Finanz- und Immobilienmärkten

von
**Susanne Heeg
und Sabine
Dörny**

Der europäische Finanzplatz Frankfurt ist stärker als andere deutsche Städte von den Schwankungen des Büromarkts betroffen. Die Liberalisierung der Finanzmärkte führte in der Mainmetropole zu erheblichen Ausschlägen nach oben wie unten. Wie sind die Wechselwirkungen zwischen den beiden Märkten zu erklären? Welchen Einfluss hat die Deregulierung im Finanzsektor auf diese Prozesse? Und wie reagieren die Stadtplaner und Kommunalpolitiker auf die Herausforderung?

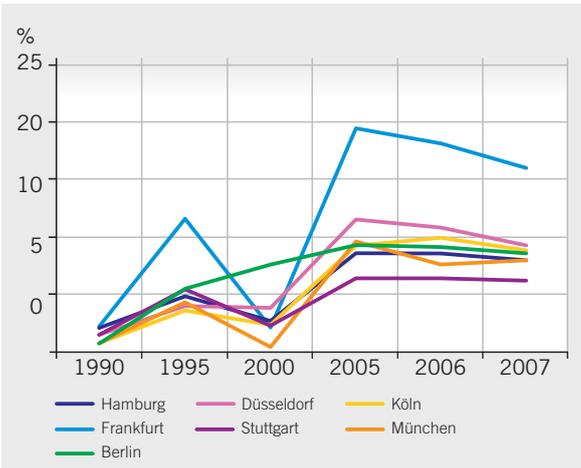
Eine Vielzahl von unternehmensorientierten Dienstleistungen wie Banken, Consulting-Firmen und Rechtsanwaltsunternehmen haben sich in den vergangenen Jahren am Finanzplatz Frankfurt angesiedelt und damit eine stabile Nachfrage nach hochwertigem und -preisigem Büroraum garantiert. Dies machte Frankfurt als Investitionsziel für viele Immobilienanleger sehr attraktiv. Warum aber sind die Schwankungen in Büroangebot und -nachfrage in Finanzzentren wie Frankfurt und London deutlich ausgeprägter als in anderen Städten? ■

Immobilien als handelbares Produkt zur Finanzanlage

Susan Strange, eine der einflussreichsten britischen Wissenschaftlerinnen im Bereich der politischen Ökonomie, entwickelte in ihrem 1996 erschienenen Buch »Casino Capitalism« Thesen, die heute – in erweiterter Form – als Konzept der »Finanzialisierung« in die wissenschaftliche Debatte Einzug gehalten haben. Im Kern geht es um die zunehmende Bedeutung des Finanzsektors gegenüber dem produktiven Sektor. Ableiten lässt sich dies besonders eindrucksvoll an Veränderungsprozessen bei Immobilieninvestitionen, die sich in den letzten 30 Jahren rasant von der lokalen auf die globale Ebene verlagert haben.

Vor der Liberalisierung der Finanzmärkte war die enorme Kapitalintensität der Immobilieninvestitionen ein fundamentales Problem: Die meist über Bankkredite finanzierten Immobilien banden große Summen auf lange Sicht, ihre Erträge hingen von schwer vorhersagbaren Faktoren wie der lokalen Wirtschaftsentwicklung oder der Arbeitsplatzentwicklung im Dienstleistungssektor ab. Die Finanzierungsrisiken bündelten sich an zwei

Nach dem Commerzbank Tower ist der Messeturm mit 257 Metern das zweithöchste Gebäude in Frankfurt. Aufgrund seiner Architektur ist er ein Wahrzeichen Frankfurts. Nichtsdestotrotz wird in der Presse über den Leerstand der Immobilie spekuliert. Der Messeturm stellt den äußersten Rand der etablierten Innenstadtlage für Büroimmobilien dar.

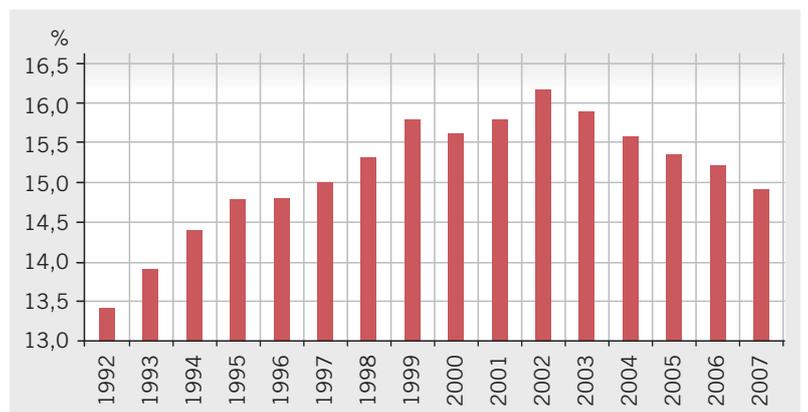


Leerstand von Büroimmobilien in ausgewählten deutschen Städten im Vergleich: Der Frankfurter Immobilienmarkt ist durch deutlich stärkere Schwankungen im Leerstand geprägt. Daten der »Gesellschaft für immobilienwirtschaftliche Forschung« belegen, dass sich der Leerstand in Frankfurt zwar analog dem von weiteren wichtigen deutschen Immobilienstandorten entwickelt, aber mit stärkeren Ausschlägen nach oben und unten.



Zur Entwicklung des Fondsvermögens offener Immo-Fonds in Deutschland: Offene Immobilienfonds stellen eine Erfolgsgeschichte dar, die mit den Finanzmarktförderungsgesetzen möglich wurde. Die Entwicklung des Fondsvermögens offener Immobilienfonds von 1980 bis 2008 (auf der Basis der Kapitalmarktstatistik der Deutschen Bundesbank) zeigt, dass der Boom dieser Fondsform mit dem ersten Finanzmarktförderungsgesetz begann, als Investitionen innerhalb des Europäischen Wirtschaftsraums erlaubt wurden. Der stetige Anstieg im Fondsvermögen wurde jeweils nur durch bessere Aussichten in anderen Anlagekategorien (Dotcom-Blase Anfang 2000, erstarktes Vertrauen in Aktienmärkte 2006) unterbrochen, um in der Folge weiter anzusteigen.

Stellen: beim Eigentümer, der auf stabile Erträge angewiesen war, um seine Kredite zu bedienen, und bei der kreditgebenden Bank, die das Ausfallrisiko trug. Diese Situation änderte sich durch Finanzinnovationen wie offene und geschlossene Immobilienfonds, Immobilien-AGs oder Real Estate Private Equity Fonds. Das Kapital wird über diese Fonds auf dem freien Kapitalmarkt besorgt, indem private und institutionelle Investoren Geld anlegen. Auf diese Weise verlagert sich auch das Risiko des Kapitalverleihes von der kreditgebenden Bank auf den Anleger, und Immobilien wandeln sich zu handelbaren und im optimalen Fall kurzfristig liquidierbaren Finanzanlageprodukten mit klaren Renditeanforderungen. Zentrale Akteure sind institutionelle Investoren wie Investmentfonds und Pensionskassen, deren Aufstieg durch die Liberalisierung der Finanzmärkte auf der nationalen und EU-Ebene forciert wurde [Information zur Liberalisierung, Seite 34]. Sie sind heute mächtige Akteure auf den weltweiten städtischen Immobilienmärkten.



Entwicklung der Beschäftigtenanteile im Finanz- und finanznahen Dienstleistungssektor in Frankfurt am Main: Der Anteil der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in den Wirtschaftsbereichen »Kredit- und Versicherungsgewerbe« sowie »Grundstücks- und Wohnungswirtschaft, Vermietung beweglicher Sachen und Dienstleistungen überwiegend für Unternehmen« stieg – gemessen an der Summe der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten der Stadt Frankfurt – über die Jahre kontinuierlich an. Unterbrochen wurde der Aufschwung durch den Einbruch der Beschäftigtenzahl zwischen 2002 und 2005 unter anderem in Folge des Platzens der Dotcom-Blase. Über diesen Zeitraum hinaus fand ebenso eine Konsolidierung in der Kreditwirtschaft statt. [Quellen: Statistische Jahrbücher der Stadt Frankfurt am Main (2004: 71, 2008: 95)]

Zur Finanzierung von Immobilien haben sich zwei Formen durchgesetzt: Investitionen können mit Wertpapieren unterlegt werden, indem von entsprechenden Unternehmen Anleihen ausgegeben oder Unternehmen an die Börse gebracht werden. Eine andere Möglichkeit der Finanzierung sind nicht börsennotierte indirekte Anlageformen wie Fonds. Diese Fonds haben die Funktion, anlagesuchendes Kapital zu sammeln und einer renditeträchtigen Investition zuzuführen. Von Kapitalanlagegesellschaften wie Banken oder Versicherungen werden solche Fonds aufgelegt, an denen Privatpersonen und institutionelle Anleger Anteile erwerben können. Dies markiert den entscheidenden Übergang von der Investitionsfinanzierung durch Banken zu Finanzinvestments institutioneller Investoren (Huffschmid 2002).

Auf dem lokalen Markt entkoppelt: Angebot und Nachfrage nach Büroimmobilien

Die Vielzahl neuer Möglichkeiten zur Finanzierung führte in attraktiven Immobilienmärkten wie Frankfurt dazu, dass sich insbesondere in Boomphasen Angebot

und Nachfrage nach Büroimmobilien auf dem lokalen Markt entkoppeln (vgl. Beitel 2000; LaPier 1998; Moric/Murphy 1997). Wenn der Immobilienzyklus anzieht, weil aufgrund von professionellen Marktanalysen der Eindruck entsteht, diese Investments seien eine sichere Geldanlage (Dörry/Heeg 2009), lässt sich Kapital für Immobilientransaktionen und -projekte ohne größere Probleme akquirieren, und Vorvermietungen – im Regelfall wichtige Sicherheiten – werden vernachlässigt. Dadurch lassen sich zwar komplexe Bauprojekte realisieren. Gleichzeitig steigt jedoch der Leerstand: Die enge Verschränkung der Finanz- und Immobilienmärkte führt zur Entkopplung von Angebot und Nachfrage nach Büroraum.

Frankfurt und London weisen als Finanzzentren von internationaler Bedeutung eine hohe Nachfra-



Frankfurt als bedeutendes Finanzzentrum in Europa ist zugleich der wichtigste deutsche Büroimmobilienmarkt. Von den vielen hier ansässigen unternehmensorientierten Dienstleistern und Finanzdienstleistern geht eine starke Nachfrage nach Büroraum aus. Die dynamische Vermietungssituation trägt dazu bei, dass eine Vielzahl von institutionellen Investoren in Büroimmobilien anlegt. Im Ergebnis befördern diese Faktoren aber auch eine höhere Volatilität des städtischen Büroimmobilienmarktes. Die prägende Hochhausarchitektur in den teuren innerstädtischen Lagen – die typische Skyline Frankfurts – hat hohen gesellschaftlichen Symbolwert und repräsentiert die Wirtschaftskraft der Stadt.

ge nach Büroraum auf. Aufgrund ihrer beachtlichen Transparenz – geschaffen unter anderem durch die international agierenden Immobilienberatungen – gelten diese Märkte als wenig risikoreich. Beide Städte sind wichtige Märkte, auf denen alle großen internationalen Immobilienberatungen tätig sind und seit vielen Jahren den Markt analysieren. Dennoch ist der Erfolg von Investments heute keineswegs kalkulierbarer. Beispielsweise waren die aktuellen Entwicklungen auf den Büroimmobilienmärkten infolge der Finanzmarktkrise trotz guter Informationsbasis nicht vorhersehbar. Ein Problem der Markt- und Risikoanalyse beruht darauf, dass auf der Basis von »Expost«-Daten zukünftige Entwicklungen projiziert werden.

Ein weiteres Problem liegt darin, dass die spekulativen Tendenzen, die bei den Immobilienanlagen wie bei anderen Finanzprodukten auftreten, in den ökonomischen Modellen keine Berücksichtigung finden. Zudem folgten die Marktteilnehmer einem Herdentrieb. Kaum jemand wollte zuerst auf die Gewinnmitnahmen im sich drehenden Roulette kurz vor dem Zusammenbruch verzichten: 2007 galten London und Frankfurt noch als sehr sichere Märkte (DEGI 2008: 50). Ein Jahr später erwies sich dies als Fehleinschätzung, beide Orte waren von der Krise deutlich stärker betroffen als andere Immobilienmärkte in Großbritannien und Deutschland.

Frankfurt und London im Vergleich

Interessant ist, dass die Zyklizität in den letzten 20 Jahren zunahm und dass dieser Prozess in Frankfurt deutlich später als in London einsetzte. Warum? In beiden Märkten erhöhten sich die globalen Investitionen: Im Unterschied zu Deutschland, wo ein erheblicher Anstieg im Zuge der »nachholenden Modernisierung« (Windolf 2005) erst in den 1990er Jahren zu verzeichnen war, erfolgte er in Großbritannien bereits in den 1980er Jahren. Dies hängt eng mit dem Zeitpunkt der Liberalisierung der Finanzmärkte in den beiden Ländern zusammen. Zentrale Marktindikatoren sind die großen Schwankungen von Umsatz und Leerstand. 4 5

Wie andere wichtige Finanzzentren der Welt durchlief der Londoner Büromarkt einen sehr dynamischen Zyklus zum Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre. Der Grund lag in dem starken Wachstum des FIRE-Sektors (»Finance, Insurance and Real Estate«). Unternehmen dieser Branchen stellten 1989 bereits 75 Prozent sämtlicher Jobs in der Londoner City. Büromärkte mit diesem Nachfrageprofil entwickelten sich schnell zum attraktiven Tätigkeitsfeld externer Immobilienakteure. London wurde als lukrativer Anlagemarkt empfohlen, und die extreme Nachfrage nach Bürofläche ließ die Mietpreise hochschnellen. Die Deregulierungen im Gefolge des »Big Bang«, der großen Börsenreform von 1986, sowie das durch die Steuerreform von 1988 vereinfachte britische Steuersystem erhöhten die Attraktivität des Landes für ausländische Direktinvestitionen und machten London zum wichtigsten Büroinvestmentmarkt in Großbritannien. Gebremst wurde diese Phase von der Ende der 1980er Jahre einsetzenden Rezession: Das Beschäftigungswachstum im FIRE-Sektor stagnierte, die Nachfrage nach Büroflächen kühlte sich merklich ab, und neue Bauvorhaben wurden mangels

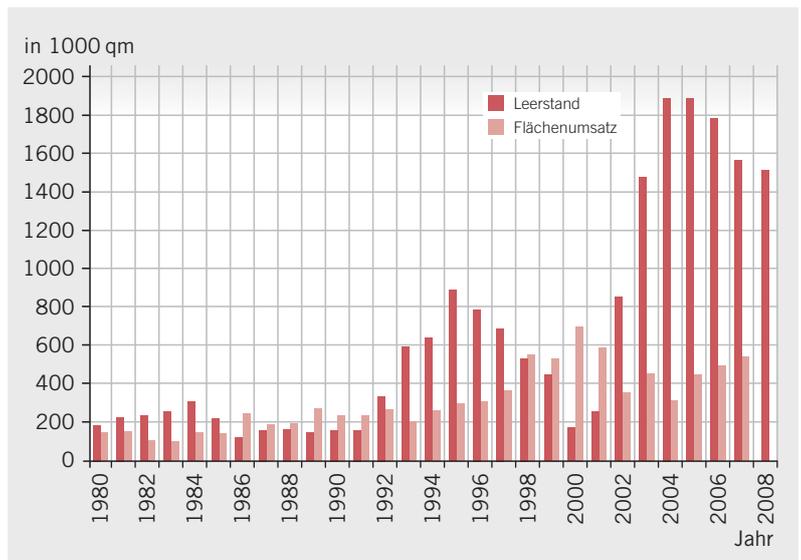


Das architektonische Wahrzeichen in der Londoner City ist das Hochhaus »The Gherkin«. Ende 2007 wurde der Wert der Immobilie, die dem geschlossenen Immobilienfonds Euro Select 14 der Immobiliengesellschaft IVG gehört, auf 605 Millionen Pfund taxiert; im April 2009 wurde der Wert mit nur noch 470 Millionen Pfund angesetzt. Darunter leiden die überwiegend vermögenden Privatanleger des Fonds. Dennoch ist das Gebäude voll vermietet, unter anderem an den Hauptmieter Swiss Re.

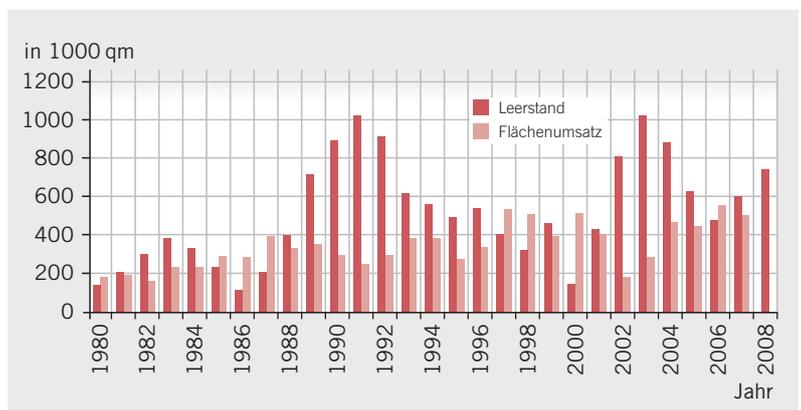
4 5 Büromärkte von Frankfurt und London im Vergleich: Der über die Jahre jeweils steigende Flächenumsatz in Frankfurt und London verdeutlicht die Zunahme der Büroarbeitsplätze in den zentralen Lagen beider Märkte. Dagegen zeigt der teils enorme Leerstand die hohe Spekulation bei der Errichtung neuer Bürogebäude und die weitgehende Entkopplung von der bestehenden Nachfrage in den beiden City-Lagen. Hoher Leerstand relativiert jedoch auch die zu erzielenden (Spitzen-) Mieten am Markt. Die Zeitverzögerung bei den Ausschlägen in Frankfurt gegenüber London ist auf den unterschiedlichen Zeitpunkt der Liberalisierung in beiden Märkten zurückzuführen. Allerdings sind die Daten selbst auch mit Vorsicht zu genießen: In Frankfurt ist beispielsweise erst in diesem Jahr eine Untersuchung zum Abschluss gekommen, bei der erstmals unter Einbezug namhafter Makler (Immobilienberatungen) und anderer Immobilienakteure die gesamte zur Verfügung stehende Bürofläche der Stadt ermittelt wurde. Die relativen Leerstandsdaten fußen bisher lediglich auf Schätzungen.

Investoren kaum in Angriff genommen. Erst ab 1997 lag der Flächenumsatz wieder über der Leerstandsrate. Allerdings blieb die Erholung kurz: Anfang der 2000er Jahre wiederholte sich das Flächenüberangebot und froh geplante Investitionen erneut ein.

Wie in London konzentrieren sich auch in Frankfurt die Bürohäuser in bestimmten Stadtvierteln. Das Bankenviertel und das Westend bilden derzeit die wichtigsten Front-Office-Bürostandorte der wissensintensiven und finanznahen Dienstleistungsunternehmen. Wie aber verlief die Entwicklung in der Mainmetro-



4 Büromarkt Frankfurt-City. [Quelle: PMA]



5 Büromarkt London-City. [Quelle: PMA]

Der Tower 185 ist ein im Bau befindliches Bürohochhaus im Europaviertel, das ein städtebauliches Erweiterungsvorhaben im Westen der bisherigen 1A-Büroimmobilienlage darstellt. Bereits 1998 beschloss die Stadt Frankfurt, dass die Gebäude der ehemaligen Zentrale der Deutschen Bahn an der Friedrich-Ebert-Anlage einem neuen Bürogebäude weichen dürfen. Erst Anfang 2007 wurden die alten Gebäude abgerissen, danach lag das Gelände bis Ende Mai 2008 brach. Grund dafür waren Unstimmigkeiten zwischen dem Projektentwickler Vivico und dem Eigentümer des benachbarten Grundstücks, dem Land Hessen.

Mit dem 109 Meter hohen Westhafen Tower wurde eine neue Büroimmobilienlage in Frankfurt etabliert. Das vergleichsweise niedrige Hochhaus besitzt eine rautenförmig gestaltete Außenfassade, die an ein Apfelweinglas (»Geripptes«) erinnert. Die prägnante Gestaltung ist ein Mittel, um eine Lage bekannt zu machen und auf die immobilienwirtschaftliche Landkarte zu setzen.



pole? Die vergleichsweise moderate Immobiliendynamik in den 1980er Jahren lässt sich auf den bis dato noch weitgehend regulierten nationalen Finanzmarkt und die im Unterschied zur Zentralstaatlichkeit Frankreichs (Paris) oder Großbritanniens (London) föderale und multizentrale Struktur Deutschlands zurückführen, die viele wichtige Immobilienmärkte hervorbrachte. In dieser Zeit überwog überdies die Selbstnutzung von Büroimmobilien, die Gebrauchswerte und keine Finanzvermögen darstellten.

Der Umfang des Büovermietungsmarktes stieg durch die hohe Nachfrage zu Beginn der 1990er Jahre erheblich, was insbesondere auf Unternehmensreorganisationen, den Wirtschaftsboom der Wiedervereinigung und die dynamische Entwicklung des Finanzstandortes Frankfurt zurückzuführen war. Ein starker Vermietungsmarkt befeuert in der Regel jedoch auch den Investmentmarkt. Dies trifft insbesondere auf dynamische Immobilienmärkte in den Finanzzentren wie Frankfurt mit vielen Beschäftigten im FIRE-Bereich zu. Die Mitte der 1990er Jahre einsetzenden Fol-

Liberalisierung der Finanzmärkte

Nach dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems 1973 mit seinen festen Wechselkursen wurde der Finanzsektor schrittweise zu einem zentralen Träger wirtschaftlicher Veränderungen. Viele Regierungen gaben die Kontrolle der Kapitalbewegungen zugunsten eines marktregulierten Systems auf, in dem die internationalen Kapitalflüsse freigegeben wurden. Als Vorreiter der Deregulierung versprachen sich die USA und Großbritannien Wettbewerbsvorteile und setzten damit andere Staaten – analog der Dynamik eines »(de-)regulativen Schneeballs« (Lütz 2008) – unter Anpassungsdruck.

In Deutschland konzentrierte sich die Liberalisierung auf die Förderung des heimischen Kapitalmarkts, insbesondere mithilfe von vier Finanzmarktförderungsgesetzen (FMFG) zwischen 1990 und 2002: Das Erste FMFG, Gesetz zur Verbesserung der Rahmenbedingungen der Fi-

nanzmärkte (1. März 1990), erweiterte unter anderem die Geschäftsmöglichkeiten von Kapitalanlagegesellschaften, schuf Investitionsmöglichkeiten für offene Immobilienfonds innerhalb des Europäischen Wirtschaftsraums (EWR) und hob die Börsenumsatzsteuer ab 1991 sowie die Wechselsteuer (Kapitalverkehrssteuer) ab 1992 auf.

Das Zweite FMFG, Gesetz über den Wertpapierhandel und zur Änderung börsenrechtlicher und wertpapierrechtlicher Vorschriften (1. Januar 1995), reformierte die Rechtsgrundlage für Wertpapierhandel und bewirkte (in Umsetzung der Insider-Richtlinie der EU) das Verbot des Insiderhandels sowie die Errichtung eines Bundesaufsichtsamtes für den Wertpapierhandel mit Sitz in Frankfurt.

Das Dritte FMFG, Gesetz zur weiteren Fortentwicklung des Finanzplatzes Deutschland (1. April 1998), regelte insbesondere die Veröffentlichungspflichten

für Emittenten und unterstützte die Gründung des Neuen Marktes. Es ließ neue Fondstypen wie Altersvorsorge-Sondervermögen-Fonds, Dach-Fonds, Index-Fonds und Anlagemöglichkeiten in bestimmten Terminprodukten für Kapitalgesellschaften zu und erweiterte die bestehenden Investitionsmöglichkeiten für offene Immobilienfonds im (vor allem europäischen) Ausland.

Das Vierte FMFG, Gesetz zur weiteren Fortentwicklung des Finanzplatzes Deutschland (1. Juli 2002), novellierte unter anderem das Investmentrecht und öffnete die Investitionsmöglichkeiten für offene Immobilienfonds weltweit: Seitdem können Fonds ihre Gelder unbegrenzt außerhalb des Europäischen Wirtschaftsraums (außerhalb der 15 EU-Länder sowie Norwegen, Island und Liechtenstein) anlegen; bisher lag die Anlagegrenze bei nur 20 Prozent der Mittel außerhalb der EWR.

gen der Deregulierung des deutschen Finanzmarktes markierten den Beginn einer deutlichen Zunahme der Volatilität. **■** Erst im Jahr 1998 überstieg der Flächenumsatz erstmals wieder den Leerstand. Um die Jahrtausendwende führten die gute Wirtschaftskonjunktur und der New-Economy-Boom zu einer hohen Nachfrage nach Büroflächen. In dieser Zeit stieg die Nachfrage auch nach den Back Offices in den Frankfurter Bürostädten Niederrad oder Mertonviertel. Back-Office-Flächen finden sich im Vergleich zu den teuren, zentral gelegenen und repräsentativen Front-Offices in peripheren, preiswerten Bürolagen und werden von flächenintensiveren Tätigkeiten wie IT-Diensten oder dem Rechnungswesen genutzt.

Büroimmobilien galten nun erneut als rentable Anlageprodukte. Doch der Bauboom schlug sich schnell wieder in einem Überangebot an Bürofläche nieder, das trotz nachlassender Bautätigkeit bis 2008 nur geringfügig abgebaut werden konnte. Warum lassen sich die zu verzeichnenden Schwankungen jedoch nicht besser ausgleichen? Die gegenwärtige Krise beruht auf Spekulation. Ihr liegt ein alles Bisherige übertreffender Boom des Finanzsektors zugrunde. Insofern haben Produktion und Zirkulation von verbrieften Wertpapieren und Immobilienanteilen, also das Immobilieninvestmentgeschäft, dazu geführt, dass sich die Folgen der Krise besonders in den Finanzzentren verstärken konnten. Unternehmen des FIRE-Sektors bauten Arbeitsplätze ab, reduzierten Bürofläche und verschärften auf diese Weise die Situation auf dem Büromietmarkt alias der Finanzanlagen in den Büchern vieler Fonds.

Lenkungsspielräume der Stadtpolitik?

Es scheint, frei nach Goethe, dass die Finanzzentren die gerufenen Geister nun nicht mehr loswerden. Die städtischen Ökonomien stehen in immer größerer Abhängigkeit von globalen Investoren und der schwankenden Verfügbarkeit des von ihnen bereitgestellten Kapitals. Doch wie weit sind ökonomische Entwicklungen von politischem Handeln beeinflussbar? Eine ganze Reihe von Planwerken versuchte spätestens mit dem

Frankfurter Hochhausentwicklungsplan von 1998, dem Expansionsdrang von Bürohochhäusern Einhalt zu gebieten beziehungsweise ihren Einfluss auf das Stadtbild zu regulieren. Wechselnde Koalitionen im Stadtparlament, aber auch sich stetig ändernde Standortpräferenzen der Wirtschaft verhinderten allerdings kontinuierliche Planungen. Vielmehr nährte die planerische Aufwertung des Bodens für mögliche Hochhausnutzung noch die Spekulationserwartungen verschiedener Investoren. 1998 wurde in Frankfurt eine neue Phase eingeläutet, die sich durch die Konzentra-

Ähnlich wie der Westhafen Tower im Westen soll der Umbau der Großmarkthalle zum Hauptsitz der Europäischen Zentralbank (EZB) eine Initialzündung für die östliche Immobilienlage in Frankfurt sein. Ausgehend von der innenstadtnahen Lage an der Hanauer Landstraße, wo sich wichtige Institutionen wie die Frankfurt School of Finance & Management sowie weitere öffentliche und private Organisationen angesiedelt haben, wird mit der Umwandlung der Großmarkthalle das Ostend aller Voraussicht nach aufgewertet werden.



Die Autorinnen



Prof. Dr. Susanne Heeg, 42, ist seit 2006 Professorin für Geographische Stadtforschung am Institut für Humangeographie. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Untersuchung, wie Normen und standardisierte Formate in der Immobilienwirtschaft global formuliert und durchgesetzt werden, welche Folgen sie für lokale Immobilienmärkte und städtische

Planung haben. Im September 2008 organisierte Heeg gemeinsam mit Dörry die erste International Summer School »Real Estate Market Research«, zu der 45 Studierende sowie 26 Referentinnen und Referenten renommierter Wirtschaftsunternehmen und Wissenschaftsinstitute für zwei Wochen zusammenkamen, um aktuelle immobilienwirtschaftliche und regionalgeografische Analysemethoden zu üben und zu diskutieren.

Dr. Sabine Dörry, 32, lehrt und forscht seit 2004 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Humangeographie der Goethe-Universität. Ihre Forschungsinteressen liegen vor allem in den Bereichen der räumlichen Vernetzung von Unternehmen, der Geografie von Dienstleistungen sowie der politischen Ökonomie von Finanz- und Immobilienmärkten. Sie studierte an der Technischen Universität Dresden Wirtschafts- und Sozialgeografie, Betriebs- und Volkswirtschaftslehre. Ihre im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) finanzierten Forschungsprojektes erstellte Dissertation schloss sie im Februar 2008 ab. Darin untersuchte sie anhand von Pauschalreisen aus Deutschland nach Jordanien die Koordination von touristischen Wertschöpfungsketten und ging speziell der Frage nach, wie im »rechtsfreien Raum« Handel koordiniert wird.

s.doerry@em.uni-frankfurt.de
heeg@em.uni-frankfurt.de

Literatur

Beitel, K. (2000) <i>Financial cycles and building booms: a supply side account</i> Environment and Planning A 32, S. 2113–2132.	Huffschmid, J. (2002) <i>Politische Ökonomie der Finanzmärkte</i> Hamburg: VSA-Verlag.	Moricz, Z.; Murphy, L. (1997) <i>Space Traders: Reregulation, Property Companies and Auckland's Office Market, 1975–94</i> International Journal of Urban and Regional Research 21, S. 165–79.
DEGI (2008) <i>Global Values. Immobilieninvestments 2007/2008</i> .	LaPier, T. (1998) <i>Competition, Growth Strategies and the Globalization of Services. Real Estate Advisory Services in Japan, Europe and the United States</i> London, New York: Routledge.	Windolf, P. (2005a) <i>Die neuen Eigentümer</i> In: Windolf, P. (Hrsg.) <i>Finanzmarkt-Kapitalismus</i> Wiesbaden: VS Verlag, S. 8–19.
Dörry, S.; Heeg, S. (2009) <i>Intermediäre und Standards in der Immobilienwirtschaft: Zum Problem der Transparenz in Büromärkten von Finanzzentren</i> . Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 53, S. 172–190.	Lütz, S. (2008) <i>Finanzmärkte</i> In: Maurer, A. (Hrsg.) <i>Handbuch der Wirtschaftssoziologie</i> Wiesbaden: VS Verlag, S. 341–360.	

Zürich-Haus und Opernturm – Beispiele für spekulationsgetriebene Planung

Das Zürich-Haus und der an selber Stelle entstandene Opernturm sind anschauliche Beispiele für spekulationsgetriebene Bautwicklung und eine spannungsgeladene Stadtplanung. Günstige Aussichten auf dem Frankfurter Immobilienmarkt haben zu Abriss und Neubau geführt, wobei sich die hochgesteckten Erwartungen der Investoren zurzeit nicht erfüllen: Aufgrund der Fi-

nanzkrise zögern Kaufinteressenten, und der Opernturm trägt gegenwärtig erneut zu einer Zunahme des Leerstandes bei [siehe auch Markus Dauss »Opernturm statt Zürich-Haus: Hochhausdebatten im Frankfurt der Gegenwart«, Seite 57].

Zur Chronologie: Mitte der 1950er Jahre erwarb die Zürich Versicherung von den Erben der Familie Rothschild das Grundstück an der Bockenheimer Landstraße 2–4 in unmittelbarer Nähe zur Alten Oper. Die Fläche hatte zuvor zum Rothschildpark gehört. Im Herbst 1959 begann der Bau des Hochhauses, im November 1960 wurde der Neubau bezogen. Rund 1000 Arbeitsplätze verteilten sich auf eine Bürofläche von 14000 Quadratmetern. Zu den Erstmietern zählten das Schweizerische Generalkonsulat, Procter & Gamble, Merrill Lynch, Morgan Guaranty, Crédit Lyonnais, Alitalia, Siemens und Lurgi. Die Baukosten betragen damals etwa 20 Millionen DM.

Mit dem Bau des Zürich-Hauses begann eine kritische Phase für die Frankfurter Stadtentwicklung: In seiner Eröffnungsrede kündigte Oberbürgermeister Werner Bockelmann das Westend als neues Büro-Erweiterungsgebiet für die beengte Frankfurter Innenstadt an. Die in den Folgejahren beginnende Bauspekulation im Westend gipfelte schließlich Anfang der 1970er Jahre im Frankfurter Häuserkampf und verdeutlicht die überaus investorenfreundliche und nachgiebige Haltung der Stadt Frankfurt.

1998 plante der Eigentümer den Abriss des Zürich-Hauses, seine Klage gegen den Denkmalschutz endete mit einem Vergleich. An die Stelle des Zürich-Hauses sollte ein 90 Meter hoher Neubau nach Entwürfen von Christoph Mäckler mit 2000 Arbeitsplätzen treten. Nach Auseinandersetzungen mit der Stadt, die den breiten und gedrungenen Entwurf ablehnte, schlug der Architekt den Neu-

bau eines schlanken, 168 Meter hohen Turms vor. Im Gegenzug sollte der öffentlich zugängliche Rothschildpark um 5500 Quadratmeter vergrößert und neu gestaltet werden.

2002 wurde das Zürich-Haus abgerissen, bis 2006 lag das Grundstück aufgrund wirtschaftlicher Probleme der Zürich-Versicherung brach. Dann wurde das Grundstück an den US-amerikanischen Projektentwickler Tishman Speyer veräußert, der seit Ende 2006 die Realisierung des Opernturms betreibt und in Frankfurt noch eine Reihe großer Immobilienentwicklungen verantwortet(e), unter anderem den Messeturm und das Westend Carrée. Die Fertigstellung des Opernturms ist für Ende 2009 geplant. Hauptmieter wird die Schweizer Großbank UBS sein.

Der Verkauf des Opernturms an den offenen Immobilienfonds KanAm im Jahr 2008 schlug indes fehl. KanAm begründete seine Entscheidung offiziell mit dem geplanten Hauptmieter UBS und die durch die aktuelle Finanzkrise »noch nicht absehbaren Auswirkungen auf den Bankensektor« (IZ aktuell, 15. Oktober 2008). Inoffiziell hieß es dagegen, dass KanAm die neuerdings gesetzlich vorgeschriebene Höhe des Eigenkapitals von fünf Prozent für den Kauf des Opernturms nicht erfüllen konnte. Anleger hatten – verunsichert durch die Finanzkrise – kurzfristig Ersparnisse in Milliardenhöhe abgezogen; KanAm musste seinen offenen Fonds vorübergehend schließen. Letztlich führten eigene Liquiditätsprobleme des Investors KanAm zur Aufgabe des Opernturm-Kaufs. Dadurch setzte sich das Domino-Spiel aber fort: Tishman Speyer, der Projektentwickler, hat bis heute den Turm nicht verkaufen können, was ihn nun selbst in Liquiditätsprobleme mit Blick auf seine laufenden (und noch zu beginnenden) Projekte bringt.

tion der Hochhausentwicklung auf wenige räumliche Cluster sowie durch das weitgehende politische Einvernehmen von der Vergangenheit unterscheidet.

Immobilien sind standortgebunden und prägen mit dem Wert eines direkt oder durch Nachbarschaft indirekt betroffenen Grundstücks die städtische Bodennutzung. Aufwertungen können schnell zu sozialen Verdrängungsprozessen und darüber zu sozialen Spannungen führen, wie der »Häuserkampf« der frühen 1970er Jahre im Frankfurter Westend belegt. Es bleibt auch weiterhin unklar, wie sich die Stadt den Gestaltungsspielraum zurückholen will, den sie über praktizierte Liberalisie-

rungspolitiken vor allem in den 1980er Jahren weitgehend aufgab. Indem die Stadt ausgedehnte Grundstücksflächen zunehmend Großinvestoren überlässt und immer weniger über die Ressource Boden verfügen kann, gestaltet sich dieses Vorhaben äußerst schwierig. Einen Versuch, die Immobilieninvestitionen stärker zu lenken und sozial verträglicher zu gestalten, machte die Stadt 1998 mit dem ersten Hochhausentwicklungsplan sowie mit städtebaulichen Auflagen, dass für jeden Büro- und Wohnungsbau auch eine vereinbarte Anzahl an Wohnungen zu errichten ist. Ob und wie eine solche Strategie langfristig erfolgreich sein kann, bleibt jedoch abzuwarten. ♦

Herausforderung Integration

Wie ein Monitoringsystem die Eingliederung von Migranten in Arbeitsmarkt und Bildungssystem unterstützen kann

Migranten sind in Deutschland weniger in den Arbeitsmarkt integriert als ihre deutschen Mitbürger; daran haben auch Integrationsprogramme der vergangenen Jahre wenig geändert. Warum schlagen diese so häufig fehl? Es mangelt politischen Entscheidern und kommunalen Verwaltungen oft an passgenau aufbereiteten Hintergrundinformationen, um Fördermaßnahmen erfolgreich umsetzen zu können. Der »Hessische Monitor Arbeitsmarkt und Migration« (HeMonA), entwickelt vom Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK), setzt an diesem Punkt an, sorgt mit seinem webbasierten nutzerorientierten Informationssystem für mehr Transparenz zur Situation von Migranten auf kommunalen Arbeitsmärkten und hilft damit, deren Integration zu verbessern.

von
**Christa Larsen,
Vera Neisen und
Alfons Schmid**



Als mit der Anwerbung von Gastarbeitern in den 1960er und 1970er Jahren Migranten aus Italien, Spanien, Portugal, Griechenland und später auch aus der Türkei nach Deutschland kamen, war den wenigsten politisch Verantwortlichen bewusst, wie nachhaltig sich die Gesellschaft durch die Zuwanderung verändern sollte. Schien es erst so, als kämen ausländische Arbeitskräfte nur für kurze Zeit, verlagerten viele bald ihren Lebensmittelpunkt dauerhaft nach Deutschland und holten auch ihre Familien nach. In den 1990er Jahren gab es eine weitere starke Zuwanderung von Flüchtlingen, Aussiedlern und Arbeitsmigranten, was

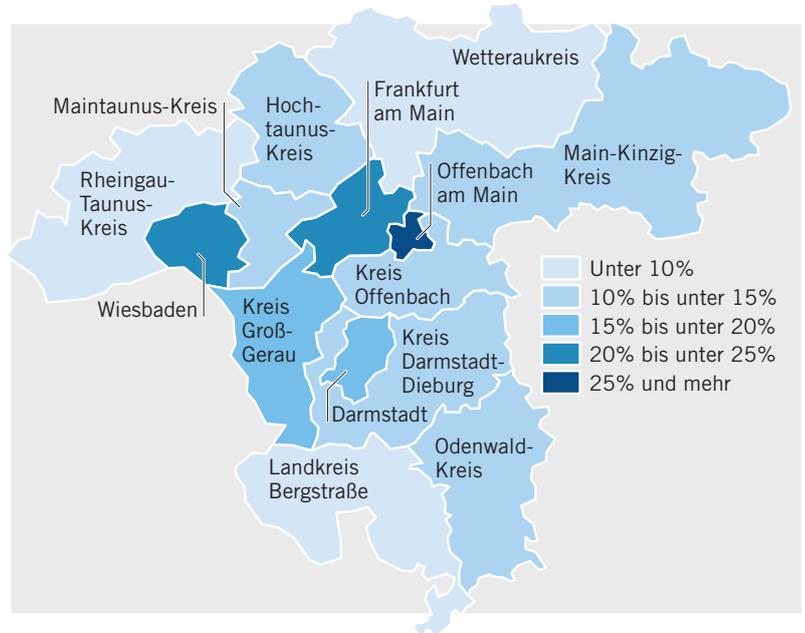
maßgeblich zur Pluralisierung der Gesellschaft beitrug (Worbs/Friedrich, 2008). Heute haben 15 Prozent der Bevölkerung in Deutschland einen Migrationshintergrund, sind also entweder selbst Zuwanderer oder in Deutschland geborene Nachkommen. In Ballungsräumen wie im Rhein-Main-Gebiet liegen die Anteile sogar deutlich über 30 Prozent. ■ ■ In der Altersklasse der 5- bis unter 20-Jährigen haben bundesweit bereits 27 Prozent einen Migrationshintergrund (Statistisches Bundesamt 2009).

Trotz dieser Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur ist die Integration der Migranten erst seit we-

1 Anteile der Migranten an der Gesamtbevölkerung: Auf Platz 1 der größten deutschen Städte liegt Frankfurt (38 Prozent), dicht gefolgt von Stuttgart (36 Prozent); am Ende der Skala die sächsischen Städte Dresden und Leipzig. [Quelle: Woellert, Franziska u. a. 2009]

Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund in deutschen Städten in %

1	Frankfurt	38%
2	Stuttgart	36%
3	Nürnberg	32%
4	München	31%
5	Düsseldorf	29%
6	Hannover	29%
7	Köln	29%
8	Wuppertal	29%
9	Bielefeld	27%
10	Bonn	27%
11	Dortmund	26%
12	Bremen	25%
13	Duisburg	25%
14	Hamburg	24%
15	Berlin	22%
16	Bochum/Herne	22%
17	Heidelberg/Mannheim	20%
18	Essen	18%
19	Dresden	10%
20	Leipzig	9%



nigen Jahren stärker in den Fokus von Politik und Öffentlichkeit gerückt. Zwar haben viele der Zugewanderten und ihre Nachkommen längst ihren Platz in unserer Gesellschaft gefunden; gleichwohl sind die Integrationsprobleme in den zurückliegenden Jahren zum Teil größer geworden. Insbesondere in der zweiten und dritten Generation der Zuwandererfamilien besteht ein erheblicher nachzuholender Integrationsbedarf. So ist die Abhängigkeit des Bildungserfolges von sozialer Herkunft und Migrationshintergrund in Deutschland im OECD-Vergleich besonders ausgeprägt. Überdurchschnittlich viele Jugendliche mit Migrationshintergrund verlassen die Schule ohne Abschluss; auf Gymnasien und Universitäten sind sie nur unterdurchschnittlich vertreten (Böhmer et al. 2009). Diese Zahlen schlagen sich auch in der Arbeitsmarktsituation von Migranten nieder. Ihre Arbeitslosenquote liegt in der Regel deutlich über, ihre Erwerbsbeteiligung dagegen unter der der einheimischen Bevölkerung. 3 Migranten sind im Rhein-Main-Gebiet außerdem überdurchschnittlich häufig in Niedriglohn-Branchen beschäftigt, etwa im Gastgewerbe, wo fast 30 Prozent der Beschäftigten einen Migrationshintergrund haben. 4

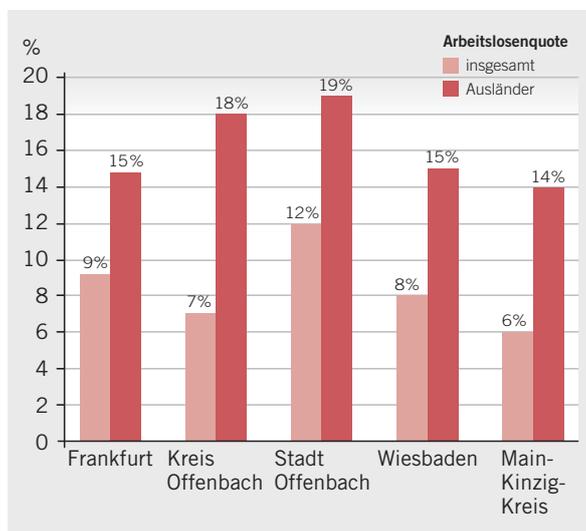
Um die Situation von Migranten vor allem auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, wurde in den vergangenen

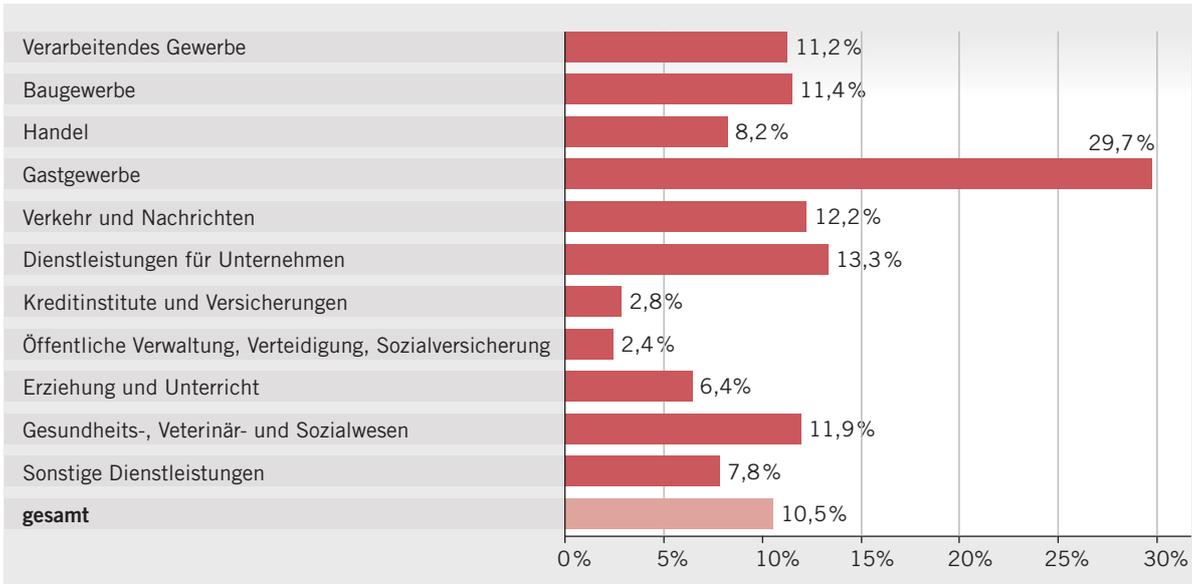
Das Rhein-Main-Gebiet zählt zu den Regionen in Deutschland, in denen in den vergangenen Jahrzehnten die höchste Zuwanderung zu verzeichnen war. Fast jeder vierte Bürger in Frankfurt hat einen ausländischen Pass. Weitere 13 Prozent, und damit rund 38 Prozent insgesamt, haben die deutsche Staatsangehörigkeit und einen Migrationshintergrund, sind also entweder selbst zugewandert oder ihre Eltern. Auch die umliegenden Kreise und kreisfreien Städte im Rhein-Main-Gebiet sind geprägt von einem hohen Migrantenanteil. Die Stadt Offenbach weist einen Ausländeranteil von über 25 Prozent auf. Auch in ländlicher geprägten Kreisen, wie dem Kreis Offenbach, sind die Anteile mit 12,4 Prozent hoch. [Quelle: Hessisches Statistisches Landesamt 2009]

Jahren eine ganze Reihe von Aktivitäten und Förderprogrammen angestoßen, und in vielen Städten, Gemeinden und Kreisen des Rhein-Main-Gebiets hat die Frage, wie Migranten in den Arbeitsmarkt und das Bildungssystem der jeweiligen Kommune integriert werden können, inzwischen eine hohe politische Priorität. Diese besteht gerade vor dem Hintergrund, dass die Integration in den Arbeitsmarkt die soziale und politische Integration nach sich zieht und sich Arbeitsmarktintegration somit als Motor der Integration erweist.

Die Arbeitsmarktzahlen belegen, dass noch erhebliche Anstrengungen erforderlich sind. Zentrale Bedeutung kommt vor allem arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen zu, die die Situation der Migranten vor Ort effizient verbessern. Ein markantes Defizit besteht darin, dass die Datenlage, über die die meisten Kommunen bisher verfügen, keinen systematischen und umfassenden Überblick über die Situation der Migranten auf dem jeweiligen kommunalen Arbeitsmarkt geben. So sind beispielsweise weder die Qualifikationen der Migranten bekannt, noch die Antwort auf die Frage, welche Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt nachgefragt werden, ob also Nachfrage und Angebot übereinstimmen oder ein Mismatch zwischen Angebot und Nachfrage besteht.

Nur rund 11 Prozent aller Beschäftigten im Rhein-Main-Gebiet sind Migranten. Ihre Arbeitslosenquote liegt in der Regel über der der einheimischen Bevölkerung, wie Arbeitslosenquoten aus dem Jahr 2008 aus einigen Kreisen und kreisfreien Städten des Rhein-Main-Gebietes zeigen. [Quelle: Baden, Christian/Schmid, Alfons 2009; Bundesagentur für Arbeit 2009]





Unspezifische Daten erschweren Kommunen Orientierung

Typische Datenprobleme entstehen zum Beispiel dadurch, dass die Mikrozensusdaten des Hessischen Statistischen Landesamtes (1-prozentige Haushaltsstichprobe) zwar ausweisen, über welche Qualifikationen Personen mit Migrationshintergrund verfügen und auch in welchen Branchen sie besonders gute Einmündungschancen haben, jedoch nur auf Landesebene. Für die Kommunen bleibt damit die Frage unbeantwortet, inwieweit sich die Landesergebnisse auf ihren Bereich übertragen lassen. Nicht eingeschätzt werden kann zudem, wie viele Migranten über die einzelnen Qualifikationen verfügen und wie viele Unternehmen vor Ort gute Beschäftigungschancen für Migranten bieten. Damit liefern die Mikrozensusdaten keine adäquate Planungsgrundlage für kommunale Integrationsmaßnahmen. Das Hessische Statistische Landesamt bietet zwar kommunale Sonderauswertungen zu ausländischen Jugendlichen im Übergang von Schule und Beruf an. Allerdings stehen in den meisten Kommunen keine zeitlichen, personellen und materiellen Ressourcen zur Verfügung, um regelmäßig solche Sonderauswertungen zu beauftragen und anschließend zu interpretieren und in die kommunalen Informationskanäle einzuspeisen.

Auch von der Bundesagentur für Arbeit können die Kommunen Daten erhalten, die sich ausschließlich auf ihre Kommune beziehen und damit die Arbeitsmarktsituation vor Ort abbilden. Schwierig ist bei diesen Daten, dass sie nicht spezifisch zwischen Deutschen und Ausländern unterscheiden und damit auch keine soliden Kenntnisse über die spezifische Arbeitsmarktsituation von Migranten vermitteln können. Die Bundesagentur für Arbeit bietet Sonderauswertungen zur Beschäftigung, zur Arbeitslosigkeit und zu arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen an. Aber auch hier verhindern die Ressourcenbeschränkungen einen kontinuierlichen Rückgriff auf solche Daten. Die wenigen Kommunen, die bisher punktuell auf solche Sonderauswertungen zurückgegriffen haben, sehen sich zudem damit konfrontiert, dass es statistisch-methodischer Kenntnisse bedarf, um verschiedene Datenbestände miteinander zu verknüpfen, die dann eine solide kommunale Planungsgrundlage darstellen.

4 Migranten sind überdurchschnittlich häufig in Niedriglohn-Branchen vertreten, etwa im Gastgewerbe, wo fast 30 Prozent der Beschäftigten einen Migrationshintergrund haben. Im Öffentlichen Dienst liegen ihre Anteile dagegen unter 3 Prozent. Rund 40 Prozent aller beschäftigten Migranten in der Region Rhein-Main verfügen über keine abgeschlossene Berufsausbildung und haben damit ein höheres Risiko, in die Arbeitslosigkeit abzurutschen. In dieser Grafik wird der Anteil der beschäftigten Migranten in der Region Rhein-Main 2008 nach Wirtschaftszweigen dargestellt. [Baden, Christian/Schmid, Alfons 2009]

Diese Informations- und Datenprobleme bezüglich adäquater Informationen über die kommunale Arbeitsmarktsituation von Migranten werden durch ein regionales oder kommunales Zielgruppenmonitoring systematisch verbessert. Monitoring ist dabei ein Verfahren, mit dem für die Akteure vor Ort solide Planungsdaten erzeugt und kontinuierlich fortgeschrieben werden. Somit können sie nicht nur adäquate Maßnahmen planen, sondern auch im Zeitverlauf verfolgen, ob ihre Maßnahmen tatsächlich greifen.

Zielgruppenmonitoring: Mehr Transparenz auf kommunalen Arbeits- und Bildungsmärkten

Regionales und kommunales Zielgruppenmonitoring ist ein innovatives Instrumentarium, das vom Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK) an der

Fast 30 Prozent der Kinder und Jugendlichen in Deutschland haben einen Migrationshintergrund. In der Rhein-Main-Region sind es in manchen Schulen mehr als 80 Prozent der Schüler.



Goethe-Universität und Partnern aus dem European Network of Regional Labour Market Monitoring seit 2006 konzeptionell und statistisch entwickelt sowie in Deutschland, den Niederlanden, Österreich und in Tschechien erprobt wurde. Die wesentliche Funktion des Monitorings ist es, Transparenz zu schaffen, indem passgenaue Daten beziehungsweise Informationen erzeugt und an die Akteure vor Ort kommuniziert werden. Passgenau sind Daten dann, wenn sie tatsächlich jene Informationsbereiche abdecken, die die Akteure vor Ort benötigen und wenn zudem auf diese Daten direkt von den Nutzern, wann immer sie diese brauchen, zugegriffen werden kann, ohne dass dies einen wesentlichen Mehraufwand innerhalb der regulären Arbeitsprozesse bedeutet. Solch eine Spezifikation des Monitorings, bei der die kommunalen Informationsnutzer und deren Bedarfe im Zentrum stehen, wird in den aktuellen Monitoringsdiskursen im Bereich der empirischen Arbeitsmarkt- und Bildungsforschung als wesentliche Innovation betrachtet (vgl. Larsen et al. 2009).

Wer einen Ausbildungsplatz bekommt, hat gute Chancen, sich zu integrieren. Voraussetzung ist allerdings ein erfolgreicher Schulabschluss.

Durch die Nutzer- und Nachfrageorientierung wird die immer noch verbreitete Angebotsausrichtung we-



sentlich infrage gestellt. Denn konzeptionell und in der Folge auch in der Praxis wird von Relevanz sein, wie Informationsangebote (beispielsweise wissenschaftliche Studien, Expertisen und Datenreporte) tatsächlich von Akteuren in der Praxis genutzt werden (können). Dabei ist nicht nur die inhaltliche Passung zwischen den angebotenen Informationen und den Informationsbedürfnissen der Nutzer wichtig, sondern auch, wie Informationen tatsächlich die Nutzer erreichen. Diese Fragestellungen sind wesentliche Grundlagen für einen Prozess des Umdenkens von einer angebots- zu einer nachfrageorientierten Informationserzeugung, die für das Feld der empirischen Forschung und der sozialwissenschaftlichen Politikberatung von zunehmend großer Bedeutung sein wird.

Kommunale Monitoringansätze können inhaltlich auf verschiedene Bereiche wie Arbeitsmarkt, Bildungssystem oder Wirtschaft ausgerichtet sein, oder es ste-



Das »European Network of Regional Labour Market Monitoring«



Im Frühjahr 2006 wurde das European Network of Regional Labour Market Monitoring von circa 30 Wissenschaftlern, Vertretern aus Verwaltungen und Beratern aus zehn europäischen Staaten an der Universität Frankfurt gegründet. Inzwischen gehören dem Netzwerk 400 Einzelpersonen aus 20 europäischen Ländern an. Die Koordination des Netzwerks liegt derzeit beim Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK), einem Zentrum für anwendungsbezogene Forschung und wissenschaftliche Politikberatung an der Goethe-Universität. Projekte innerhalb des Netzwerkes werden mit Mitteln der europäischen Union gefördert.

Regionales Arbeitsmarktmonitoring erzeugt und verbreitet Informationen, um die Wissens- und Handlungsbasis regionaler Arbeitsmarktakteure zu verbessern. Dadurch können diese zielgerichtet entscheiden und handeln, wodurch sich die Effizienz und Effektivität regionaler Arbeitsmärkte und Arbeitsmarktpolitik erhöht. Im Netzwerk werden Konzepte und Methoden entwickelt und empirisch erprobt. Zielsetzung aller Aktivitäten ist es, Konzepte und Instrumente zu spezifizieren, die europaweit genutzt werden können. Der im Projekt »Hessischer Monitor Arbeitsmarkt und Migration« (HeMonA) verfolgte Projektansatz ist beispielsweise ein Produkt einer solchen

internationalen Kooperation im Netzwerk.

Innerhalb des Netzwerkes wurde 2008 ein europäisches Forschungskonsortium gegründet, das gemeinsame Programme zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit in diesem Feld entwickelt. Beteiligt sind Wissenschaftler aus der Università di Roma La Sapienza, der University of Lodz, der Napier University in Edinburgh, der Université de Caen, der Paul-Lazarsfeld-Gesellschaft Wien und der Universität Frankfurt.

www.iwak-frankfurt.de
www.regionallabourmarketmonitoring.net

hen einzelne sozial- und arbeitsmarktpolitisch relevante Zielgruppen wie Migranten, Ältere, Frauen oder Behinderte im Fokus. Je nach Thematik sind vor Ort unterschiedliche Informationsnutzer auszumachen. Derzeit liegen gut erprobte Konzepte zum Branchenmonitoring vor. Jüngeren Datums ist der Ansatz des Zielgruppenmonitorings. Dieser wurde in den vergangenen Jahren in von der EU geförderten Projekten auf die arbeitsmarkt- und bildungspolitisch relevante Zielgruppe Migranten hin konzipiert. Das Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK) war wesentlich in diese Entwicklung eingebunden und soll nun in Hessen, orientiert an diesem Ansatz, ein kommunal orientiertes Intergrationsmonitoring aufbauen.

Das Pilotprojekt: Hessischer Monitor Arbeitsmarkt und Integration (HeMonA)

Seit Sommer 2008 hat das IWAK im Auftrag des Hessischen Ministeriums für Arbeit, Familie und Gesundheit die Entwicklungsarbeiten für ein kommunal orientiertes Integrationsmonitoring im Landkreis Offenbach aufgenommen. Ziel ist es zunächst, in dieser hessischen Pilotregion ein nutzer- und nachfrageorientiertes Monitoring für die Zielgruppe Migranten zu entwickeln und bis Ende 2009 in den Dauerbetrieb zu überführen. Das Projekt hat den Titel »Hessischer Monitor Arbeitsmarkt und Integration« (HeMonA). Vorgesehen ist, solch ein Zielgruppenmonitoring anschließend auf andere hessische Kreise und kreisfreie Städte zu übertragen und idealerweise bis Ende 2010 flächendeckend in Hessen zu implementieren. Damit wäre Hessen das erste Bundesland mit einem flächendeckenden kommunalen Zielgruppenmonitoring.

Langjährige Erfahrungen des Instituts für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK) mit dem Aufbau und der Implementation von Monitoringsystemen haben gezeigt, dass sich internetbasierte Informationssysteme zur Durchführung von Monitoring sehr gut eignen. Neben der systematischen Nutzerperspektive ist der Rückgriff auf ausschließlich elektronische Daten ein weiteres innovatives Element in diesem Projekt. Damit die internetbasierte Entwicklung und Umsetzung eines Zielgruppenmonitorings mit hohen Qualitätsstandards in Hessen durchgeführt werden kann, kooperiert das Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK) mit einem der in Deutschland führenden Entwickler von Monitoring-Applikationen, dem Forschungszentrum Informatik (FZI) an der Technischen Universität Karlsruhe.

Am Beginn der Spezifikation steht die Frage nach den potenziellen Informationsnutzern vor Ort. Dabei kommt eine Reihe von strategischen und operativen Akteuren in den Blick, die in den Kommunen die Integration von Migranten direkt beeinflussen. Die strategischen Akteure entscheiden in ihren Funktionen als Politiker, als Leitungen von Verwaltungseinheiten, aber auch als Verbandsvertreter (Industrie- und Handelskammern, Gewerkschaften, Migrantenorganisationen) über die kommunalen Rahmenbedingungen für den Arbeitsmarkt; dazu gehören auch Fördermaßnahmen, Informationskampagnen und gezielte Beratungsangebote. Demgegenüber agieren die operativen Akteure direkt auf dem kommunalen oder regionalen Arbeits- und Bildungsmarkt – etwa als Arbeitsvermittler, Bildungsanbieter, Schulleiter und Lehrer, Eltern, Schüler, Arbeitslose oder Unternehmensvertreter.

Bewertung eines strategischen Nutzers



Der Kreisbeigeordnete Carsten Müller aus dem Kreis Offenbach gehört zu den strategischen Nutzern des »Hessischen Monitor Arbeitsmarkt und Integration« (HeMonA). Den Nutzen des Instruments für seinen Kreis beschreibt er so: »Das Monitoringsystem bringt uns vor Ort Klarheit darüber, wer, wann, wie gefördert und vermittelt werden kann. Die Datenbasis gibt uns beispielsweise die Möglichkeit, genauer als bisher über Erfordernisse und die Anzahl von Kursen zur Förderung von Migranten zu entscheiden. Wir wissen exakt, wo Schwachstellen liegen und wo Fort- und Weiterbildungsbedarf besteht. Wir können

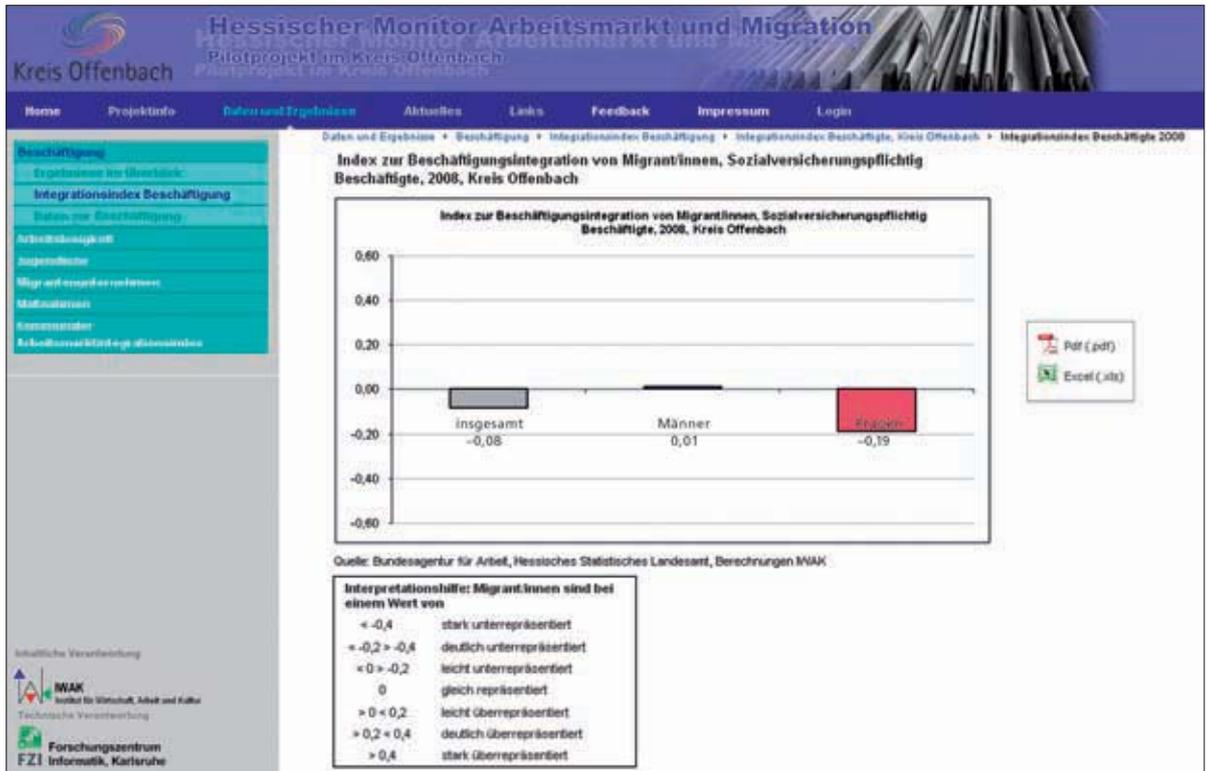
also Angebot und Maßnahmen gezielt auf die speziellen Gegebenheiten vor Ort abstimmen. Das spart Zeit und Kosten. Wir wissen nämlich, dass wir beispielsweise bei der Sprachförderung für Frauen mehr Kurse anbieten müssen und auf einem anderen Gebiet weniger.« Auch die operative Seite hat laut Carsten Müller viel von dem System: »Unser Arbeitgeberservice nutzt das Monitoringsystem. Es macht Stärken und Nachholbedarf konkret und gibt uns die Möglichkeiten, gezielt Arbeitgeber anzusprechen, die Arbeitnehmer mit den bei den Menschen mit Migrationshintergrund vorhandenen Stärken, beispielsweise deren Mehrsprachigkeit, zu schätzen wissen. Das Monitoringsystem ist also ein konkretes Hilfsmittel zur Justierung von Angebot und Nachfrage bei Fort-, Weiterbildung und bei der Vermittlung von Menschen mit Migrationshintergrund in den ersten Arbeitsmarkt, und wir schaffen damit letztlich bessere Chancen für gesellschaftliche Teilhabe!«

Diese unterschiedlichen Akteure haben einen spezifischen Informationsbedarf, der mit moderierten Gruppendiskussionen eruiert wurde. Solche Diskussionen haben sich als geeignetes Instrument erwiesen, da viele der potenziellen Nutzer zunächst ihre genauen Informationsbedarfe nicht benennen konnten (Larsen, Christa/Mevius, Marco/Schmid, Alfons, 2009; Larsen, Christa/Neisen, Vera/Mathejczyk, Waldemar/Schmid, Alfons, 2009; Larsen, Christa/Mathejczyk, Waldemar/Kipper, Jenny/Schmid, Alfons 2008). Erst im Diskurs über die jeweiligen Handlungsfelder und Entscheidungssituationen kristallisierten sich Einzelthemen heraus: Beschäftigungssituation, Arbeitslosigkeit, jugendliche Migranten (spezifische Situationen beim Übergang von Schule ins Erwerbsleben), nachgefragte und vorhandene Qualifikationen, Migrantenunternehmen (Beschäftigungsmöglichkeiten und arbeitsmarktpolitische Fördermaßnahmen).

Das Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK)

Das Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK) ist ein Zentrum für angewandte Forschung und wissenschaftliche Politikberatung der Goethe-Universität. Sein Ziel ist die Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden, um Fragestellungen aus den Bereichen Arbeitsmarkt und regionale Wirtschaftsentwicklung zu lösen und praxisrelevante Entwicklungen und Probleme in den wissenschaftlichen Diskurs rückzukoppeln. Das IWAK forscht interdisziplinär und partizipativ, bindet also die Akteure aus Politik und Wirtschaft und deren Bedürfnisse stark in seine Arbeit ein.

Zwölf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften kooperieren mit nationalen Partnern wie dem Bundesinstitut für berufliche Bildung (BIBB) und dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) und beteiligen sich an internationalen Kooperationen wie dem 2006 gegründeten »European Network of Regional Labour Market Monitoring«.



Über die Menüpunkte der dargestellten Themenbereiche Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, Jugendliche, Migrantenunternehmen und Arbeitsmarktpolitische Maßnahmen gelangt man zu den nach Merkmalen wie Geschlecht, Alter oder Bildungsniveau differenzierten Daten. Nutzer können die Tabellen und Grafiken als pdf- oder Excel-Dokumente herunterladen, diese unverändert in eigene Dokumente integrieren oder sogar selbst bearbeiten. Die verfügbaren Indizes stellen den Anteil der Migranten in einem Themenbereich – beispielsweise Beschäftigung – ins Verhältnis zum Anteil der Migranten an der Gesamtbevölkerung eines Kreises. Im dargestellten Beispiel aus dem Themenbereich Beschäftigung liegt der Index-Wert für die sozialversicherungspflichtig Beschäftigten Migranten im Kreis Offenbach unter 0 – die Gruppe der Migranten insgesamt ist in diesem Bereich also unterrepräsentiert und damit schlechter integriert. Differenziert nach Geschlecht schneiden die männlichen Migranten allerdings deutlich besser ab als die weiblichen.

Wichtig für die Akzeptanz und Nutzung der bereitgestellten Informationen sind die Informationsformate, denn Nutzer greifen erfahrungsgemäß nur dann auf Monitoringinformationen zurück, wenn diese schnell und im richtigen Zuschnitt zur Hand sind. Umfangreiche Tabellenbände, andere Printmedien oder komplexe Datenbanken gelten als wenig flexibel und schwer zugänglich. Elektronische Informationen, die über das Internet orts- und zeitunabhängig abrufbar sind, erweisen sich als passfähiger. Je geringer der Aufwand, desto höher ist die Akzeptanz und damit die Nutzungsfrequenz.

Die Oberfläche der Internetplattform »HeMonA« ist nutzerfreundlich gestaltet, so dass eine einfache und idealerweise intuitive Orientierung erfolgen kann. Um dies zu ermöglichen, wurde zunächst ein Prototyp gebaut, der mit potenziellen Nutzern getestet und anschließend gemäß ihrer Bedürfnisse modifiziert wurde. Die Daten, die auf der Internetplattform für die Nutzer vorgehalten werden, stammen aus Sonderauswertungen. Dabei werden die Daten mit Merkmalen wie Geschlecht, Alter, Bildungsniveau kombiniert, wie sie bisher sonst nicht öffentlich und kostenfrei zugänglich sind. Die Daten werden thematisch gebündelt und statistisch harmonisiert, so dass die Nutzer einfach interpretierbare Informationen erhalten. Für einen schnellen Überblick ist jeder Themenbereich durch einen zentralen Index dargestellt, an dem sich ablesen lässt, ob die Gruppe der Migranten in diesem Bereich gut integriert ist oder nicht. In der langjährigen Betrachtung lassen sich daran einfach Entwicklungstrends ablesen.

Nach dem Ende der Pilotphase wird das System in die Verantwortung des Kreises übergeleitet. Dieser bringt es in Dauerbetrieb und sorgt für regelmäßige Datenupdates. Da das System modular aufgebaut ist, kann der Kreis Offenbach weitere Themen wie soziale und politische Partizipation in sein Monitoringssystem integrieren und zu einem umfassenden kommunalen Integrationsmonitoring ausbauen. Auch wenn sich die Informati-

Einblicke in die Berufswelt: Ein Praktikum während der Schulzeit erleichtert oft die Suche nach einer Lehrstelle.



onsbedarfe zu den Themen Arbeitsmarkt und Bildung zukünftig verändern sollten, können entsprechende Modifikationen einfach vorgenommen werden.

Perspektive – webbasiertes Integrationsmonitoring in hessischen Kommunen

Das in Hessen entwickelte webbasierte kommunale Integrationsmonitoring erweitert die in den letzten Jahren auf Bundesebene und in einzelnen Bundesländern entwickelten Integrationsmonitoringansätze um zwei wesentliche Aspekte. Zum einen kann Monitoring für alle und mit allen Kommunen eines Bundeslandes betrieben werden, so dass über Aggregation gleichzeitig Informationen auf Landesebene vorliegen. Dies ist bisher in keinem Bundesland gegeben, insoweit ist Hessen auch hier Vorreiter. Zum anderen wird durch den Rückgriff auf den im europäischen Kontext entwickelten Zielgruppen-Monitoringansatz das erste nachfrage- und nutzerorientiert ausgerichtete Integrationsmonitoring in Deutschland implementiert. Von den Rückmeldungen der Kommunen, wie sie mit diesem Monitoring arbeiten, werden in den kommenden Jahren wesentliche inhaltliche Impulse für die Weiterentwicklung der Integrationsberichterstattung und des Integrationsmonitorings des Bundes und anderer Bundesländer erwartet. In Hessen wird die flächendeckende Einführung dieses nutzerorientierten Integrationsmonitorings in Kreisen und kreisfreien Städten Transparenz schaffen, die hilft, Maßnahmen und Strategien effizienter einzusetzen, als dies in der Vergangenheit möglich war. Damit dürfte eine wesentliche Voraussetzung erfüllt sein, um die Integration von Migranten in den Arbeitsmarkt zu verbessern. ◆

Literatur

- Baden, Christian/Schmid, Alfons (2009) *Beschäftigung von Migranten in der Region Rhein-Main* IWAK-Betriebsbefragung im Herbst 2008.
- Böhmer, Maria u. a. (Hrsg.) (2009) *Herausforderung Integration* Redemanuskript zur Veranstaltungsreihe der Konrad-Adenauer-Stiftung, Berlin.
- Larsen, Christa/Mevius, Marco/Kipper, Jenny/Schmid, Alfons (Eds.) (2009) *Informationssysteme for Regional Labour Markets* State of the Art and Perspectives. München.
- Larsen, Christa/Neisen, Vera/Mathejczyk, Waldemar/Schmid, Alfons (2009) *Monitoringkonzept zur Arbeitsmarktintegration von Migrantinnen und Migranten für europäische Regionen und seine Umsetzung im Kreis Offenbach. Ein Forschungsprojekt für die Praxis* Frankfurt am Main.
- Larsen, Christa/Mathejczyk, Waldemar/Kipper, Jenny/Schmid, Alfons (Eds.) (2008) *Target Group Monitoring in European Regions. Empirical Findings and Conceptual Approaches* München.
- Neisen, Vera (2009) *In der Pilotphase: Das Projekt HeMonA – Hessischer Monitor Arbeitsmarkt und Migration. Umsetzung eines Monitoringkonzepts im Kreis Offenbach* In: *Migration und Soziale Arbeit* Im Erscheinen.
- Neisen, Vera (2008) *A Web-Based Information Platform as Means for Communicating Information in the Process of Target Group Monitoring* In: Larsen, Christa/Mathejczyk, Waldemar/Kipper, Jenny/Schmid, Alfons (Hrsg.) (2008) *Target Group Monitoring in European Regions* Empirical Findings and Conceptual Approaches, S. 96–99.
- Siegert, Manuel (2006) *Integrationsmonitoring – State of the Art in internationaler Perspektive* Studie im Auftrag des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (Bamf). Nürnberg. Statistisches Bundesamt (2009) *Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mi-*

krozensus 2007 Fachserie 1, Reihe 2.2.

Woellert, Franziska u. a. (2009) *Ungenutzte Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland* Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. Berlin.

Worbs, Susanne, Friedrichs, Lena (2008) *Integrationsberichterstattung in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme* In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 02/2008, S. 250–269.

Die Autoren

Dr. Christa Larsen, 47, studierte Soziologie, Politische Wissenschaften und Volkswirtschaftslehre in Deutschland und den USA. Sie beschäftigt sich wissenschaftlich intensiv mit komplexen statistischen Verfahren und Modellen (beispielsweise Strukturgleichungsmodelle und Mehrebenenmodelle). Seit vielen Jahren ist sie darüber hinaus in der empirischen Forschung tätig und verfügt über umfangreiche internationale Expertise im Bereich allgemeine und berufliche Bildung, Sozialisation, Geschlechterverhältnisse und Gesundheitswirtschaft. Sie initiiert nationale und internationale Forschungs- und Arbeitszusammenhänge, berät Politik in Fragen des regionalen Arbeitsmarktmonitorings und der Pflege. Seit 2008 ist sie Geschäftsführerin des Instituts für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK).

Vera Neisen, 28, studierte Humangeografie sowie Soziologie und Betriebswirtschaftslehre im Nebenfach an der Universität Trier, Universidad Complutense de Madrid und Humboldt-Universität zu Berlin mit den Schwerpunkten Stadt- und Sozialgeografie. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Humangeographie der Goethe-Universität hat sie an der Erstellung des ersten Creative Industries Reports für die Stadt Frankfurt mitgearbeitet. Seit 2008 ist sie am IWAK bei der Entwicklung von regionalen Monitoringsystemen beteiligt und forscht und berät zu den Themen Integration von Migrantinnen und Migranten und Integrationsmonitoring.



Prof. Dr. Alfons Schmid, 66, seit 1981 Professor für Wirtschaft am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Wirtschaft, Arbeit und Kultur (IWAK) der Goethe-Universität. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Arbeitsmarkt, insbesondere Arbeitsmarktsegmentation, technischer Wandel und Beschäftigung, regionale Wirtschafts- und Arbeitsmarktentwicklung (regionale Monitoringsysteme), regionale Wettbewerbsfähigkeit, betriebliche Aus- und Weiterbildung sowie Einstellungen zum Sozialstaat. Er ist Mitglied in verschiedenen wissenschaftlichen Vereinen und Koordinator des »European Network of Regional Labour Market Monitoring«.

c.larsen@em.uni-frankfurt.de

v.neisen@em.uni-frankfurt.de

a.schmid@em.uni-frankfurt.de

www.iwak-frankfurt.de



Proben für den Ernstfall: In Versuchen an Modellen testen Physiker, ob die geplante Beschleuniger-Architektur funktioniert. Hier werden aus Kupfer angefertigte Komponenten des Modells zusammengesetzt und justiert. Durch die Mitte wird der Teilchenstrahl gehen.

Den Geheimnissen der Materie auf der Spur

Neue Denkfabrik für physikalische Grundlagenforschung

**von Ingo
Fröhlich, Marcus
Bleicher und
Gabriela Meyer**

Bei Darmstadt entsteht FAIR, eines der größten internationalen Forschungszentren für Physik. Durch das von der Landesregierung geförderte Exzellenzzentrum »HIC for FAIR« erhält die Forschung in Hessen die einmalige Chance, sich direkt an globaler Spitzenforschung zu beteiligen: auf der Suche nach den letzten Geheimnissen der Materie.

Die Durchführung von Experimenten kann sehr langwierig und komplex sein, wenn es um Grundlagenforschung über die innersten Bausteine der Materie geht. Zu Zeiten von Galileo Galilei genühten noch einige Holzbretter und eine Kugel, um die Schwerkraft zu entdecken, eine der vier fundamentalen Kräfte des Weltalls. Der geniale Gelehrte besaß noch nicht einmal eine Uhr, die genau genug war, um die Beschleunigung der Kugel auf der schiefen Ebene zu messen.

Wenn Physiker heute grundlegende Fragen über den Aufbau des Weltalls und der Materie klären wollen, dann brauchen sie dazu riesige, komplexe Anlagen, dann arbeiten an jedem Experiment Dutzende von Forschern mit Hunderten von Technikern zusammen, suchen die schnellsten Computer in gewaltigen Datenmengen nach seltenen, interessanten Ereignissen, aus denen sich die Wissenschaftler ihre Antworten erhoffen. Selbst vor kleinen Entdeckungen steht ein Berg von wissenschaftlicher Arbeit: theoretische Vorüberlegungen, umfangreiche Planungen, Management von großen Teams, Simulationen der möglichen Ergebnisse, Entwicklung und Optimierung von Hardware und Software.

Die Geheimnisse von Masse, Materie und Urknall

Am Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung GSI in Darmstadt ist man auf der Jagd nach neuen, fundamentalen Geheimnissen der Materie. Hier entsteht in den kommenden Jahren eine der größten Einrichtungen für physikalische Grundlagenforschung weltweit, die internationale Anlage für Antiproton- und Ionenforschung FAIR (Facility for Antiproton and Ion Research). Das ist eine komplexe Beschleunigeranlage mit mehreren Großexperimenten, von der sich Wissenschaftler Antworten auf Fragen erhoffen, etwa warum die Materie eine Masse hat, warum wir und unsere ganze Welt überhaupt aus Materie bestehen, oder was genau beim Urknall passierte, dass unsere

Welt so geworden ist, wie sie heute ist. Der Beschleunigerkomplex ist dabei ähnlich aufgebaut wie beim bekannten Kernforschungszentrum CERN bei Genf in der Schweiz: In unterirdischen Tunnels laufen die Beschleuniger, Wissenschaftler aus aller Welt nutzen die Anlagen und die Experimentiereinrichtungen, erforschen hier Dinge, die sie sonst nirgendwo auf der Erde erkunden können. Rund 3000 Forscher werden hier ständig arbeiten, zahlreiche Wissenschaftler für einige Monate oder immer wieder zu Gast sein. FAIR wird ein internationaler Fokus der Wissenschaft, der vielen Wissenschaftlern zu neuen Erkenntnissen verhelfen wird.

Solch ein Forschungsmagnet der Physik in Hessen ist keine Vision mehr, sondern eine sich entwickelnde Realität, die schon begonnen hat. Fünfzehn Staaten haben Ende 2007 den Vertrag zu Bau und Finanzierung von FAIR unterzeichnet, die Bundesrepublik und das Land Hessen selbst übernehmen 75 Prozent der Kosten von insgesamt 1,2 Milliarden Euro. In fünf Jahren soll der Beschleuniger in Betrieb gehen. Inzwischen haben die Forscher mit den notwendigen Vorbereitungen für die komplexen Experimente begonnen. Tausende von offenen wissenschaftlichen Detailfragen sind zu lösen, wenn schwere Ionen (elektrisch geladene Atomkerne) und Wasserstoff-Atomkerne aus Antimaterie in der unterirdischen Anlage nahezu auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigt und in den Speicherringen gesammelt, sortiert, neue Teilchen erzeugt und schließlich in einem fokussierten Teilchenstrahl den Experimenten zugeführt werden sollen. Es gilt, das Versprechen von FAIR einzulösen: die beste Strahlqualität und die höchste Intensität weltweit für die Experimente zu liefern.

Eine Chance für die Region

Ein solches Großprojekt in Hessen, für das so viele wissenschaftliche Fragen zu lösen sind, ist eine riesige Chance für die physikalische Forschung in der

Gemeinsam international an der Spitze

Mit dem Helmholtz International Center for FAIR entsteht unter Koordination durch die Goethe-Universität Frankfurt eine Ideenschmiede für das größte Forschungsprojekt Europas in der kommenden Dekade auf dem Gebiet der physikalischen Grundlagenforschung, das neue Beschleunigerzentrum für Antiprotonen- und Ionen-Forschung.

Partnerinstitutionen sind:

- Goethe-Universität Frankfurt (federführend),
- Technische Universität Darmstadt,
- Justus-Liebig-Universität Gießen,
- Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS),
- GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung,
- Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren.

Gegründet: Juli 2008 im Rahmen der hessischen LOEWE-Initiative
Fördersumme (derzeit):
15,5 Millionen Euro

Charakteristika:

- Interdisziplinäre und interinstitutionelle Vernetzung hessischer Forschungseinrichtungen und internationaler Expertise;
- Über 30 neue Professoren in Hessen bis 2011;
- Exzellente Ausbildungsbedingungen für Nachwuchsforscher;
- Attraktives Gastwissenschaftler-Programm;
- Aufbau eines Höchstleistungsrechners in Hessen;
- Aktive Frauenförderung;
- Ein neues Gebäude für HIC for FAIR ist auf dem Campus Riedberg der Goethe-Universität vorgesehen.



Das HADES-Spektrometer, das heute schon beim GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung dem Geheimnis dichter Kernmaterie auf der Spur ist, wird für das FAIR-Experiment aufgerüstet.

Endkontrolle einer fertig ausgeschnittenen Stütze, die später eine Drift-röhre für den Teilchenstrahl des Modells beherbergen wird. Florian Dziuba und die Mitarbeiter in der feinmechanischen Werkstatt des Physik-Instituts montieren jeweils vier Rippen auf eine Stütze.



Ist alles in Ordnung? Hier kalibrieren die Mitarbeiter die Maschine und kontrollieren die Koordinaten anhand des Konstruktionsplans. Die CNC-Maschine schneidet aus einem Aluminiumblock einen Teil des Standfußes aus, auf dem das Modell sicher montiert werden kann.



Region. Um sie zu nutzen, hat das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst im Sommer 2008 in der LOEWE-Initiative (Landes-Offensive zur Entwicklung wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz) die Gründung eines neuartigen Zentrums, dem »Helmholtz International Center for FAIR« (HIC for FAIR) mit 15,5 Millionen Euro ermöglicht – als Denkfabrik für das Forschungszentrum FAIR, wo Konzepte entwickelt und unterstützende Forschungsarbeiten für den

Bau der einmaligen Anlage geleistet werden, wo drei Hochschulen des Landes und das FIAS an vorderster Front die physikalischen Experimente vorantreiben werden und zugleich Nachwuchspophysiker die Gelegenheit bekommen, sich inmitten internationaler Spitzenforschung zu etablieren.

In dieser Denkfabrik haben sich die Goethe-Universität Frankfurt, die Technische Universität Darmstadt, die Justus-Liebig-Universität Gießen sowie das Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS), das Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung (GSI) und die Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren zusammengeschlossen. HIC for FAIR schafft das optimale Umfeld zur Beteiligung all dieser Institutionen an einer international einzigartigen Anlage zur Erforschung der sogenannten Starken Wechselwirkung der

Materie. Daneben gilt es, technische Kompetenzen auf höchstem Niveau einzubringen: etwa in der Teilchenbeschleunigung, der schnellen Mustererkennung oder des Hochleistungsrechnens zur Simulation und für die Datenauswertung der geplanten Experimente. Außerdem sind bei den Experimenten gigantische Datenmengen zu verarbeiten. Die dafür notwendige Computer-Infrastruktur mit einigen zehntausend Prozessoren muss rechtzeitig entwickelt und verfügbar sein.

Die Idee hinter HIC for FAIR ist, den Zugang zu diesen Schlüsseltechnologien für die Partnerinstitutionen sicherzustellen und Know-how zu bündeln. So werden in den nächsten Jahren mehr als 30 zusätzliche Professuren eingerichtet, die sich einzig auf FAIR-relevante Physik und Technologie konzentrieren. Fünf Professuren konnten bereits mit hochkarätigen Wissenschaftlern besetzt werden. Zudem lädt HIC for FAIR international renommierte Wissenschaftler ein, ihr Wissen als Gastprofessoren mit den Kollegen und mit den jungen Forschern in Hessen zu teilen. Bereits heute finden viele internationale Konferenzen im Rahmen von HIC for FAIR statt, die den Austausch von Ergebnissen ermöglichen und die Zusammenarbeit der Forscher fördern.

Internationale Expedition in wissenschaftliches Neuland

Dies stärkt wiederum die weltweite Zusammenarbeit zwischen Experimentatoren, Entwicklern der Beschleunigeranlagen und theoretischen Physikern aus Hessen. Aber es geht nicht nur um die Wissenschaft-

Exzellenz mit LOEWE

Mit der Landes-Offensive zur Entwicklung wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz, kurz »LOEWE«, legte Hessen im Sommer 2008 erstmals ein eigenständiges Forschungsförderungsprogramm auf. Dieses wissenschaftspolitische Signal soll der hessischen Forschungslandschaft zukunftsweisende Impulse geben und sie so nachhaltig stärken. Dabei werden die im Rahmen des Programms initiierten Kooperationen zwischen den Hochschulen und den vom Land institutionell geförderten Forschungseinrichtungen dauerhaft verankert. Das unterscheidet die Initiative von der üblichen Projektförderungspraxis.

Die zu vergebenden Mittel sind eine Anschubfinanzierung zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit der hessischen Hochschulen und Forschungseinrichtungen. In Zusammenarbeit und in Abstimmung mit den großen Forschungsorganisationen werden darüber hinaus die Voraussetzungen für die Ansiedlung weiterer Forschungseinrichtungen geschaffen. Hand in Hand mit der Schaffung neuer Forschungsinfrastruktur wird ein deutlicher Anstieg bei der Einwerbung von Forschungsgeldern anvisiert.

ler von heute, sondern auch um die besten Köpfe von morgen: HIC for FAIR ist auch an der Gründung der Helmholtz Graduate School for Hadron and Ion Research (HGS-HIRE for FAIR) beteiligt, die jungen Wissenschaftlern auf dem Gebiet der FAIR-relevanten Physik eine strukturierte, interdisziplinäre Doktorandenausbildung bietet. Die Graduierten erhalten die Möglichkeit, an Projekten mitzuarbeiten, die wissenschaftlich an vorderster Front angesiedelt sind.

Das ist auch notwendig, denn die Experimente an FAIR werden an die Wissenschaftler besondere Herausforderungen stellen. Wenn nämlich die Bausteine der Atomkerne bei derartigen Temperaturen und Druckverhältnissen zusammengepresst werden wie in den Experimentieranlagen in Darmstadt, entspricht dieser Materiezustand etwa den Verhältnissen wenige Augenblicke nach dem Urknall oder aber in Neutronensternen.

Feuerball und Asche

Wie können die Eigenschaften solch extremer Formen von Materie untersucht werden?

Zunächst einmal schießt man zwei Atomkerne mit hoher Energie aufeinander (Bild a). Dabei entsteht durch die Kollision kurzzeitig entweder ein sehr heißer oder ein sehr dichter Kernmaterie-Zustand, je nach gewähltem Strahl und dessen Energie. Die Kernmaterie, also die Bestandteile von Protonen und Neutronen, wird dabei derart stark zusammengedrückt, wie dies heute nur noch in Neutronensternen vorkommt.

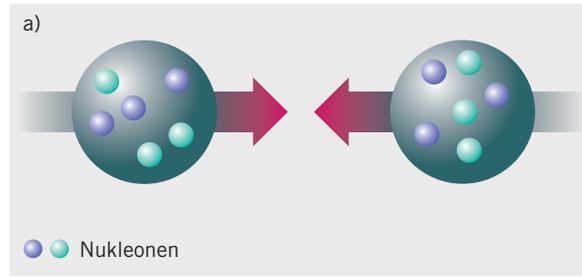
Es entsteht sogenannte »Hadronische Materie« (Bild b). Dieser extrem dichte Zustand (der »Feuerball«) besteht jedoch nur äußerst kurze Zeit, genauer gesagt etwa 10^{-23} Sekunden. Zum Vergleich: Im Verhältnis zur Dauer einer Sekunde ist das so wenig, wie eine zehntausendstel Sekunde im Verhältnis zum Alter des Universums. Denn dann expandiert das verdichtete System wieder und kühlt dabei ab.

Während des Abkühlvorganges entstehen Fragmente und kurzlebige Teilchen, sozusagen die »Asche« des Feuerballs (Bild c). Im Detektor gilt es, den Weg dieser Teilchen aufzuzeichnen und möglichst vollständig ihre Sorte und Energie zu bestimmen. Aus diesem Bild wird mithilfe theoretischer Modelle rekonstruiert, welche Eigenschaften die extrem verdichtete Materie hatte und welche kurzlebigen Teilchen in dem Feuerball existiert haben könnten.

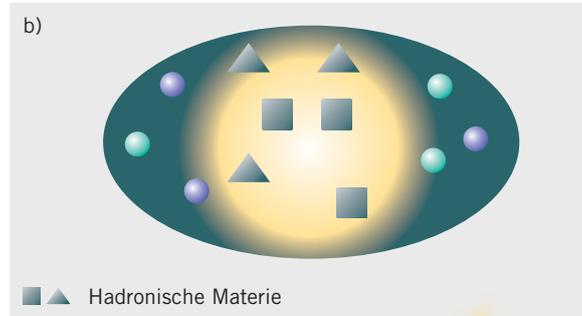
Ein Beispiel ist dabei der schon heute mit dem HADES-Spektrometer untersuchte hochenergetische »Lichtblitz«. Diese sogenannten »virtuellen Photonen«, die gleich wieder in Elektronen und deren Antiteilchen (Positronen) zerfallen, erlauben einen direkten Blick in das Zentrum der Kernmaterie. Allerdings treten diese virtuellen Photonen grundsätzlich sehr selten auf: Selbst bei Raten von hunderttausend Kollisionen pro Sekunde gibt es nur etwa alle zehn Sekunden ein interessantes Ereignis. Am FAIR-Beschleuniger können diese mit sehr viel höheren Raten erzeugt werden.

»Nackte Quarks« hat noch niemand gesehen

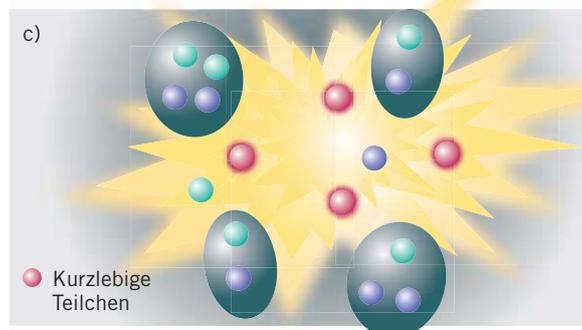
Besonders neugierig sind die Forscher beispielsweise darauf, ob die Bausteine der Atomkerne, die Protonen und Neutronen, unter dem hohen Druck aufbrechen werden. Die Physik weiß zwar heute, dass sie aus sogenannten Quarks bestehen, die durch Gluonen (glue



●● Nukleonen



■▲ Hadronische Materie



● Kurzlebige Teilchen

= engl. Klebstoff) zusammengehalten werden, doch bis heute wurden nie einzelne Quarks oder Gluonen beobachtet. Gelänge es, Protonen oder Neutronen aufzuschmelzen, entstünde ein neuer Zustand der Materie aus freien Quarks und Gluonen. Physiker nennen ihn das Quark-Gluon-Plasma. Es existierte vielleicht Sekundenbruchteile nach dem Urknall oder im Inneren von Neutronensternen, konnte bisher aber in Experimenten noch nie eindeutig nachgewiesen werden.

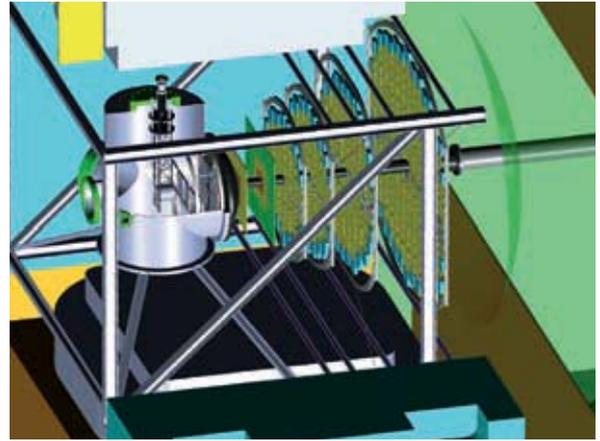
Doch wie kann man mit Messgeräten nachweisen, dass sich ein Quark-Gluon-Plasma gebildet hat? Extreme Zustände wie diese existieren nur für Milliardstel Sekunden oder weniger, die Flugstrecke von typischen Teilchen, an denen man das gesuchte Quark-Gluon-Plasma erkennen könnte, beträgt auch bei Lichtgeschwindigkeit nicht mehr als die Dicke eines Haares, bevor sie wieder zerfallen. Zudem ist allen Experimenten an FAIR gemeinsam, dass sie nach noch selteneren Ereignissen suchen, die nicht nur alle 100 000 Kollisionen auftreten, sondern vielleicht nur in einem von vielen Millionen Ereignissen zu finden sein werden. Daher müssen die Wissenschaftler sehr lange messen oder die Intensität des Strahls stark erhöhen, um noch mehr Reaktionen pro Sekunde zu erzeugen.

Derartig anspruchsvolle Experimentierbedingungen erhöhen die Anforderungen an die Konstruktion der Beschleunigeranlagen und der Experimente. Die typischen Erscheinungen, die bei einem Quark-Gluonen-Plasma auftreten, lassen sich nur auf einer Strecke von einem zehntel Millimeter messen. Dies muss der FAIR-Detektor »Compressed Baryonic Matter« (CBM) leisten.

Per Digitalkamera zum Quark-Gluon-Plasma

Das Konzept der Messung von Lichtblitzen »virtueller Photonen« wird auch vom FAIR-Experiment CBM weiterverfolgt werden. Allerdings steht CBM bei FAIR noch eine weitaus höhere Energie zur Verfügung: Bei der Kollision von Atomkernen materialisieren sich bei hinreichend hoher Strahlenenergie auch Paare der sehr schweren Charm-Quarks. Dabei bilden sich auch gebundene Zustände aus einem Charm- und einem Anti-Charm-Quark. Diese nennt man Charmonium. Im Quark-Gluon-Plasma können diese Charmonium-Zustände schmelzen.

Wenn sich ein Quark-Gluon-Plasma bildet, wäre das Resultat, dass weniger Charmonium-Zustände den Feuerball verlassen. Die Überbleibsel des Charmoniums verbinden sich mit jeweils einem normalen Quark zu sogenannten Open-Charm-Mesonen. Diese wiederum zerfallen nach einer Wegstrecke von weniger als einem zehntel Millimeter, gerade die Dicke eines menschlichen Haares. Und dennoch muss der geplante CBM-Detektor dies erkennen – in drei Dimensionen.

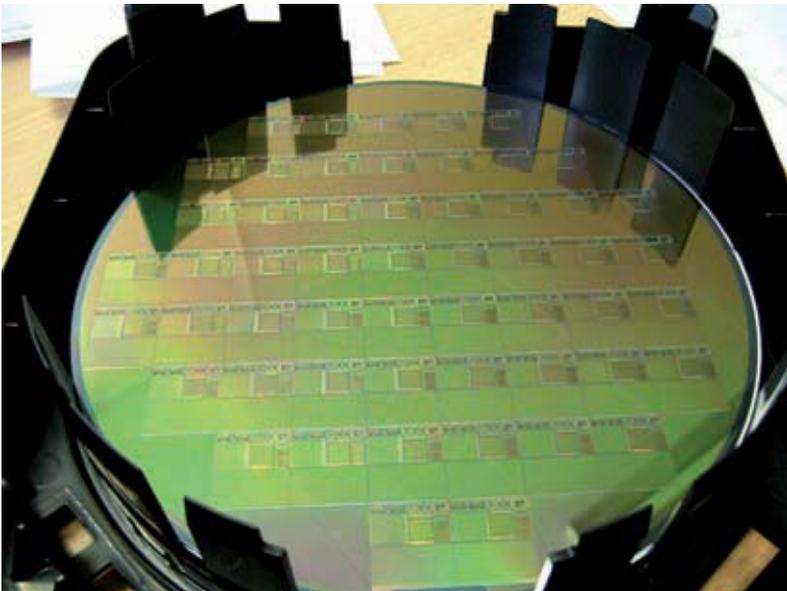


Eine Filmkamera für Billionen Kernkollisionen in drei Dimensionen: Das Modell des CBM-Experiments bei FAIR, für das an der Universität Frankfurt die Vorarbeiten geleistet werden.

Um also die seltenen Ereignisse mit sogenannten »Open-Charm«-Mesonen von dem Untergrund Zigtausender anderer Spuren zu trennen, müssen alle Teilchen zunächst gemessen und ihre Flugbahnen rekonstruiert werden. Das Hauptproblem besteht dabei darin, dass dicke Sensoren die Flugbahn so stark stören, dass die Bahn nicht mehr sauber erkannt werden kann. Das 3D-Bild verliert dadurch an »Tiefenschärfe«. Für CBM mussten deshalb besonders dünne Detektoren entwickelt werden (Bild links). Dies gelang durch umfangreiche Überarbeitung der von Digitalkameras bekannten Sensoren, wobei ihre Geschwindigkeit auf 100 000 Bilder pro Sekunde gesteigert wurde.

Inzwischen haben die Forscher damit begonnen, die neuen Sensoren zu einem sogenannten Vertexdetektor zusammenzusetzen, einer besonders dünnen Superkamera mit 400 Megapixeln Auflösung (Bild oben). Diese wird im CBM-Experiment einen monatelangen »dreidimensionalen Film« von etwa einer Billionen Kernkollisionen drehen. So sollen genügend Open-Charm-Teilchen gefunden werden. Mit der Entwicklung eines ersten Prototyps konnte dank HIC for FAIR vor wenigen Monaten begonnen werden.

Das erfordert jahrelange Vorarbeit an vielen Stellen. Am Institut für Kernphysik der Goethe-Universi-



Superkamera mit 400 Megapixeln Auflösung: Die ersten Siliziumsensoren für den Vertexdetektor des »Compressed Baryonic Matter«-Experiments bei FAIR.

Die FAIR-Beschleunigeranlage

Der neue Beschleunigerkomplex FAIR wird Ionen- und Antiprotonenstrahlen in bisher unerreichter Intensität und Qualität liefern. Damit werden Experimente durchführbar, die sonst nirgendwo auf der Welt möglich sind: So kann die Starke Wechselwirkung – eine der vier fundamentalen Kräfte, die das Verhalten des Universums bestimmen – unter vielen neuen Gesichtspunkten untersucht werden.

Als Quelle der Teilchen dient der bisher für das GSI-Forschungszentrum verwendete Beschleuniger UNILAC. Das Herzstück der neuen Anlage bildet

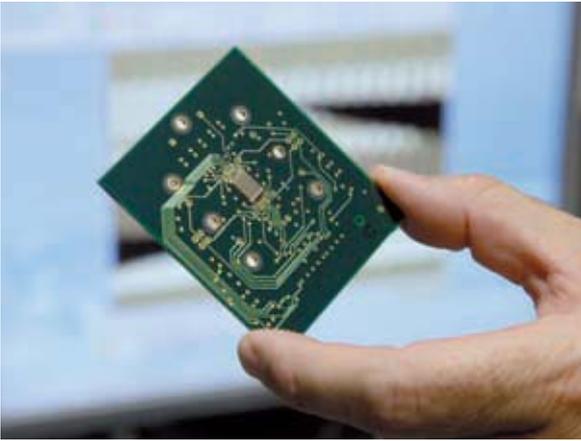
ein großer Doppelringbeschleuniger mit 1100 Metern Umfang, der in 24 Meter Tiefe unterirdisch verläuft. Eine technische Besonderheit in Darmstadt wird die sogenannte Kühlung der Teilchenstrahlen sein. Sie bedeutet, dass die Atomteilchen mit nahezu gleicher Energie und Geschwindigkeit fliegen, so dass besonders exakte Messungen möglich sind. Die Intensität der Teilchenstrahlen wird bis zu 10000-fach höher sein als bei irgendeinem anderen Beschleuniger weltweit.

FAIR wird rund 3000 Wissenschaftlern, davon etwa die Hälfte aus dem Ausland, einzigartige Forschungsmög-



Luftbild-Simulation von FAIR

lichkeiten bieten. Mehrere Hundert Doktoranden werden für FAIR-Forschung ausgebildet.



Erster Prototyp eines CMOS-Sensors für das geplante »Compressed Baryonic Matter«-Experiment bei FAIR. Im Hintergrund sieht man die im Mikroskop vergrößerten Mikrostrukturen auf der Oberfläche.

tät zum Beispiel wird das HADES-Spektrometer [siehe »Gemeinsam international an der Spitze«, Seite 45], das bisher an der GSI lief, an die Rahmenbedingungen von FAIR angepasst, so dass es als »kleiner Bruder« das CBM-Experiment vervollständigen kann. Im Institut für Angewandte Physik in Frankfurt werden Komponenten für die Beschleunigertechnik aufgebaut und getestet.

Beschleuniger nicht von der Stange zu kaufen

In den Beschleunigern und den Experimentierzonen von FAIR herrschen weltweit einmalige Bedingungen. Die Anlagen für die Experimente kann man daher auch nicht bei Spezialisten kaufen. Viele der benötigten Hightech-Komponenten müssen eigens entwickelt und angefertigt werden. Unter anderem an dieser Stelle unterstützt der Fachbereich Physik der Goethe-Universität die am FAIR-Projekt mitwirkenden Kollegen am GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung in Darmstadt.

Auch die theoretischen Physiker der Universität Frankfurt stehen vor großen Herausforderungen, sind viele von ihnen doch schon seit vielen Jahren auf die Erscheinungen extrem dichter Materie spezialisiert. Für FAIR müssen sie neue Methoden entwickeln, um die Eigenschaften der Quark-Gluon-Materie bei bisher nie erreichten hohen Dichten aus allgemeinen, fundamentalen Gleichungen zu berechnen. Sie brauchen zudem Computerprogramme zur Simulation von Schwerionenreaktionen in dem neuen Energiebereich. Und schließlich wollen sie die gewonnenen Ergebnisse überprüfen, etwa indem sie die Resultate zur Optimierung ihrer Modelle von Supernova-Explosionen verwenden.

Das neue Beschleunigerzentrum FAIR bietet schon im Vorfeld jede Menge Herausforderungen für die Wissenschaftler, aber auch die Chance, von dem weltweiten Interesse der besten Physiker an den neuen experimentellen Möglichkeiten in Darmstadt zu profitieren. Mit HIC for FAIR ist unter der Führung der hessischen Universitäten ein institutioneller Zugang zu FAIR geschaffen worden. Freilich: Spektakuläre Ergebnisse darf man erst erwarten, nachdem FAIR seinen Betrieb aufgenommen hat. Bis dahin stehen Denken, Planen und Aufbauen im Vordergrund.



Funktioniert der Sensor wie geplant? Um das herauszufinden, testen die Physiker am Institut für Kernphysik, hier Christian Müntz, unter dem Mikroskop die Mikrostrukturen mit computergesteuerten Nadeln.

Damit hat die moderne Physik doch etwas mit Galileo Galilei gemeinsam: Er brauchte zwar keine großen Anlagen für seine fundamentale Entdeckung der Schwerkraft, aber auch er hatte jahrelang über Bewegung und Beschleunigung nachgedacht, bevor er seine Kugel über die schiefe Ebene aus Holz laufen ließ. Insofern hat sich in der modernen Wissenschaft eines noch nicht verändert: Eine gründliche Vorbereitung ist die beste Voraussetzung für großartige Ergebnisse. ◆

Die Autoren

Dr. Ingo Fröhlich, 37, studierte Physik an der Justus-Liebig-Universität Gießen, wo er 2002 promovierte. Hier war er mit der Durchführung von Experimenten am Saturne-Beschleuniger (Saclay, Frankreich) und an der GSI beteiligt, Letzteres mit dem »HADES«-Spektrometer, und an den Vorarbeiten zum FAIR-Experiment »PANDA«. Seit 2005 hat er seine wissenschaftliche Heimat am Institut für Kernphysik der Universität Frankfurt, wo er seitdem auch für die Vorbereitung des »CBM«-Experimentes mitverantwortlich ist.



Privatdozent Dr. Marcus Bleicher, 38, studierte Physik und Geophysik an der Universität Frankfurt, wo er 1999 am Institut für Theoretische Physik promovierte. 1999 bis 2000 war er Feodor Lynen Fellow am Lawrence Berkeley National Laboratory in Berkeley, USA, und 2001 bis 2002 Gastwissenschaftler am Laboratoire de Physique Subatomique et des Technologies Associées des CNRS, Nantes, Frankreich. Von 2003 bis 2009 war er Juniorprofessor für Theoretische Astroteilchenphysik an der Universität Frankfurt. Seit 2009 ist er Wissenschaftler am Frankfurt Institute for Advanced Studies. Seit August 2008 ist er Scientific Coordinator des Helmholtz International Center for FAIR.

Gabriela Meyer, 46, ist seit August 2008 Geschäftsführerin des Helmholtz International Center for FAIR. Sie ist diplomierte Übersetzerin für die englische und französische Sprache und arbeitete zuvor im Fremdsprachendienst an verschiedenen deutschen Universitäten, zuletzt am Institut für Theoretische Physik der Goethe-Universität. Zwei einjährige Aufenthalte in Paris und Miami. Neben ihrer Beschäftigung hat sie über die Jahre hinweg Vorlesungen, Seminare, Praktika und Exkursionen im Diplomstudiengang Geologie/Paläontologie erfolgreich abgeschlossen.

froehlich@physik.uni-frankfurt.de
bleicher@th.physik.uni-frankfurt.de
meyer@th.physik.uni-frankfurt.de

www.hicforfair.de
www.gsi.de
www.gsi.de/fair



»Die Stadt so grau wie die Gesichter...?«

Frankfurt als Impulsgeber zweier zeitgenössischer Romane

von
Maren Illinger

Messestadt, Goethe-Haus, Verlagszentrum, Krimikulis – zwischen Frankfurt und der Literatur lassen sich bekanntlich einige Brücken bauen. Aber Frankfurt selbst als das zentrale Thema eines zeitgenössischen Romans? Eine solch schmeichelhafte Zuschreibung bringt man sonst eher mit den »echten« Metropolen, etwa dem Paris eines Baudelaire, dem New York eines Dos Passos, dem Buenos Aires eines Borges oder dem Tokio eines Murakami, in Verbindung. Und doch hat sie sich auf die Bühne geschlichen, die widerborstige Stadt am Main, und, getarnt als realistisches Durchschnittssetting mit Lokalkolorit, ein paar verschrobene Romanhelden die Existenzgrundlage geliefert. So in zwei zeitgenössischen Romanen von Frankfurter Autoren: »Die Kassiererinnen« des Büchner-Preisträgers Wilhelm Genazino und »Landschaft mit Wölfen« des mittlerweile auch als Krimiautor unter dem Pseudonym Jan Seghers bekannten Matthias Altenburg.

Beide Texte entfalten eine ganz ähnliche Situation: Ein männlicher Erzähler, nicht mehr jung und noch nicht alt, zieht durch seine Heimatstadt Frankfurt. Es ist das Ende der 1990er Jahre, Hochsommer, in den staubigen Straßen steht die Hitze, mehr als sonst findet das Leben im Freien statt; die beste Zeit für einen Sinn-sucher, um umherzustreifen und zu beobachten, ausgetretene Wege zu gehen und unbekanntes Terrain zu erschließen, auf Fremde und alte Bekannte zu treffen, Vertrautes zu hinterfragen und sich auf Rätselhaftes einen Reim zu machen.

Je länger man diesen Flaneuren auf ihren Wegen folgt, umso deutlicher wird: Die beiden Romane spielen nicht nur in Frankfurt, sie handeln vor allen Dingen von Frankfurt. Die nicht unbedingt vielseitigen Protagonisten beschäftigt in erster Linie eines: Die sie umgebende Stadt als Instanz, die direkt oder indirekt alle Bereiche ihres Lebens strukturiert. Straßen und Plätze, Häuser und Fenster, Tauben und Hunde, Bettler und Jogger, Beton, Glas und Stahl, Abgase, Schmutz und Staub, und immer wieder Menschen, junge und alte,

fremde, bekannte und vergessene, verdichten sich als Inschrift auf den Seiten ihrer Tage. »Ich hatte mich in den letzten Jahren ohne Absicht zu einem Stadt-, wenn nicht gar zu einem Heimatkundler entwickelt«, gesteht Genazinos Protagonist seine absichtslose lokale Passion, während Altenburgs Erzähler die Obsession zum Beruf macht und sich gelegentlich als Touristenführer verdingt.

Gehen, Sehen und Denken verschmelzen für diese beiden sommerlichen »Stadtstreicher« in eins. Die Orte der Stadt, die verschiedenen Lebensbedürfnissen Raum geben – seien es die Berger Straße oder die Zeil, die Konstabler Wache oder der Südfriedhof, der Elektro Conrad oder die Nicolaikirche, die Nizzagärten oder der Osthafen, der Alleenring oder der Günthersburgpark – werden zu Denkräumen, zu Topoi im ursprünglichen Sinn des Wortes, an denen sich lokale und materielle mit semantischen Elementen zu einem Assoziationsgeflecht verzweigen. Auf ihren städtischen Expeditionen erleben die Erzähler »ihr« Frankfurt vor allem als einen Ort der Kontraste, der durch eine schwer erträgliche Diskrepanz zwischen Reichtum und Fülle auf der einen, Arbeitslosigkeit, Armut, Isolation, Vereinzelung und Entfremdung auf der anderen Seite geprägt ist und als Hoffnungsträger seiner Bewohner ausgedient zu haben scheint: »Die Stadt ist grau wie die Gesichter. Schattenlos versickert der Tag in einem Abend ohne Kühle. Aus den Hauseingängen riecht es nach Urin. Alte Frauen lehnen in den Fenstern und warten auf nichts als auf die nächste Müdigkeit. An den Mauerecken hat man gelbes Rattengift gestreut. Überall hängen leuchtende Zettel, daß man die Kinder fernhalten soll.« (»Landschaft mit Wölfen«)

Zerrissenheit zwischen wolkenkratzenden Ambitionen und dem Boden der Tatsachen

Es ist sicher kein Zufall, dass beide Autoren mit ihrem Wohnort gerade die Stadt inszenieren, die die Ideale der 68er und die Kritische Theorie mithervor-

gebracht und wieder vergessen hat. Über den vorrangig negativ konnotierten Bedeutungsträger Frankfurt genau in der – womöglich nicht nur lokalen – Mitte Deutschlands eröffnen die Texte einen Anschauungsraum der Grenzen und Möglichkeiten urbanen Lebens zehn Jahre nach der Wiedervereinigung. »Draußen rauschte Frankfurt vorbei. Überhaupt wusste ich nicht, was man in dieser Stadt soll«, charakterisiert Pop-Autor Christian Kracht auf seiner Deutschlandreise »Faserland« Frankfurt als Ort der Orientierungslosigkeit. Insofern ist Frankfurt mehr als die Kulisse einer – oder der – deutschen Geschichte. Die Stadt selbst liefert Stoff, Thematik und Symbolik zu Illustration und Bestandsaufnahme der Interaktion menschlicher Bedürfnisse und urbaner Existenzbedingungen am Ende des 20. Jahrhunderts.

In der Auseinandersetzung mit ihrer Heimatstadt Frankfurt und deren immer wieder konstatierten »Unwirtlichkeit« veranschaulichen die Romane nicht zuletzt den Konflikt von Natur und Zivilisation, Mensch und Kultur, der das Kernproblem des kulturphilosophischen Diskurses präsentiert. Bereits das Frankfurter Stadtbild scheint die markanten Merkmale des Lebensgefühls Großstadt zu visualisieren, das der Zerrissenheit zwischen Tradition und Moderne, wolkenkratzenden Ambitionen und dem Boden der Tatsachen, Weltläufigkeit und Provinzialität, Börsenspekulanten und »grünen Spießern« Rechnung trägt.

Zentral ist bei beiden Autoren das Verständnis, dass die Bedingungen moderner Urbanität direkten Einfluss auf die Selbstdefinition und Lebensperspektiven des städtischen Bewohners nehmen und die spezifischen Merkmale des Lebensraums als Identitätsträger begriffen werden können. Genazino spricht in seinen Frankfurter Poetikvorlesungen von »Stadttinnenräumen als Außenhüllen, in denen sich Identitäten bilden«, oder, wie der Autor befürchtet, oft nicht mehr bilden können. Insbesondere der Innenstadtbereich, der unterschiedlichen Formen sozialer Begegnungen Raum geben und in einem offenen Dialog mit den Bedürfnissen seiner Bewohner stehen sollte, erscheint den beiden Frankfurter Erzählern als eine Anhäufung fremdgestalteter Zweckbauten, die wenig Identifikationspotenzial bieten. »Jener gesichtslose Ort, der aussah, als wäre

einst ein Riese vorbeigelaufen, der ein paar verschiedenen große Kartons fallen ließ, aus denen dann langsam Frankfurt wurde.« (Wilhelm Genazino, »Die Vernichtung der Sorgen«, 1978)«

Der Flaneur und sein notwendiger Widerpart

In Anbetracht der Eigendynamik ihrer Stadt, in und mit der sie zwar leben, an deren objektiver Gestaltung sie jedoch keinen Anteil haben, werden die Erzähler auf ihren Stadtgängen von »Fremdheitsanmutungen« begleitet. Gerade inmitten dieser Fremdheit jedoch passiert etwas: Der tägliche Kampf mit der Stadt gibt einen Anstoß, setzt etwas frei. Was wäre der Flaneur auf dem Land? Die Stadt ist sein notwendiger Widerpart. An ihr reibt er sich, um sie kreist sein kritisches Denken, ihr will er entkommen – allerdings nur rhetorisch. Denn an ihr entzünden sich seine Ideen, sein Antrieb, seine Lebensenergie.

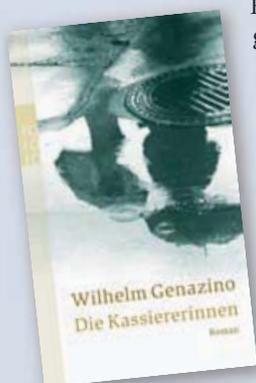
Frankfurt biedert sich nicht an, Frankfurt will bezwungen werden, so scheint es. Die Erzählerfiguren Altenburgs und Genazinos versuchen auf ihre Weise, den entfremdeten Lebensraum zurückzuerobern. Nicht umsonst durchwandern sie ihre Stadt. Gehen mag anachronistisch wirken; ist jedoch elementar. Der Gehende berührt mit seinen Sohlen den Boden, atmet Blütenstaub und Autoabgase, kann den Putz der Hauswände berühren, mit Passanten zusammenstoßen, Hunde streicheln und Vogelmist auf den Kopf bekommen. Der Gehende liefert sich aus. Er verlässt die schützende Zelle seiner Wohnung und seines Verkehrsmittels. Die zweckmäßige Struktur der Stadt – hier schlafen, da kaufen, dort arbeiten – wird aufgebrochen, indem die Fortbewegung im Raum ziel- und absichtslos stattfindet oder an ästhetische Erlebnisse und menschliche Begegnungen gekoppelt ist. Unter solchen Bedingungen entfaltet sich womöglich eine unerwartete Harmonie zwischen Mensch, Natur und Urbanität: »Der Wind trieb mit mir in die Stadt.« (»Die Kassiererinnen«)

Wer auf ein Ereignis hofft, muss die ausgetretenen Pfade verlassen. So sind es gerade die Abstecher, die besondere Kleinode des Alltags gewähren: »Wir nahmen einen Umweg durch die Humboldt- und die Zähringerstraße«, heißt es in »Die Kassiererinnen«. »An deren Ende stießen wir in die stille Dorotheenstraße«, wo



Kurzbiografien

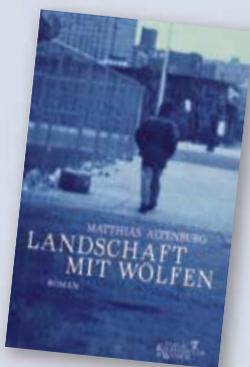
Wilhelm Genazino wurde 1943 in Mannheim geboren, arbeitete zunächst als Journalist, später als Redakteur und Hörspielautor. Als Romanautor wurde er 1977 mit seiner »Abschaffel«-Trilogie bekannt und gehört seither zu den wichtigsten deutschen Gegenwartsauteurs. Für sein umfangreiches Werk wurde er mit zahlreichen Preisen geehrt, unter anderem erhielt er 2004 den Büchner-Preis. Im Wintersemester 2005/06 hatte Genazino die Stiftungsgastdozentur Poetik an der Universität Frankfurt inne, in seinen Vorlesungen nahm er unter dem Motto »Die Belebung der toten Winkel« das Zusammenspiel von Literatur und Lebensraum in den



Blick. Zentral ist in seinen Betrachtungen die Frage, wie sich innerhalb der »Gesamtmerkwürdigkeit des Lebens« Heimatgefühle erzeugen lassen: »In der leicht rauschhaften Ich-Erfahrung, die die Versenkung in einen Gegenstand zurücklässt, wird ursprüngliche Fremdheit umgedeutet in ein Moment plötzlicher Zugehörigkeit. Diese Peripetie ist der Höhepunkt einer Transzendenz, die aus der Fremdheit eine Hingabe macht.« (Wilhelm Genazino, »Die Belebung der toten Winkel«). Genazino lebt heute als freier Schriftsteller in Frankfurt.



Matthias Altenburg, geboren 1958 in Fulda, arbeitete zunächst als Lektor für Film und Fernsehen und ist seit 1996 als freier Schriftsteller und Essayist tätig. Unter dem Pseudonym Jan Seghers schreibt er seit 2004 Kriminalromane, für den Autor nach eigener Aussage eine Möglichkeit, »unbelasteter von den Gesetzen der modernen Literatur zu schreiben. Der Krimi ist ein Vehikel dafür, einen Gesellschaftsroman zu erzählen.« Matthias Altenburg lebt in Frankfurt.



ein zufälliges Arrangement zu Reflexionen über die Kunst anregt. Der Text spiegelt das Prinzip dieser Abschweifung wider, aus der Realität führt der Umweg in die Fiktion: Der Frankfurter Stadtplan kennt zwar eine Humboldtstraße, nicht aber eine Zähringer- oder Dorotheenstraße. Eine der Realität entlehnte Topografie wird unversehens um einen fiktiven Schlenker ergänzt.

»Tote Winkel« – Rückzugsqualität für rastlose Streuner

Während die Frankfurter City negativ besetzt ist, bergen die »toten Winkel« der Stadt besondere Rückzugsqualität für die rastlosen Streuner, die bewusst die glatten Fassaden der Betriebsamkeit meiden und die Symbiose von Mensch und Raum dort suchen, wo sie noch möglich scheint. Es sind die Hinterzimmer der Stadt, die Schrebergärten, Vorstadtstraßen und Parkanlagen, die Friedhöfe und Krankenhäuser, die in den Romanen Altenburgs und Genazinos eine besondere Anziehungskraft ausüben.

Nach Jahren in Frankfurt verfügen die Erzähler über einen individuellen kognitiven Stadtplan, auf dem sich verschiedene Fixpunkte gebildet haben. »In der Braubachstraße gab es einen Zeitungsverkäufer, der dicht am Bordstein stand und die Hand nach vorüberfahrenden Autos ausstreckte«, beschreibt Genazinos Erzähler einen seiner präferierten Attraktoren im ansonsten undifferenzierten Raum. Hier realisiert sich also auf privater Ebene eine als zeitgenössisch einzuschätzende Tendenz zur Erzeugung bedeutungsvoller Orte und flüchtiger emotionaler Ankerplätze.

Eine Art Heimatroman im Zeitalter der jettenden Business-Menschen

Betrachtungen über die Verhältnisse von Urbanität können, wie bereits der Soziologe Georg Simmel zu Beginn des 20. Jahrhunderts konstatierte, immer auch als Schlüssel ihres »Geisteslebens« funktionieren. Wie ist es zu bewerten, dass Wilhelm Genazino und Matthias Altenburg ausgerechnet im Zeitalter der hin- und herjettenden Business-Menschen und Kulturnomaden eine Art Heimatroman geschrieben haben – und das auch noch in Deutschlands bewegtester Transit-Stadt?

Die Autoren beschreiben ein Frankfurt jenseits der spiegelnden Fassaden der Weltbanken; einen überschaubaren Kiez mit festen Wegen, bekannten Straßen, ruhigen Plätzen und immer wiederkehrenden Personen. Den Konsequenzen für individuelle und kollektive Identitäten, die sich zunehmend von geografischen und sozialen Orten und Räumen ablösen, steuern sie durch eine bewusste Auseinandersetzung mit den Besonderheiten ihrer Umgebung entgegen.

Gut kommt die Stadt dabei nicht immer weg. Wer auf behagliche Lokalkeltüre zum Feierabend-Äpfel hofft, wird enttäuscht. Wer jedoch Frankfurt in seiner Gespaltenheit sehen will – als Ort, der den Widerspruch als Lebensgefühl visualisiert und zugleich als Motor und Katalysator urbaner Emotionen fungiert, der als Spiegelbild der Entfremdung gelten kann und zugleich immer neue Versuche der Aneignung provoziert –, der darf mit diesen Büchern in der Tasche auf neue Impulse für sein persönliches »Krieg und Frieden« mit Frankfurt hoffen. ♦

Die Autorin

Maren Illinger, 27, studierte Germanistik und Komparatistik an der Universität Frankfurt und untersuchte in ihrer Master-Arbeit, die von Prof. Dr. Heinz Drügh betreut wurde, das Verhältnis von Kulturkritik und ästhetischer Wahrnehmung in Texten von Wilhelm Genazino und Matthias Altenburg, deren gekoppelte Lektüre aufgrund der thematischen und lokalen Nähe besonders reizvoll erschien.

marenillinger@hotmail.com

Frankfurt im Spätmittelalter und die Dominanz der Patrizier

Wie urbane Planung und Architektur das soziale Gefüge bestimmen

Ausschnitt aus dem Merianplan von 1628: Die Entstehung des Römers und der Ausbau der Doms sind Ergebnis einer Entzerrung des sozialen Raumes, die die Grundlagen des modernen Frankfurts schuf.



Frankfurts Architekturgeschichte im Spätmittelalter bietet ein gutes Beispiel dafür, wie die architektonische Markierung des städtischen Raums Hand in Hand geht mit Umgestaltungen des sozialen Raums. Denn seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lässt sich eine radikale Veränderung der Frankfurter Stadtstruktur und ihrer Hauptmonumente feststellen. Dabei geht es nicht allein um die schiere Vergrößerung des Stadtgebietes, das 1333 bis 1428 mit einer neuen Ummauerung gesichert wird und in dem zahlreiche Neubauten – allen voran der Domturm – entstehen. In einem tiefer gehenden Sinn erhält der öffentlich-städtische Raum eine neue kommunikative Fähigkeit, die im unmittelbaren Zusammenhang mit der nachhaltigen Etablierung einer oligarchisch die Geschäfte der Stadt bestimmenden Patrizierschicht steht.

Die Stadt wird gleichsam die Bühne, auf der die kulturelle Hoheit einiger eng miteinander verflochtener, gleichwohl auf Exklusivität insistierender Geschlechter inszeniert wird. Diese werden bis weit in die Neuzeit die Geschehnisse Frankfurts bestimmen, man denke nur an die Namen derer von Holzhausen, von Glauburg und anderer. Zu den wesentlichen Momenten dieser Selbstdarstellung gehören die öffentliche Präsentation von christlicher Frömmigkeit und sozialer Exklusivität, von Anciennität (der angeblich weit in die Vergangenheit zurückreichenden Abstammung) und Unternehmungsgeist sowie einer besonderen städtisch-patrizischen Identität –, aber auch das Ausgrenzen von als bedrohlich empfundenen Fremden, insbesondere den Juden. Die Stiftung von anspruchsvollen Privatkapellen, die Förderung einer städtischen Chronistik und die allgegenwärtige Evokation von namhaften Stadtgründern bilden einige der Faktoren, die in der Tendenz mit

zahlreichen anderen Städten der Zeit übereingehen, aber eben in bezeichnender Weise auch heute noch zu markant unterschiedlichen Identitäten jeder dieser Städte beitragen. Das »Image« von Frankfurt wurde seit dem späten 14. Jahrhundert geprägt, und dazu trugen in hohem Maße gerade auch architektonische und städtebauliche Momente bei.

Der Domturm und seine überregionale Besonderheit

Dies gilt zunächst für den Turm der Stifts- und Pfarrkirche St. Bartholomäus (des heutigen Doms) als dem wichtigsten Akzent der mittelalterlichen Skyline. Er ist auch heute noch das Wahrzeichen der Stadt – in bezeichnender Weise ergänzt durch die Bankenhochhäuser. 1415 begannen unter dem Stadt- und Pfarrbaumeister Madern Gerthener, stellt der Turm eine anspruchsvolle und vor allem frühe Realisierung jener kühnen, zumeist städtisch initiierten Bauunternehmungen des Spätmittelalters dar. Unmittelbar nach den schon zeitgenössisch hochberühmten Türmen des Ulmer und des Straßburger Münsters gestartet, erlebte der Frankfurter Turm 1514 fast seine Vollendung, wurde aber 1867 bei einem Brand schwer beschädigt und anschließend nach mittelalterlichen Plänen zu seiner heutigen Form gebracht. Es ist durchaus erhellend, den Turm mit seinen Vorgaben zu vergleichen: Als markanter Einzelturm, der sich baulich etwas getrennt vom eigentlichen Kirchenbau erhebt, tritt er in eine Tradition ein, die mit dem Freiburger Münstersturm um 1280 eingesetzt und mit den Turmprojekten für das Ulmer Münster 1399 sowie insbesondere bereits für den Wiener Stephansdom seit 1359 überhohe Ansprüche etabliert hatte. Bezeichnend dabei ist vor allem, dass Gerthener gegen Ende des 14. Jahrhunderts offenbar

von Christian Freigang

Der Frankfurter Domturm, eines der frühen kühnen Turmprojekte des Spätmittelalters, ist Ausweis für den rapiden Aufstieg der Stadt zu einem überregionalen Architekturzentrum.



gezielt nach Wien geschickt worden war, um dort sein technisches Know-how zu verbessern. Beim Wiener wie auch beim Prager Dom prägten Mitglieder der Baumeisterfamilie der Parler, die vor allem eine ausgeklügelte Gewölbetechnik sowie neue Maßwerkkonfigurationen als Ausweis technischer und gestalterischer Meisterschaft einsetzten, zum ersten Mal in der nordalpinen Architektur einen international bekannten »Markennamen«. Gerthener agierte in exakt denselben Kategorien: Die technische Kühnheit des Domturms wird nämlich dadurch ergänzt, dass partiell an bezeichnenden Stellen äußerst innovative Formen eingefügt wurden: In der Nordportalvorhalle des Turms, die ehemals zu dem vor allem als patrizische Grablege genutzten Kreuzgang führte, finden sich kompliziert konzipierte Maßwerke, die an Astruten erinnern, sowie ein Gewölbe mit gekrümmten Rippenführungen. Gezielt

sind hier Innovationen im Bereich des Architektonischen vorgeführt, die sich anschließend über ein Jahrhundert lang auch an vielen anderen Bauwerken der Gerthener-Schule nachweisen lassen und den Ruhm Frankfurts als architektonisches Zentrum begründeten. Gerthener, hoch bezahlt und so berühmt, dass er 1419 als Gutachter nach Straßburg entsandt wurde, vermittelte offenbar ein neues, bislang in Frankfurt vollständig unbekanntes »Image« der Reichsstadt als architektonisch-handwerkliches Innovationszentrum. Dieses wurde vor allem durch die patrizischen Schichten als den eigentlichen Stadtherren aktiviert: Denn es sind eben diese, die den Turmbau betreiben und dies inschriftlich und chronikalisch in Erinnerung halten.

Zu dieser Zeit wurden generell neue Ansprüche in der architektonischen Repräsentation der Stadt entwickelt. Zum einen ist um 1400 eine Reihe von städtebaulichen Maßnahmen des Rates bezeugt (Verbot von Vorkragungen, Straßenpflasterung, Hygiene). Zum anderen entstanden im Profanbau neben den üblichen Fachwerkhäusern seit dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts zwei markante Typen von Steinbauten. Neben dem giebelständigen mehrstöckigen Haus mit Treppengiebel, von denen die Westbebauung des Römers die bekanntesten Beispiele bereithält, ist vor allem ein anderer, ursprünglich recht weit verbreiteter Typus mit hochrechteckigen mehrgeschossigen Fassaden zu nennen, die oben mit Ecktürmchen und bisweilen einem Zinnenkranz abgeschlossen waren. Das einzige in der äußeren Hülle erhaltene derartige Gebäude ist das Steinerne Haus von 1464. Die Häuser dieses Typs dienten nicht etwa als Privatresidenzen, sondern als Handelskontore und repräsentative Messeunterkünfte, prägten somit das architektonische Bild der Gesamtheit der Stadt mit ihrer exklusiven, aber im hohen Maße öffentlich wirksamen Elite.

Das Ende des Nebeneinanders: Judenpogrom und Ghettobildung

Eine derartige stadträumliche Gliederung und Markierung drückt sich aber auch in einer energischen sozialen Regelung von Integration und Ausschluss aus, wie dies vor allem anhand der Ausbildung öffentlicher Plätze einerseits und der Ausgrenzung insbesondere der Juden andererseits zu zeigen ist. In Frankfurt lag das Judenviertel seit dem 13. Jahrhundert entlang des Mains, südlich der Stifts- und Pfarrkirche. Christen und Juden wohnten hier in teilweise ansehnlichen Häusern nebeneinander. Eben dies wird im Zuge des Judenpogroms und der zeitweisen Vertreibung der Juden 1349 zum Skandalon. Angebliche Angriffe der Juden gegen die Kirche und das Rathaus – damals noch unmittelbar westlich der Kirche – bildeten die Rechtfertigung für den Mord an über 600 Juden und den Abriss ihrer Häuser. Es entstand kurzfristig eine innerstädtische Wüstung, deren Territorium offenbar sehr begehrt war, denn als die Augustinerchorherren 1356 versuchten, auf dem Terrain einen Konvent zu errichten, war der Platz bereits vergeben. Auch das Querhaus der Pfarrkirche, 1346 begonnen, übergriff mit seinem Südteil nun den ehemaligen Judenfriedhof. Der Stiftsbezirk wurde um mehrere Meter nach Süden verschoben und mit einer Mauer vom alten Judenviertel abgegrenzt. In der Überbauung des jüdischen Friedhofs mit einem Dreikönigsportal wurde zudem auch ein unmissver-

Architekturgeschichte und der soziale Raum

Architekturgeschichte steht am Grenzbereich zwischen Historischen Wissenschaften und Soziologie, Architektur ist zweifellos die sozialste aller Künste. Ihre Gegenstände, vom Einzelhaus bis hin zu urbanistischen Planungen, sind insofern in historischer Perspektive als Medien der symbolischen Kommunikation wie auch als Generatoren des sozialen Raumes zu befragen. Da die Objekte der Architekturgeschichte zumeist unbeweglich sind, also unverrückt am Ort ihrer historischen Wirklichkeit stehen, stellen sie geschichtliche Quellen allerersten Ranges dar – ein Sachverhalt, der insbesondere der Denkmalpflege ihre Legitimation als Teil der Geschichtswissenschaft und keineswegs als bloße Konservierungsinstanz kommerzialisierbarer Stadt-Bilder verleiht.

ständig antijüdischer Gehalt vermittelt, indem auf diejenigen biblischen Herrscher abgehoben wurde, die als erste den Erlöser des Neuen Bundes erkannt haben sollen und die nunmehr »in effigie« über das alte Judenviertel wachten. Wie in anderen Städten des Reichs war das Pogrom übrigens von langer Hand vorbereitet, und zwar als Teil einer Kompensationspolitik ehemaliger Gegner durch Kaiser Karl IV.

Zeitlich parallel zu der Neustrukturierung des Stiftsumfeldes wurde aber auch der Samstagsberg, heute Römerberg genannt, zum Hauptplatz der Stadt ausgebaut. Er liegt etwa 200 Meter westlich des Doms und entwickelte sich aus der ehemaligen staufischen Befestigung der Pfalzanlage. Bis in das 14. Jahrhundert diente der sukzessive freigelegte Platz neben dem Markttreiben vor allem königlichen Zeremonien. Bald zogen in die angrenzende Bebauung ehemalige Ministerialen als aufsteigende Patrizier ein, vor allem auch in den drei mittleren Häusern, die bald die Rathausgruppe bilden sollten. Um 1342 bereits war die charakteristische Giebelgruppe angelegt. Das mittlere Haus dieser Gruppe wurde 1401 vom Rat erworben und bald zum Hauptgebäude des Platzes ausgebaut. Damit setzte sich die weitgehende Umgestaltung des Römerbergs als Zentrum der Stadt fort. Die ehemalige Pfalzkapelle St. Nikolai im Süden des gekrümmten Platzes wurde Ratskapelle, als Pendant dazu fungierte am anderen Platzausgang das Steinerner Haus.



4 Das Steinerner Haus (Mitte 15. Jahrhunderts) vertritt als letztes erhaltenes Beispiel eines Patrizierhauses einen Typus, der auch für andere Bauaufgaben, zum Beispiel das Leinwandhaus aufgegriffen wurde.



2 3 Die Rutenmaßwerke sowie die Maßwerkgewölbe in der Turmvorhalle des Frankfurter Doms führen bautechnische und -künstlerische Innovationen vor.

Patrizische Stadtidentität und antijüdische Politik

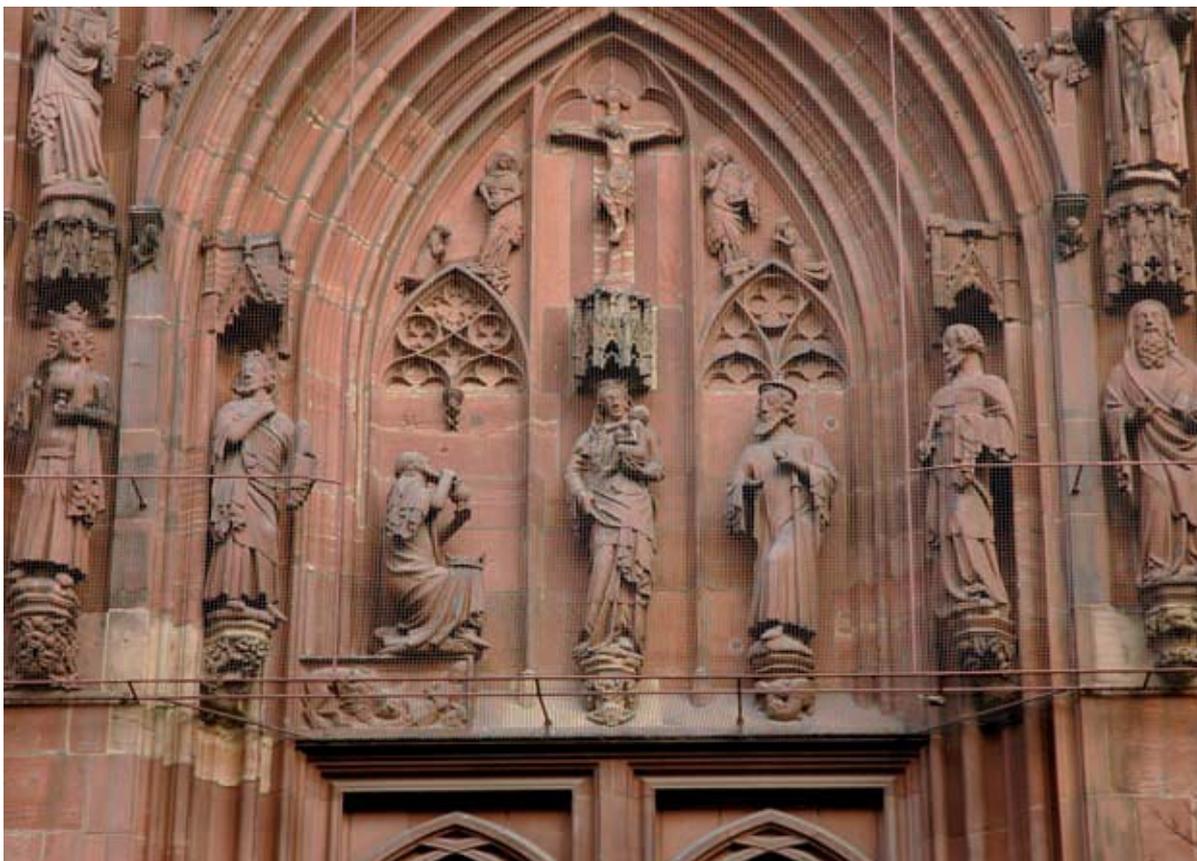
Im Gegensatz etwa zu Nürnberg, Köln, Würzburg und anderen Städten entstand also in Frankfurt der städtische Hauptplatz nicht dadurch, dass er im Zusammenhang der Judenpogrome um 1349 den Bauplatz der geschleiften Synagoge ersetzte. Vielmehr ist seine Entstehung als das Ergebnis einer Entzerrung und Neuordnung des Stadtgebietes zu beschreiben, die bestimmten Gruppen erlaubte, visuell im Stadtraum präsent zu sein, während sie dies anderen Gruppen verweigerte. Als die Juden um 1360 nach Frankfurt zurückkehrten, ließen sie sich zwar wieder im alten Viertel nieder, konnten nunmehr als Mieter aber kaum mehr architektonisch-optisch in Erscheinung treten.

Seit 1430 wurde im Rat die Umsiedlung der Juden in ein Ghetto im Osten der Stadt debattiert. Das Argument war nun bezeichnenderweise, dass schon allein der Blick von Juden auf christliche Kultbauten, wie es ja in der Nähe der Pfarrkirche unvermeidlich war, als schädlich abgewendet werden müsse. Den Juden war das Betreten des Römerplatzes verboten, der mit sei-

Der Autor

Prof. Dr. Christian Freigang, 50, ist Kunst- und Architekturhistoriker und untersucht neben der modernen Architektur die Semantik, Wahrnehmung und soziale Funktion des Bauens im Mittelalter. Er hat zahlreiche Studien zur gotischen Architektur sowie zur modernen Architekturtheorie und -debatte, vor allem in Frankreich, verfasst. Seit seiner Berufung 2003 beschäftigt er sich auch intensiv mit der Kunstgeschichte der Stadt Frankfurt. Im Wintersemester 2008/09 organisierte er die erste Bürgervorlesung der Goethe-Universität zum Thema der Innovationen innerhalb der Kunst- und Architekturgeschichte Frankfurts.

freigang@kunst.uni-frankfurt.de



Das Südportal des Doms mit der Anbetung der Heiligen Drei Könige verweist nicht allein auf Karl den Großen als zweitem Patron der Kirche. Das Thema enthält auch eine deutlich antijüdische Note, zumal das Portal über ehemaligem jüdischem Grundbesitz errichtet wurde.

nen Sichtachsen zu Main, Liebfrauenkirche und bald auch zu Pfarrkirche im Westen die Altstadt neu ordnete. Patrizische Stadtidentität und antijüdische Politik sind also aufeinander bezogen: Die neue visuelle Kultur, die mit Images von handwerklich-technischer Innovation, Anciennität und Initiative operierte, hatte ihr Gegenbild in der seit dieser Zeit markant stilisierten Gefahr der jüdischen Verschwörung, die angeblich nicht einsehbar im Geheimen und Dunklen vorbereitet wurde, um die christliche Heilserwartung zu zerstören. Vor 1349 war das noch anders gewesen, als Pfarr- und Stiftskirche, Rathaus und Judenviertel

städtebaulich konzentriert und visuell kaum klar voneinander differenziert waren.

Erst im Zusammenhang der Pogrome setzte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine neue Politik der Bilder und eben auch der Räume ein. Die Anlage von neuen städtischen Plätzen mit der Funktion einer städtebaulichen Vernetzung folgte dabei auch – nicht ausschließlich – antijüdischen Denkfiguren: Denn die Topik von legitimer Macht und Pracht versus Verschwörung und Unheimlichkeit, von klarer Heilsgewissheit versus Verdammnis drang eben auch in die städtebauliche Neuordnung der Städte des Spätmittelalters ein. ♦

Literatur

<p>Brockhoff, Evelyn/Matthäus, Michael (Hrsg.) <i>Die Kaisermacher. Frankfurt am Main und die Goldene Bulle 1356–1806</i> Ausstellungskatalog. Frankfurt 2006, Aufsatzband, Frankfurt/M. 2006.</p> <p>Freigang, Christian <i>Der Frankfurter Dom als Wahlort der deutschen Könige. Architektonische, liturgische und poli-</i></p>	<p><i>tische Aspekte</i> In: Ludolf Pelizaesus (Hrsg.) <i>Wahl und Krönung in Zeiten des Umbruchs</i> Frankfurt/M., Berlin usw. 2008 (= Mainzer Studien zur Neueren Geschichte, Bd. 23), S. 131–156.</p> <p>Heil, Johannes »Gottesfeinde« – »Menschenfeinde«. <i>Die Vorstellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert)</i></p>	<p>Essen 2006 (= <i>Antisemitismus: Geschichte und Strukturen</i>, Bd. 3).</p> <p>Heil, Johannes <i>Vorgeschichte und Hintergründe des Frankfurter Judenpogroms von 1349</i> In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 41/1989, S. 105–151.</p> <p>Heuser, August/Kloft, Matthias</p>	<p>Theodor <i>Der Frankfurter Kaiserdom. Geschichte, Architektur, Kunst</i> Regensburg 2006 (= <i>Große Kunstführer</i>, Bd. 217).</p> <p>Kriegk, Georg Ludwig <i>Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Ein auf urkundlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums</i> Frankfurt/M. 1862</p>	<p>(Reprint Glashütten/Ts. 1970).</p> <p>Monnet, Pierre <i>Führungseliten und Bewußtsein sozialer Distinktion in Frankfurt am Main (14. und 15. Jahrhundert)</i> In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 66/2000, S. 12–78.</p> <p>Wolff, Carl/Jung, Rudolf <i>Baudenkmäler in Frankfurt am Main</i> Bd. II: <i>Weltliche Bauten</i> Frankfurt/M. 1898.</p>
--	---	--	--	--

Die Revolution frisst ihre eignen Kinder: Opernturm statt Zürich-Haus

Hochhausdebatten im Frankfurt der Gegenwart

Wer aus der historischen Perspektive aktuelle Debatten zum Stadtumbau beobachtet, kann sich den Luxus leisten, eine größere Distanz einzunehmen als die Akteure der Auseinandersetzung; die Genese von »Frontverläufen« und der Wechsel von Positionen treten dabei deutlicher hervor. Im Folgenden werden exemplarisch Struktur und Verlauf einer für »Mainhattan« signifikanten Teildebatte um das Stadtbild rekonstruiert^{1/1}: der Prozess der Destruktion einer historischen Hochhausarchitektur, des Zürich-Hauses, und dessen Ersetzung durch einen höheren Neubau, den Opernturm.

Die ursprüngliche Bebauungsschicht aus der Vorkriegszeit ist an diesem Ort indirekter präsent als bei den meisten Innenstadt- und Rekonstruktionsdebatten. Dennoch ist die Emotionalisierung ähnlich hoch wie bei Fällen mit einer größeren zeitlichen Tiefendimension. Die Virulenz von Hochhausdebatten begann in Deutschland schon früh: Die teilweise euphorische Rezeption der überseeischen Hochhausarchitektur in den 1920er Jahren hatte bereits große öffentliche Skepsis hervorgerufen.^{2/2} Hochhäuser waren und sind stets Nuklei von Kämpfen um Deutungshoheiten innerhalb des architektonischen und urbanistischen Diskurses.

Hochhäuser mit Alterswert

Besonders gut lässt sich in Frankfurt nachvollziehen, wie die Entstehung, neuerdings aber eben auch das Verschwinden von Hochhaustürmen, immer wieder Wellen schlägt.^{3/3} Vielen Debattenteilnehmern ist klar geworden, dass traditionelle Frontstellungen zwischen den euphorischen Anhängern »Mainhattans« und den polemischen Anklägern eines »Bankfurt« oder »Krankfurt« in Bewegung geraten sind. Da zunehmend eine differenzierte Sicht möglich, ja geboten scheint, kann sich nun auch die Kunstgeschichte mit der Skyline beschäftigen – sie hatte sie übrigens schon früh zum Gegenstand erkoren, indem sie sie als hochwertiges Gesamtkunstwerk kanonisiert hatte.^{4/4}

Entscheidend für eine neue Lageeinschätzung ist, dass die Architektur des Wiederaufbaus im Frankfurt der Nachkriegszeit, die man bis in die 1970er Jahre hinein datieren kann, heute bereits einen Alterswert zu reklamieren vermag, der neuerdings mit Neubauprojekten kollidiert. Die Hochhausrevolution frisst nun ihre eignen Kinder, und das just in dem Moment, in dem diese erstmals potenziell denkmalwürdig werden. Diese Spannung scheint zunächst nur Folge eines »natürlichen« Alterns der ehemals so modernen Hochhausbauten zu sein, das auch vor den architektonischen Riesen nicht haltmacht. Aber es gibt auch ganz spezifische Faktoren im Prozess beziehungswei-

se im Diskurs, die die erste Hochhausgeneration »alt aussehen« lassen und zeitdiagnostisch aussagekräftig sind: Die ehemals als Traditionsbruch wahrgenommene Innovation des Hochhausbaus muss sich nun selbst verstärkt nicht mehr nur gegen Modernisierungsprojekte behaupten, die nur ökonomisch motiviert wären. Der mehr oder weniger starke Funktionalismus der frühen Hochhausbauten wird nun auch im Widerspruch zu »ästhetischen« Maßnahmen gesehen, die als innovative »Stadtreparatur« etikettiert werden, dabei aber traditionalistisch und vielfach auch nostalgisch unterlegt sind. Im Gegensatz zu diesen sogenannten Heilungsmaßnahmen werden die »alten« Hochhäuser der ersten Nachkriegsgeneration nun mit dem Verdikt des Unhistorischen belegt. Abrisskritiker avancieren zu geschichtsbewussten Erbwältern einer klassischen, internationalen Moderne, die ursprünglich im Fokus der Rationalismuskritik gestanden hatte, jetzt aber ihrerseits als von einer globalisierten Nostalgie des »heilen« Lokalen (»glocalization«) bedroht wird.

von Markus
Dauss



Das Verschwinden historischer Hochhausarchitektur: Das denkmalwürdige Zürich-Haus, 1958 bis 1962 von den Architekten Werner Stücheli (Schweiz) und Udo von Schauroth (Frankfurt) erbaute, wurde ab 2001/2002 abgerissen.

Opernturm als wichtiges Element der »Stadtrepatur«, so jedenfalls sieht es der Frankfurter Architekt Christoph Mäckler, der den Entwurf für den Neubau schuf.



Die auf den Opernplatz geöffneten Arkaden der Randbebauung sollen das klassische Platzensemble wieder erstehen lassen.

Für die Sicht auf den Abriss (2001) des Hochhauses der Zürich-Versicherung, das durch den Opernturm (seit 2007 im Bau) ersetzt wird, gilt diese neuartige Umkehrung ganz besonders. Das in direkter Nachbarschaft des Opernplatzes ab 1958 erbaute Zürich-Haus stand seit 1989 unter Denkmalschutz. Diese Protektion wurde schrittweise aufgehoben. Dies ließ eine häufig als »Ikone des Wiederaufbaus« wahrgenommene Architektur in den Augen vieler – auch ehemaliger Hoch-



hausgegner – zum architektonischen Märtyrer mutieren.

Aber zunächst einige allgemeine stadtgeschichtliche Hintergrundinformationen: Frankfurt war nach dem Zweiten Weltkrieg schnell zur Handels- und Wirtschaftsmetropole der Westzone aufgestiegen. Schon in dieser Zeit waren, an die vereinzelt Ansätze der 1920er Jahre wie das IG-Farben-Gebäude anknüpfend, einige Hochhäuser erbaut worden. Das schwere, neoklassizistische Erbe der auftrumpfenden, überwiegend erdverbundenen NS-Repräsentationsarchitektur galt als gründlich diskreditiert. Die betont schlicht gehaltenen Hochhäuser dieser ersten Generation aber legten eine betont »sachliche« Haltung und eine ruhige Geste an den Tag, die kollektivpsychologisch erwünscht waren. Durch eine Mischung, die moderne Parameter mit Anklängen an vertraute Muster zusammenbrachte, konnten die Nachkriegsbauten zur perfekten Inkarnation der zeittypischen »konservativen Modernisierung« avancieren.^{15/} So gemahnte die gesamte Gliederung der 1950er-Jahre-Hochhäuser in eine Sockelzone – wenn schon aufgelockert –, einen eigentlichen Baukörper und schließlich eine obere Abschlusszone in Form einer modernen Attika oder eines auf schmalen Pfeilern lastenden Kragdachs noch an die klassische architektonische Geschosseinteilung oder den Säulenkanon.

Widerstand gegen die »Büroschachtel« und ihren provokanten Standort

Das Hochhaus, das der Schweizer Zürich-Versicherungskonzern durch die Architekten Werner Stücheli (Schweiz) und Udo von Schauboth (Frankfurt) errichten ließ, scherte aus diesem Konsens aus. Hier wurde eine »Büroschachtel« geschaffen, deren obere Ausklangzone ganz wegfiel. Kennzeichen des Stahlbetonskelettbau war eine besonders dünne, leichte und platzsparende, mehrschichtige »Haut«, eine Sandwichfassade.^{16/} Nicht nur die ungewohnte, amerikanisch wirkende Ästhetik des Turms mit seiner Curtain-Wall-Fassade war aufsehenerregend. Provokanter war der Standort des Ensembles. Es markierte die Westseite des Opernplatzes, auf dem das Opernhaus, noch ruinös, einer neuen Bestimmung harpte. Damit drang erstmals ein Hochhaus vom Rande her in das Wohnviertel Westend ein, und das planerische Auftaktsignal für die bawirtschaftliche Erschließung zugunsten des Tertiärsektors war gegeben. Der Höhenakzent von knapp 70 Meter war zwar an sich moderat – er übertraf den Domturm mit seinen 95 Metern Höhe nicht –, aber erste, noch relativ moderate Proteste artikulierten sich. Auch die Befreiung von den Vorgaben des Bebauungsplanes wurde als äußerst beunruhigend wahrgenommen.

Nach der Einweihung des Zürich-Hauses 1962 glätteten sich trotz des aufkeimenden bürgerlichen Widerstandes zunächst die Wogen in Öffentlichkeit und Presse.^{17/} Trotzdem: Der Bau und seine Wahrnehmung waren ein Präjudiz für die Verhärtung der Fronten zwischen Stadtpolitik – im Verbund mit Investoren – und Bewohnern.^{18/} Durch den Fingerplan ab 1968 sollte das Zürich-Haus als eine Art Handwurzel für die Verdrängung der Wohnquartiere im Westend, vor allem entlang der Bockenheimer Landstraße, funktionalisiert werden. Der Widerstand der dort wohnenden Bevölkerung, von in Bockenheim ansässigen Studenten und

der linken Hausbesetzerszene, nahm rapide zu.¹⁹¹ Aber relativ unbenommen davon konnte sich der Zürich-Bau auch zu einem recht populären Verdichtungspunkt des urbanen Lebens mit Anbindung an die innere Innenstadt und die Grünoase des Rothschildparks entwickeln. Aufgrund seiner Lage wurde der Bau mit seiner Uhr, die den Rhythmus des städtischen Lebens wie eine Kirchturmuhur vorgab, mit positiven Attributen identifiziert.

Gegen Abriss: Hochhausgegner werden zu Anwälten des »Status quo«

Der Denkmalschutz, den das hessische Landesamt für Denkmalpflege dem Komplex zugebilligt hatte, wurde 1991 aufgehoben. Nachdem der Eigentümer 1995 erstmals seinen Abrisswillen bekundet hatte, wurde dies 1998 von der Stadt abgenickt, weil der Besitzer abzuwandern drohte. Die öffentlichen Proteste dagegen waren enorm. Entscheidend ist, dass sich die historische Konstellation der Entstehungszeit des Baus und vor allem der nachfolgenden Kämpfe nun umdrehte.

Auch ehemalige Hochhausgegner wie die Bürgerinitiative »Aktionsgemeinschaft Westend« wurden nun zu Anwälten des »Status quo«. Zwar korrespondiert diese Sicht mit einer allgemein positiveren Perspektive der Frankfurter Bürger auf Hochhäuser und Skyline [siehe auch Rodenstein »Rekonstruieren und neu bauen – Ein soziologischer Blick auf die Frankfurter Altstadt«, Seite 23]. Sie macht dennoch einen Sonderfall aus, da das alte Hochhaus nun auch von ursprünglichen Skeptikern des modernen Hochhausbaus verteidigt wurde. Aber vergeblich: Das Zürich-Haus wurde ab August 2001 abgebrochen.

Nicht weniger kontrovers als der Abriss des Ensembles war die Entwicklung eines Nachfolgeprojektes für das prominente Grundstück in bester City-Lage. Die Debatten um den 168 Meter hohen Opernturm des Frankfurter Architekten Christoph Mäckler, der mit einer begleitenden Blockrandbebauung den Opernplatz westlich abschließen, urbanistisch »fassen« soll, ziehen sich bis in die Gegenwart des Jahres 2009. Die starke Verflechtung von Hochhausbau und wirtschaftlicher



Nach Abriss der »Ikone des Wiederaufbaus« lag das Grundstück am Opernplatz fünf Jahre lang brach.



Aufgestockt: Aus ursprünglich 90 Metern wurden 170 Meter – damit stieg die Emotionalisierung der Debatte.

Anmerkungen

^{11/1} Mein Beitrag beruht vor allem auf einer systematischen Auswertung der thematisch einschlägigen Beiträge (Artikel, Leserbrief, Kommentare etc.) in der FAZ und der FR von 1994 bzw. 1998 bis heute.

^{12/1} Rainer Stomme/Dieter Mayer-Gürr *Hochhaus. Der Beginn in Deutschland* Marburg 2002.

^{13/1} Marianne Rodenstein *Von der »Hochhausseuche«*

zur »Skyline als Markenzeichen« – *die steile Karriere der Hochhäuser in Frankfurt am Main* In: dies. (Hrsg.) *Hochhäuser in Deutschland. Zukunft oder Ruin der Städte?* Stuttgart 2000, S. 15–70. Die Frankfurter Soziologin bietet einen solide recherchierten, klaren Überblick über die Geschichte der Hochhausarchitektur in Frankfurt, der vor allem die planungs- politische und

stadtsoziologische Dimension fokussiert.

^{14/1} Ulf Jonak *Die Frankfurter Skyline. Eine Stadt gerät aus den Fugen und gewinnt an Gestalt* Frankfurt/New York 1992.

^{15/1} Enrico Santifaller *Steht das Zürich-Haus schiefe?* In: Dieter Bartetzko (Hrsg.) *Sprung in die Moderne. Frankfurt am Main. Die Stadt der 50er Jahre* Frankfurt am Main/New York 1994, S. 80–99.

^{16/1} Sie war ein Materialverbund – der allerdings immense thermische Probleme mit sich bringen sollte. Dazu: Ernst Wegener *Beginn der »Entwicklung der City ins Westend« – das Zürich-Haus am Opernplatz* In: Detlef Janik *Hochhäuser in Frankfurt. Wettlauf zu den Wolken* Frankfurt am Main 1995, S. 36.

^{17/1} Enrico Santifaller *Steht das Zürich-Haus schiefe?* In: Bartetzko 1994, S. 80–99.

^{18/1} Detlef Janik *Wie die Hochhäuser nach Frankfurt kamen* In: ders. 1995, S. 9–12.

^{19/1} Zu dieser Phase: Richard Herding *Der Westend-Konflikt als öffentlicher Lernprozess. Vom Abbruch zur Erhaltung, vom ökonomischen zum ökologischen Stadtbild* In: Martin Wenz (Hrsg.) *Hans Kampffmeyer. Planungsdezernent in Frankfurt am Main 1956–72* Frankfurt am Main 2000,

S. 176–201. Der Band bietet viele weiterführende Hintergrundinformationen, siehe auch den Beitrag von Roland Burgard (*Frankfurts Hochhäuser, Kampffmeyer und die Folgen*, S. 139–175).

Konjunktur führte dabei zu immensen Stockungen. Die Neubebauung des Zürich-Grundstückes entwickelte sich zu einer nervenaufreibenden Geduldssprobe für kommunale Entscheidungsträger sowie für die Öffentlichkeit [siehe auch Heeg/Dörny »Zürich-Haus und Opernturm – Beispiele für spekulationsgetriebene Planung«, Seite 36]. Stocken und Fortgang des Opernturms avancierten so in der öffentlichen Wahrnehmung zu einem bauwirtschaftlichen und gesamtkonjunkturellen Stimmungsbarometer für den Standort Frankfurt.

Opernturm: »Stadtrepatur«?

So ist das Nachfolgeprojekt des Zürich-Hochhauses an die häufig affektiv geführte Frankfurter Hochhaus- und auch Stadtbilddebatte angebunden. Dabei geht es auch um das Verhältnis von »innovativen« Hochhäusern und »traditionellen« Räumen wie dem Römer, außerdem um die Probleme einer Konzentration der Stelen des Tertiärsektors im Innenstadtbereich. Speziell die Hochhausdiskussion kommt nie an der funda-

mentalsten Ebene, der reinen Bauhöhe, vorbei: Von der Lobbyarbeit des Architekten vorbereitet, wurde im Jahre 2001 eine Aufstockung von ursprünglich 90 auf fast 170 Meter beschlossen. Proportional dazu stieg die Emotionalisierung der Debatte.

Der kritische Nah-Blick auf das weit sichtbare »Ausrufezeichen« stellte dabei Fragen nach Denkmalschutz und Stadtbildkontinuität. Denn in Höhe und Gestaltung wurde das Neubauprojekt daraufhin untersucht, wie es sich zum Traditionsensemble des Opernplatzes verhält. Im Hochhausrahmenplan von 1998 war eine derartig hohe Neubebauung nicht vorgesehen. Gegner befürchteten, der unerwartet hohe Turm werde ein Präjudiz für andere, nicht ausgewiesene Hochhaus-Standorte sein. Der Architekt hingegen bemühte sich, den Neubau als wichtiges Element einer »Stadtrepatur« vorzustellen. Die steinsichtige Fassade wie die kommerziell genutzten, auf den Opernplatz geöffneten Arkaden der Randbebauung sollen zur Wiederschaffung eines klassischen Platzensembles beitragen, ebenso wie die Verschlinkung und Aufstockung des Turms sich zugunsten von mehr Grünfläche auswirken sollen. Feindbild ist für den engagiert argumentierenden »Baumeister« vor allem die funktionalistische, formalistische Moderne. Sie gilt ihm, der sich auch an anderen Orten der Innenstadt für ein Sichtbarmachen verschütteter oder überbauter Geschichts-Schichten starkmacht, als Vertreter einer kalten, gesichtslosen Ortlosigkeit und eines mangelnden Materialbewusstseins. Als Berater für den Campus Westend der Goethe-Universität hat der Architekt sich auch dort für eine ähnliche, einheitsstiftende Materialregie als Trägerin einer Ensemblewirkung stark machen können.

Projektgegner und Kritiker des Architekten haben seine Traditionsorientierung als nostalgisch bezeichnet sowie seine stadtsoziologisch fragwürdig erscheinenden Prämissen kritisiert: Das harmonisierende und materialästhetische Emotionskonzept sei unterkomplex und die soziale Exklusivität abzulehnen. Vor allem aber ist das vom Architekten vorgeschlagene Konzept einer Gestaltungssatzung, die ihm zufolge Harmonie und Kontinuität des Stadtbildes durch formale und materielle Normen festschreiben soll, von den Kritikern mit einem Hauptargument abgelehnt worden: Effektiver als jede Gestaltungssatzung sei schließlich ein wirkungsvoll durchgesetzter Denkmalschutz – man verweist dabei eben gerade auf den Abriss des Zürich-Hauses. ◆

Das Verhältnis von »innovativen Hochhäusern« und »traditionellen Räumen« prägt die Stadtbilddebatte seit den 1990er Jahren. »Erschlägt« der neue Turm die Oper und ihren Vorplatz?

Der Autor

Dr. Markus Dauss, 35, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität; seine Arbeitsschwerpunkte sind: komparative Architekturgeschichte (Deutschland – Frankreich), allgemeine Architekturgeschichte und -theorie vom 18. bis 20. Jahrhundert, deren methodische Öffnung auf soziologische Fragen, politische Ikonologie des Denkmals und der Architektur, Probleme der Intermedialität.

dauss@kunst.uni-frankfurt.de

www.kunst.uni-frankfurt.de/mitarbeiter/dauss/dauss_frame.htm



Die Holbein-Madonna im Wandel

Neues zur Entstehung des berühmten Gemäldes –
Infrarot-Reflektografie erhellt die Hintergründe

Mit der Madonna des Jacob Meyer zum Hasen von Hans Holbein dem Jüngeren beherbergt das Frankfurter Städel Museum seit einigen Jahren eines der Hauptwerke der deutschen Renaissance-malerei. ■ Kunsthistoriker haben dieses Gemälde im Laufe der Jahrzehnte immer wieder in den Blick und unter die Lupe genommen. Vieles über seine Entstehungsgeschichte ist bekannt, doch einiges lag im Verborgenen. Mithilfe der Infrarot-Reflektografie ließ sich jetzt zeigen, dass der Künstler das Gemälde – auf Wunsch seines Auftraggebers – mehrfach verändert hat.

Im Typus einer Schutzmantelmadonna zeigt das berühmte Gemälde die Familie des vormaligen Basler Bürgermeisters zu Füßen der Gottesmutter mit dem Kind. Auf der vom Betrachter aus gesehen linken Seite kniet Meyer selbst, begleitet von einem Knaben (vielleicht seinem Namenspatron, dem heiligen Jakobus), der seinerseits den als Kleinkind dargestellten Johannes den Täufer stützt. Auf der Gegenseite finden sich die weiblichen Mitglieder der Stifterfamilie: der Madonna am nächsten die zum Zeitpunkt der Bildentstehung schon lange verstorbene erste Frau Meyers, davor seine zweite Gattin Dorothea Kannengießer und die gemeinsame Tochter Anna. Dieses letzte »katholische« Bild, das Holbein in Basel malte, entstand nur kurz vor seiner ersten Englandreise 1525/26 und nur wenige Jahre vor dem protestantischen Basler Bildersturm, dem eine Vielzahl altgläubiger Werke, darunter auch Arbeiten von Holbein selbst, zum Opfer fielen.

Veränderungen an den Frauenporträts: »Jungfernschapel« für die Tochter

Wie schon seit Langem bekannt – da auch ohne technische Hilfsmittel dank des alterungsbedingten Deckkraftverlusts der Malschicht heute schemenhaft erkennbar – hatte Holbein das Gemälde nach seiner Rückkehr nach Basel 1528/29 nochmals in der Werkstatt: Der statusbewusste Auftraggeber ließ den Maler die veränderte soziale Stellung seiner Tochter Anna nachträglich im Bild korrigieren. War sie zunächst als junges, unverheiratetes Mädchen mit offenen, lang über die Schultern herabhängenden Haaren dargestellt gewesen (so zeigt sie übrigens auch Holbeins vorbereitende Porträtzeichnung, die heute im Basler Kupferstichkabinett aufbewahrt wird ■), so hatte der Bürgermeister seine Tochter inzwischen verlobt. Dies wurde nun mit der Übermalung der offenen Haare durch das »Jungfernschapel«, einen kostbaren, mit Nelken besteckten textilen Kopfputz, der die Haare weitgehend verbirgt, verdeutlicht.

Doch auch Annas Mutter Dorothea, die im Bild unmittelbar hinter ihrer Tochter dargestellt ist, nutzte die Gunst der Stunde und ließ ihre anfänglich dargestellte Haube, die mit einem Kinnband sogar die untere Gesichtshälfte verdeckt hatte, durch eine deutlich modischere Haube übermalen, die nun sehr viel mehr Gesicht zeigte. Ähnlich wie im Falle der Tochter hat

von Jochen
Sander



■ Hans Holbeins Madonnenbild ist neben Albrecht Dürers »Vier Aposteln« das bedeutendste Gemälde der deutschen Renaissance-malerei. Der idealisierten »Italianità« der Heiligenfiguren steht der grandiose, an altniederländischer Malerei geschulte Realismus der Porträts der Auftraggeber gegenüber. [Hans Holbein d. J., Madonna des Jacob Meyer zum Hasen, Frankfurt, Städel Museum (Leihgabe der Hessischen Hausstiftung)]

sich übrigens auch von der Mutter eine vorbereitende Porträtzeichnung in Basel erhalten, die diese noch mit der altertümlicheren Haube zeigt und die als Vorlage für das gemalte Bildnis genutzt wurde.

Mehrschichtig: Etappen der Bildentstehung aufgedeckt

Hatten sich wichtige Etappen der Bildentstehung schon mit bloßem Auge schemenhaft ablesen lassen, so werden diese dank der kürzlich angefertigten Aufnahme mit dem OSIRIS-Infrarot-Bildaufnahmegerät [siehe auch »Zerstörungsfreier Blick auf die »Alten Meister«, Seite 64] nun in allen Einzelheiten erkennbar. Doch



2 Als ersten Schritt zur Herstellung eines Porträts fertigte Hans Holbein üblicherweise eine Bildniszeichnung an, die anschließend mechanisch auf das grundierte Tafelbild übertragen wurde. Im Falle der Tochter des Basler Bürgermeisters Meyer entstand die in Basel erhaltene Zeichnung allerdings erst im Zuge eines Korrekturwunsches des Auftraggebers, nachdem der Maler das Gemälde einschließlich der Porträts bereits begonnen hatte. [Hans Holbein d.J., Bildniszeichnung der Anna Meyer, Basel, Kunstmuseum, Kupferstichkabinett]

mehr noch – die Infrarot-Aufnahme belegt, dass die Entstehungsgeschichte der Stifterbildnisse in Holbeins Schutzmantelmadonna zum Teil noch verwickelter war als bislang angenommen. Denn die Aufnahme der Frauenköpfe zeigt eine erste unterzeichnete Bildanlage, die weder mit den Basler Porträtzzeichnungen noch mit dem heutigen Oberflächenbild etwas zu tun hat. 3 Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang der Kopf der Dorothea. Denn hier zeigt sich, dass Holbein das Gesicht von Annas Mutter zunächst stärker dem Betrachter zugewandt unterzeichnet hatte, so dass sie in dessen Richtung aus dem Bild herausblickte. Diese erste Figurenkonzeption, die gegenüber dem heute sichtbaren Kopf um Nasenbreite nach rechts verschoben war, wurde bereits in einer ersten Farbanlage ausgeführt, wie der Helligkeitsunterschied der beiden gegeneinander verschobenen Gesichter verdeutlicht. Besonders spannend ist dieser Befund, weil man bisher angenommen hatte, dass Holbein auch bei der Ausführung dieses Hauptwerks seiner Basler Schaffenszeit von den Porträtzzeichnungen ausgegangen sei, die er dann mithilfe eines mechanischen Übertragungsverfahrens (einer Art Kohlepapier) mechanisch auf den grundierten Bildträger übertragen habe. Zahlreiche erhaltene Bildniszeichnungen, so auch die Basler Blätter, zeigen die Spuren dieser mechanischen Übertragungen ebenso wie die anschließend ausgeführten gemalten Bildnisse.

Doch die gemäldetechnologischen Befunde verraten einen anderen, komplexeren Entstehungsprozess. Offenbar war der Auftraggeber mit der ersten Darstellung seiner Frau und seiner Tochter nicht zufrieden und wies den Maler an, das bereits farbig angelegte Gemälde in diesen Partien zu überarbeiten. Erst jetzt fertigte Holbein die im Basler Kupferstichkabinett erhaltenen Bildniszeichnungen an, die im Vergleich zu seinen übrigen Bildniszeichnungen auffallend detailreich, fast bildmäßig ausgeführt sind. Nach der mutmaßlichen Genehmigung durch den Auftraggeber übertrug er die neuen Bildnisköpfe durch ein Pausverfahren auf das bereits farbig angelegte Bild und führte sie entsprechend aus.

Altarbild aus der Matthäuskirche: Stifterfamilie in Position gebracht

Eine solche vom ausführenden Maler selbst durchgeführte, nachträgliche »Aktualisierung« ist in der Malerei der frühen Neuzeit nichts Ungewöhnliches, wie ein zweites Beispiel zeigen kann. Seit fast einem Jahrhundert befindet sich ein bedeutendes niederländisches Altarbild aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts im Besitz der evangelischen Matthäuskirche in Frankfurt, wo es allerdings ein von der kunsthistorischen Forschung gänzlich unbeachtetes Schattendasein fristete.

4 Um dringend notwendige konservatorische Maßnahmen durchzuführen, befindet sich das Altarbild gegenwärtig in der Gemälde-Restaurierungswerkstatt des Stä-



3 Der Infrarot-Befund zeigt vor allem am mehrfach veränderten Kopf der Dorothea Kannengießer deutlich die verschiedenen Stadien der Bildentstehung: Der Kopf war zunächst weiter rechts und weniger stark ins Profil gedreht zu sehen, wurde dann an seinen heutigen Bildort versetzt, wo anschließend die Haubenform und die Kinnbinde zweifach verändert wurde. [Hans Holbein d.J., Madonna des Jacob Meyer zum Hasen, Infrarot-Reflektografie, Ausschnitt]



❏ Dieses bisher selbst Fachleuten kaum bekannte holländische Triptychon befindet sich als Leihgabe der Evangelischen Matthäuskirchengemeinde im Städel Museum, wo es gegenwärtig dringend notwendigen Reinigungs- und Restaurierungsarbeiten unterzogen wird. [Holländischer Künstler um 1530, Kreuzigungstriptychon, Frankfurt, Städel Museum (Leihgabe der Evangelischen Matthäuskirche, Frankfurt)]

❏ Einige Mitglieder der umfangreichen Stifterfamilie waren nicht von Anfang an zur Darstellung auf dem linken Flügel des Triptychons vorgesehen; sie wurden erst nachträglich in das bereits farbig ausgeführte Gemälde eingefügt. Doch auch bei den übrigen Bildnisfiguren wurden während der Farbausführung zahlreiche Veränderungen ausgeführt. [Holländischer Künstler um 1530, Kreuzigungstriptychon, linker Flügel, Infrarot-Reflektografie, Ausschnitt]

del Museums. Nach Abschluss der Restaurierung wird es als Dauerleihgabe der Matthäuskirchengemeinde in die Gemäldegalerie des Städel einziehen und die dortige hochkarätige Sammlung niederländischer Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts verstärken.

Während das Mittelbild die Kreuzigung Christi vielgestaltig vor einem weiten Landschaftspanorama entfaltet, zeigen die Flügelinnenseiten die männlichen beziehungsweise die weiblichen Mitglieder der Stifterfamilie in der Obhut von Heiligen. Dank der auf den Flügelaußenseiten dargestellten Namenspatrone der Stifter, Johannes des Täufers und Elisabeth von Thüringen, vor allem aber wegen der hier wiedergegebenen Familienwappen, ist erst kürzlich die Identifikation der Stifterfamilie gelungen. Es handelt sich um die aus dem Patriziat der südholländischen Stadt Dordrecht stammenden Eheleute Jan Hallincq und Elisabeth Boogard mit ihren männlichen und weiblichen Nachkommen. Den Konventionen der Zeit entsprechend sind die Männer auf dem ranghöheren linken Flügel (zur Rechten des gekreuzigten Christus auf der Mitteltafel),

die Frauen auf dem rangniederen rechten Flügel dargestellt. Des Weiteren erscheinen die zum Zeitpunkt der Ausführung des Altarbildes noch lebenden Kinder in einem deutlich größeren Figurenmaßstab als die bereits verstorbenen.

Wie die Infrarot-Aufnahme zeigt, sind nicht alle Figuren von Anfang an in ihrer heutigen Position im Bild vorgesehen gewesen, ja, einige Figuren sind sogar erst nachträglich ins Bild gesetzt worden. ❏ Dies betrifft den heutigen Kopf des alten Hallincq ebenso wie den Kopf des rechts in der zweiten Reihe positionierten Sohnes, der sich durch seine Tonsur als Geistlicher zu erkennen gibt. Wie Archivforschungen in Dordrecht ergeben haben, hatte Jan Hallincq sieben Söhne, die das Erwachsenenalter erreichten, doch nicht alle von ihnen waren in der Erstkonzeption des Stifterflügels vorgesehen. Selbst bei den anfänglich geplanten Figuren gibt es deutliche Unterschiede in der Art der Unterzeichnung – so finden sich nur bei zwei Köpfen am linken Bildrand die markanten zickzackartig ausgeführten Schraffuren, die die Schatten-

Mit dem mobilen Infrarot-Bildaufnahmesystem: Zerstörungsfreier Blick auf die »Alten Meister«

Mit der Einrichtung der Städel-Kooperationsprofessur am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität konnte kürzlich ein mobiles Infrarot-Bildaufnahmesystem erworben werden, das der objektbezogenen kunsthistorischen Forschung in Frankfurt vollkommen neue Perspektiven eröffnet: »Osiris A-1«, ein langjährig an der National Gallery in London entwickeltes Untersuchungsgerät, ermöglicht den zerstörungsfreien Blick in die Bildentstehung und nachfolgende Bildgeschichte von mobilen Tafelbildern und ortsfesten Wandmalereien. So können nicht nur die erste zeichnerische Ideenskizze auf dem grundierten Bildträger und die im Detail ausgeführte, vorbereitende Unterzeichnung sowie die anschließende sukzessive malerische Ausführung durch den Künstler selbst nachvollzogen und dokumentiert werden. Gleiches gilt für nachträgliche Veränderungen, seien sie einem späteren Funktions- oder Geschmackswandel oder aber zustandsbedingt ausgeführten Restaurierungen geschuldet.

Gerade im Bereich der »Alten Meister« ist diese Untersuchungsform von besonderer Bedeutung, da vielfach nur eine Handvoll Werke von einem Künstler erhalten sind. Anders als im 19. und 20. Jahrhundert gibt es nur in glücklichen Ausnah-

meffällen selbstständige, vorbereitende Zeichnungen, Studien oder Farbskizzen, die die Entstehung der Bildidee Schritt für Schritt nachvollziehbar machen. Umso wichtiger ist also für die Forschung zu den Bildkünsten in Deutschland und den Niederlanden zwischen Spätgotik und Barock die Möglichkeit, diese Informationen zur Bildgenese der erhaltenen Werke auf zerstörungsfreiem Wege zu erhalten, um sie zur Grundlage weitergehender Fragen nutzen zu können.

Die Infrarot-Reflektografie ist eine in den späten 1960er Jahren entwickelte und seither stetig verfeinerte gemäldetechnologische Untersuchungsmethode, die einen zerstörungsfreien Blick unter die Malschicht ermöglicht. Sie nutzt den Umstand, dass das langwellige Licht aus dem nahen Infrarotbereich die Farbschicht bis auf die Grundierung eines Gemäldes durchdringt und dort reflektiert wird. Dieses reflektierte langwellige Licht ist für das menschliche Auge zwar unsichtbar, es kann aber fotografisch aufgenommen werden. Der jeweilige Grad der Durchdringbarkeit der Malschichten hängt von der Dicke dieser Schichten ebenso ab wie von ihrer Zusammensetzung, die in der Mischung von Pigment und Bindemittel von Fall zu Fall variieren kann.

zonen markieren sollen. Die am Infrarot-Befund so klar nachvollziehbare sukzessive Einfügung weiterer Stifterfiguren verdeutlicht eindrücklich die Memorialfunktion, die das Altarbild am Begräbnisort der Sippe erfüllen sollte; die Bildnisse sollten sicherstellen, dass die Dargestellten ins liturgische Totengedächtnis eingeschlossen wurden.

Das jetzt verfügbare Infrarot-Bildaufnahmesystem OSIRIS wird in Zukunft intensiv für Forschungsprojekte am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität eingesetzt werden. Ein Schwerpunkt wird die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Malerei am Mittelrhein und in den angrenzenden Kunstlandschaften sein, die durch das mobile Infrarotgerät nunmehr am jeweiligen Aufbewahrungsort in Kirchen und Museen untersucht werden kann. Eine intensive Zusammenarbeit besteht derzeit bereits mit dem Landesamt für Denkmalpflege in Wiesbaden und dem Hessischen Landesmuseum Darmstadt. ◆

Der Autor

Prof. Dr. Jochen Sander, 51, hat seit 2008 die Städel-Kooperationsprofessur inne, die die Goethe-Universität und das Frankfurter Städel Museum gemeinsam eingerichtet haben. Die in ihrer Art deutschlandweit einzigartige Professur verbindet das Kunstgeschichtliche Universitätsinstitut mit einem der renommiertesten Museen Europas. Die »kooptative« Berufung einer Persönlichkeit, die bereits in leitender Position an einer außeruniversitären Einrichtung tätig ist, wurde erst mit der neuen Autonomie der Stiftungsuniversität möglich. Jochen Sander ist Sammlungsleiter für Deutsche und Niederländische Malerei vor 1800 und seit 2007 stellvertretender Direktor des Städel. Der Kunsthistoriker wurde 1987 mit einer Arbeit zur »Stilentwicklung und Chronologie des Hugo van der Goes« an der Universität Bochum promoviert. Unmittelbar nach der Promotion holte ihn das Städtelsche Kunstinstitut nach Frankfurt. Parallel zu seiner Museumsarbeit verfasste Sander seine Habilitationsschrift über »Hans Holbein d.J., Tafelmaler in Basel, 1515–32«.

sander@kunst.uni-frankfurt.de
www.staedelmuseum.de

Anzeige

 **terre des
hommes**
Hilfe für Kinder in Not



Wasser ist Leben

Gewässer weltweit sind bedroht durch ungehemmte Ausbeutung und Verschmutzung. Die Anrainer verlieren ihre Existenzgrundlage, Kinder ihre Lebensperspektiven.

Um Armut zu verhindern, setzt sich terre des hommes für den Schutz der Umwelt ein. Helfen Sie uns dabei – mit Ihrer Spende!

www.tdh.de

Die Dorflinde war ein beliebter Treffpunkt, wie dieses Bild vom Feierabend im Allgäu aus dem Jahr 1957 zeigt. Hier tauschte man nicht nur aktuelle Nachrichten aus, sondern erzählte sich auch Geschichten von früher. Diese Erzählkultur, die durch Fernsehen und Internet im Schwinden ist, will das Café Sagenhaft wiederbeleben.

Moderne Technologien wie Fernsehen und Internet haben die jahrhundertealte Tradition des Geschichtenerzählens in den Hintergrund gedrängt, obgleich sie bis heute nichts von ihrer Faszination eingebüßt hat. Märchen, Sagen und zeitgeschichtliche Berichte halten Erinnerungen wach, ranken sich um historische Persönlichkeiten, erklären Ortsnamen und geologische Formationen aus fernen Welten oder der Heimat. Erst durch Erzählungen wird eine Region für unsere Kinder lebendig erhalten und das Wissen von einer Generation an die nächste weitergegeben.

Das Projekt »Café Sagenhaft« sammelt »Geschichten aus Frankfurt und der großen weiten Welt« auf einer innovativen Internetplattform. Adressaten sind Pädagogen aus unterschiedlichen Segmenten des Bildungssystems: Grundschullehrerinnen und -lehrer, Erzieherinnen und Erzieher finden hier künftig regionale und internationale Geschichten für Kinder didaktisch sinnvoll aufbereitet und mit vielen Tipps und Anregungen für die Unterrichts- und Freizeitgestaltung versehen. Doch findet nicht nur eine Verzahnung des vorschulischen mit dem schulischen Bildungsbereich, sondern auch eine Integration der Seniorenkulturarbeit statt. Für ältere Menschen mit Erzähltalent bietet das Café Sagenhaft nämlich die Möglichkeit des bürgerschaftlichen Engagements, indem sie als Experten ihrer eigenen Lebensgeschichten oder als Erzähler schriftlich kodifizierter Geschichten auftreten können. Entwickelt von einem Projektteam unter Leitung von Prof. Dieter



Geschichtenerzählen im »Café Sagenhaft«

Eine Internetplattform rückt die jahrhundertealte Tradition in den Mittelpunkt

Nittel am Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung wird das virtuelle Café ab Februar 2010 online gehen und unter der Domain www.cafesagenhaft.de von der Stadtbibliothek weiterbetrieben werden.

Vom Verlust der alltäglichen Erzählkultur

Zu den elementaren kulturellen Handlungsformen des Menschen gehört das Erzählen. In alten Schulbüchern finden wir Bilder von älteren und jüngeren Menschen, die sich unter der Dorflinde versammeln und einander Geschichten erzählen. Dabei konnten die Jungen von den Alten sehr viel über Traditionen, Werte und Normen erfahren, die durch das Erzählen von Geschichten von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Verwoben mit persönlichen Erinnerungen handelten die Geschichten von Liebe und Treue, von Bewährungsproben, Barmherzigkeit, Demut und Überlebensstrategien. Doch seit circa 30 bis 40 Jahren unterliegt die Gesellschaft diesbezüglich einem Wandel. Traditionelle Lebensmilieus lösen sich auf, die Drei-Generationen-Familie wird seltener; Fernsehen und Internet

halten Einzug in deutsche Kinderzimmer. Das zentrale Bindemittel traditioneller Lebensformen, die Vis-a-vis-Kommunikation wird immer häufiger durch das simulierte Gespräch am Computer ersetzt. Interagiert wird mit fiktionalen Helden und Treffen beziehungsweise gegenseitiges Kennenlernen findet im Chatroom statt. Dagegen gelten die Erfahrungen und das Wissen der Alten immer mehr als antiquiert.

Erzählen ist mehr als bloße Mitteilung

Konrad Ehlich versteht unter dem Begriff »Erzählen« den Transfer von Erfahrung und Wissen in Sprache. Erzählen ist für ihn mehr als nur triviale Mitteilung und Verstehen, vielmehr »... eine Tätigkeit, die vom partikularen Erlebniswissen (...) bis hin zu komplexen, aber als Geschichte geradezu sinnlich wahrgenommenen Ereignissen und Zusammenhängen, Erfahrung kommunikativ vermittelt. Erzählen überwindet Isolation und konstituiert gemeinsame Teilnahme an Diskurswissen, mit dessen Hilfe die gesellschaftliche Praxis realisiert wird.« (Ehlich 1980, 20)

**VON Dieter Nittel,
Elke Wehrs und
Daniela Bruckmann**

Die Forderung der akademischen Erwachsenenbildung, das Erzählen als alltägliche kulturelle Praktik gleichsam zu reanimieren, weil dadurch die Selbstreflexivität, Bestätigung, Identifizierung und Abgrenzung ermöglicht wird, verknüpft Jürgen Habermas (1980) zu einem zentralen Anliegen in seiner Theorie des kommunikativen Handelns. Gerade weil inzwischen das Alltagsleben durch Zwang zur fortlaufenden Herstellung lebensgeschichtlicher Sinnzusammenhänge gekennzeichnet ist, braucht der Einzelne feste Bezugspunkte, damit er »im Wechsel biografischer Zustände und über die verschiedenen Positionen im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz sichern« kann (Döbert/Habermas/Nunner-Winkler, G., 1980, 9).

Das Erzählen als wesentlicher Bestandteil der Identitätsbildung versteht die Kulturanthropologin Ina-Ma-

Frankfurter Persönlichkeiten wie die Schirmherrin des »Café Sagenhaft«, Dr. Frolinde Balsler, seit 1989 Stadtälteste in Frankfurt, erzählen als Zeitzeugen besondere Begebenheiten aus der Frankfurter Stadtgeschichte. Die Videoaufnahmen sind auf der Internet-Plattform abrufbar.



Hermann Vornoff ist preisgekrönter Vorlesepate der Stiftung »Lesen« und zugleich Kooperationspartner des »Café Sagenhaft«. Hier liest er beim Welttag des Buches am 23. April 2009 in einer Postkutsche aus dem Museum für Kommunikation. Die Fahrt führte am Main entlang. Zuhörer sind Schüler aus dem 5. Schuljahr.



gemeinsam mit einem mittlerweile auf sechs Personen angewachsenen Team zwei Jahre später wieder aufgenommen, wobei die Stadt Frankfurt ein dezidiertes Interesse bekundete, das »Café Sagenhaft« zu übernehmen und sogar zu institutionalisieren. In dem generationsübergreifenden Projekt werden die pädagogischen Handlungsfelder wie Kindergärten, Grundschulen miteinander verbunden, und gleichzeitig dient das Erzählcafé als Kontaktstelle für die Vermittlung von älteren Menschen mit Erzähltalent. Der pädagogische Ansatz zielt darauf ab, den Kindern im Vor- und Grundschulalter durch Erzählungen Fragen nach dem »Woher komme ich?« »Wohin gehe ich?« »Wo ist meine Heimat?« zu beantworten und damit ein Gefühl für die eigene Identität zu vermitteln. Ältere Menschen, die den jungen Zuhörern ihre Geschichte erzählen, tragen dazu bei, das kommunikative Gedächtnis am Leben zu halten, indem sie Wissen von einer Generation an die nächste weitergeben. Für Kinder aus unterschiedlichen Nationen kann über das Erzählen von Geschichten sprachlicher Common Sense gefunden werden, denn Wünsche, Sehnsüchte und Erfahrungen der Menschen, die in Erzählungen deutlich werden, gleichen einander.

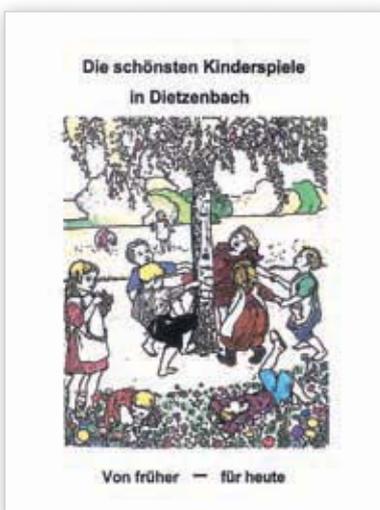
Innerhalb des »Café Sagenhaft« sollen auf die Stadt Frankfurt am Main und die Region Südhessen bezogene Geschichten sowie internationale Sagen und Märchen für Kinder im Vor- und Grundschulalter mittels Online-Technologie gespeichert werden. Auf diese Geschichten können Erzieher und Grundschullehrer bei ihrer täglichen Unterrichtsvorbereitung schnell und unbürokratisch zugreifen. Die Besonderheit liegt zudem darin, dass Geschichten nicht nur präsentiert, sondern auch didaktische Tipps zur richtigen Vor- und Nachbereitung des Materials gegeben werden.

Ältere Menschen mit bürgerschaftlichem Engagement, die Freude am Erzählen haben, können ihre Geschichten den Kindern mitteilen. Dazu nehmen sie Kontakt zu Vereinen, Verbänden oder Erzählcafés auf. Deren Adressen werden auf der Onlineplattform im sogenannten »Erzählerpool« gespeichert. Benötigt ein

ria Greverus im Kontext von Intersubjektivität. Leicht kann sich aus dem Nichtverstehen ein kultureller Konflikt entwickeln. Menschen aus verschiedenen Ländern und verschiedenen Zeiten können unterschiedliche symbolische Bedeutungen für den formal gleichen Ausdruck internalisiert haben: Der Lindenbaum ist für den Großvater Erinnerung an den »Brunnen vor dem Tore«, kann für den Forstwirtschaftler mit dem Borkenkäfer, den Psychoanalytiker mit dem Traum und für das Kind mit magischem Denken verbunden sein (vgl. Greverus 1987, 64).

Mündliches Erzählen und neue Medien kombinieren

Im Rahmen einer projektförmigen Lehrveranstaltung zum Thema E-Learning entwickelten Studierende erstmalig die Idee, die alte Erzähltradition mithilfe des World Wide Web wieder stärker in den Mittelpunkt zu rücken: Ausgerechnet das Medium Internet, welchem nachgesagt wird, »erzählfeindlich« zu sein, wird genutzt, um das Erzählen wieder populär zu machen. 2006 entstand der Grundgedanke, ein virtuelles Erzählcafé namens »Café Sagenhaft« zu schaffen. Prof. Dieter Nittel hat diese Idee



Pädagoge für seinen Unterricht einen präsenten Zeitzeugen, so klickt er einfach auf diese Adresse, und ein potenzieller Erzähler wird ihm angezeigt.

Die integrative und identitätsstiftende Kraft des Erzählens

Geschichten und didaktisches Material im »Café Sagenhaft« haben das Ziel, die Lehrvorbereitung zu optimieren, weil zahlreiche Anregungen für Geschichten zu bestimmten Themenbereichen gegeben werden wie die besondere Beziehung zwischen Alt und Jung oder zwischen Kindern unterschiedlicher Kulturen im täglichen Zusammenleben. Es wird eine »Frankfurtkiste« und eine »Hessenecke« mit Führern und Karten zur Sachkunde geben, Geschichten in Mundart oder mehrsprachige Texte, die zu den Themen »Fremdsein«, »Integration« oder »Miteinander leben« wichtige Bezüge liefern. Grundschullehrer oder Erzieher können nachlesen, ob sich eine Geschichte besser zum Vorlesen oder Erzählen eignet und sich darüber auch untereinander »online« austauschen. Dazu wird ein Forum erstellt, ein virtueller Raum, in dem Interessierte miteinander kommunizieren können. Die Informa-



tionstechnologie basiert auf einer wissenschaftlichen Lernplattform, einem sogenannten »Learning Content Management System« (LCMS), einem internetbasierten Softwaresystem, in dem Lerninhalte bereitgestellt und Lernvorgänge organisiert werden können. Es bietet die Vorteile der »Multimodalität«, indem verschiedene Codesysteme wie Schrift, gesprochene Sprache, Bilder, Grafiken und Musik zusammenwirken und so mehrere Sinne gleichzeitig ansprechen.

Das »Café Sagenhaft« hat viele Förderer wie etwa die Wilhelmine-Thoß-Stiftung oder die Polytechnische Gesellschaft gefunden. Zu den zahlreichen Kooperationspartnern, die wertvolle Anregungen geben, gehören in Frankfurt unter anderem das Institut für Stadtgeschichte, das Historische Museum, die Zentrale Kinder- und Jugendbibliothek der Stadtbücherei Frankfurt, das Mehrgenerationenhaus »Kinder im Zentrum Gallus«. Weitere Kooperationspartner tragen mit guten Tipps zum Themenbereich »Interkulturalität« bei: der »Arbeitskreis Schule und Museum Dietzenbach«, die Stadtbücherei und die Städtische Seniorenarbeit in Dietzenbach sowie die Leitstelle »Älterwerden« und das Integrationsbüro des Kreises Offenbach. Das »Café Sagenhaft« ist ein gutes Beispiel für die Fähigkeit unserer Universität, die Gabe des studentischen Querdenkens aufzugreifen, ernst zu nehmen und als Scharnier gegenüber den Innovationsinteressen öffentlicher Institutionen (in diesem Fall die Stadtbücherei) zu fungieren. ◆



Die Autoren

Prof. Dr. Dieter Nittel, 55, ist Professor für Erziehungswissenschaft im Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung an der Goethe-Universität. Seine Schwerpunkte sind die Erziehungswissenschaftliche Professions- und Organisationstheorie, qualitative Bildungsforschung unter besonderer Berücksichtigung narrationspezifischer Ansätze. Seine aktuellen, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekte sind: »Pädagogische Erwerbsarbeit im System des lebenslangen Lernens. Berufliche Selbstbeschreibungen und wechselseitige Funktions- und Aufgabenzuschreibungen« und »Lebenslanges Lernen im Kontext lebensbedrohlicher Erkrankungen. Die Anwendung der biographischen Perspektive auf Herzinfarkt- und Brustkrebspatienten«. Einen Anknüpfungspunkt zur Medienpädagogik bietet das bis Ende 2009 laufende Projekt »Café Sagenhaft – Geschichten aus Frankfurt und der großen weiten Welt« für die Stadt Frankfurt.

Dr. Elke Wehrs, 58, ist Mitglied im Forum Alterswissenschaft in Frankfurt und arbeitet als freie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Café Sagenhaft«. Sie studierte Kultur- und Europäische Ethnologie und Erziehungswissenschaften mit Schwerpunkt Psychoanalyse an der Universität Frankfurt und promovierte 2005 im Fachbereich Erziehungswissenschaften. Die Dissertation »Verstehen an der Grenze. Erinnerungsverlust und Selbsterhaltung von Menschen mit dementiellen Veränderungen« erschien im Jahr 2006 bei den »Frankfurter Beiträgen zur Erziehungswissenschaft« in der Reihe Monographien. Heute unterrichtet die Autorin an der Universität des dritten Lebensalters zu Themenbereichen der sozialen Gerontologie.

Diplom-Pädagogin Daniela Bruckmann, 27, arbeitet als freie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Café Sagenhaft«. Sie studierte Erziehungswissenschaften mit Schwerpunkt Erwachsenenbildung/Weiterbildung an der Goethe-Universität und schreibt derzeit an ihrer Dissertation im Rahmen eines DFG-Forschungsprojektes.

nittel@em.uni-frankfurt.de
bruckmann@em.uni-frankfurt.de
www.cafesagenhaft.de

Märchenstunde im Kindergarten Dietzenbach mit der Märchenfee Erika Hohmann.

Literatur

Ehlich, K. (Hrsg.) 1980 *Erzählen im Alltag* Frankfurt am Main.

Döbert, R./Habermas, J./Nummer-Winkler, G. (Hrsg.) 1980 *Entwicklung des Ichs* Königstein.

Greverus, I.-M. 1987 *Kultur und Alltagswelt*. Eine Einführung in *Fragen der Kultur- und Europäischen Ethnologie* Institut für Kultur- und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main, Bd. 26.

Deutsche Sprache, schwere Sprache?

Einsichten aus Spracherwerbsforschung und Sprachförderung

von **Ulrich Labonté, Angela Grimm, Anja Kersten, Barbara Kleissendorf, Geeske Strecker, Petra Schulz**

In der Alltagssprache des multikulturellen Frankfurt sind Äußerungen wie diese nicht selten. Sie lassen darauf schließen, dass die Sprecher eine nichtdeutsche Muttersprache haben. Doch während beim Star-Trainer Trapattoni das so genannte Ausländerdeutsch als liebenswertes Attribut geradezu seinen Starruhm mehr, ist dies bei den beiden Realschülern und bei dem Kindergartenkind ganz anders. Bei Trapattoni käme niemand auf die Idee, aus seiner mangelnden Beherrschung der deutschen Grammatik Rückschlüsse auf seine fachliche Kompetenz oder seine intellektuellen Fähigkeiten zu ziehen oder daraus gar Prognosen für seine weitere Karriere abzuleiten. Aylin und Mustafa und auch Furkan dagegen werden, allein aufgrund ihrer mangelnden Deutschkenntnisse, innerhalb des deutschen Bildungssystems in der Regel nicht als zukünftige Bildungselite wahrgenommen. Und das,

Giovanni Trapattoni, verärgert Meistertrainer auf der wohl kürzesten Bundesliga-Pressekonferenz beim FC Bayern München im März 1998.

»Ich habe fertig!«

»Fahrrad so machen«

Furkan (4 Jahre) bei dem Versuch, einem Freund einen Fahrradunfall zu beschreiben.

»Ej, lassma chillen!«

»Ne, man, isch geh Aldi!«

Aylin (15 Jahre) und Mustafa (16 Jahre) auf dem Schulhof einer Frankfurter Realschule.



Wie lernen Kinder mit Migrationshintergrund Deutsch? Kinder wie dieses Mädchen in einer Frankfurter Kita können uns darauf Antwort geben.

obwohl in einer Stadt wie Frankfurt am Main Menschen mit Migrationshintergrund aus 170 verschiedenen Nationen, das heißt mit über 100 verschiedenen Erstsprachen, zu Hause sind. Sie machen insgesamt 40 Prozent der Einwohner aus und innerhalb der Gruppe der 10- bis 14-Jährigen sogar fast 50 Prozent. Damit nimmt Frankfurt, gemessen an dem Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund, einen Spitzenplatz als »Multikulti«-Stadt ein [Siehe »Herausforderung Integration«, Seite 38].

Jugendliche wie Aylin und Mustafa gelten – trotz ihres Potenzials als Vermittler kultureller und sprachlicher Vielfalt – generell als schwierig zu beschulende und dann schwer auf dem Arbeitsmarkt zu vermittelnde Klientel. Der Arbeitsemigrant Trapattoni zieht als Trainer, zurzeit der irischen Nationalelf, beruflich erfolgreich weiter durch Europa. Aylin, Mustafa und Furkan dagegen werden vermutlich in Deutschland bleiben. Ob sie eine Berufsausbildung abschließen werden, scheint angesichts der Tatsache, dass momentan 30 Prozent der zweiten Generation von Migrantinnen und Migranten ohne Berufsausbildung bleiben, fraglich.

Gesellschaft wie Politik haben (zu) spät zur Kenntnis genommen, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Mit PISA haben die verantwortlichen Bildungsinstanzen akzeptiert, dass Chancengleichheit für Migranten erst hergestellt werden muss. Um Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund – unabhängig von sozialem Status und ethnischer Herkunft – in ihrer Bildungskarriere zu fördern, benötigt man zum einen die Fähigkeit, deren Talente, die oftmals hinter mangelnden Deutschkenntnissen verborgen bleiben, überhaupt zu entdecken. Zum Zweiten gilt es, die Bildungsbenachteiligung zu verringern, die sich durch die faktisch vorhandene mangelnde Beherrschung der deutschen Standardsprache, sowohl mündlich wie schriftlich, ergibt: Hier sind Konzepte für die Dia-

gnose und Förderung der Sprachfähigkeiten im Deutschen gefragt. Schließlich gilt es, die Wissenslücken zu schließen, die vor allem in der Erforschung des frühen Zweitspracherwerbs existieren.

Die Entdeckung von Fähigkeiten ist Alltag pädagogischer Fachkräfte und sollte ein zentraler Gegenstand der Bildungspolitik sein. Doch wie lässt sich die Beherrschung einer Sprache diagnostizieren, so dass eine angemessene Sprachförderung möglich ist? Wie funktioniert der Spracherwerb bei Muttersprachlern und Zweitsprachlern? Hier setzt die Arbeitseinheit Deutsch als Zweitsprache unter der Leitung von Prof. Petra Schulz an. In mehreren Forschungsprojekten untersuchen sie und ihre Mitarbeiter mit Methoden der experimentellen Psycholinguistik die Spracherwerbsprozesse von Kindern und Jugendlichen mit Deutsch als Zweitsprache und mit Deutsch als Muttersprache. In Praxisprojekten werden Konzepte für die Sprachstandsdiagnose und Sprachförderung dieser Lerner entwickelt und erprobt. Frankfurt am Main und das Umland bieten für diese Forschungen wie für den Wissenstransfer zwischen Forschung und Praxis aufgrund der multikulturellen Bevölkerung und der hohen Dichte an Bildungseinrichtungen für alle Altersstufen ein ideales Umfeld.

Spracherwerb im Kindergarten

MILA gehört zu dem interdisziplinären Projektverbund IDEa, einem von momentan fünf vom Land Hessen geförderten LOEWE-Zentren. In diesem Forschungszentrum, das im Sommer 2008 seine Arbeit aufgenommen hat, kooperiert unter der Leitung von Prof. Marcus Hasselhorn ein Team aus Psychologen, Pädagogen, Linguisten und Mathematikdidaktikern, um Ursachen für Lernschwierigkeiten genauer zu erforschen. MILA untersucht den Spracherwerb von Kindern, die im Alter von drei bis sieben Jahren Deutsch als Zweitsprache erlernen, im Vergleich mit dem Spracherwerb von monolingualen Kindern. Über einen Zeitraum von zunächst drei Jahren werden dafür 120 Kinder in verschiedenen Frankfurter Einrichtungen in einem kombinierten Längs- und Querschnittsdesign bei ihrer sprachlichen Entwicklung begleitet. Die Forscher erhoffen sich Aufschluss darüber, welche Sprachstrukturen sich Zweitsprachler im Vergleich zu monolingualen Kindern besonders schnell aneignen und in welchen Bereichen Schwierigkeiten auftreten. Um Parallelen und Unterschiede zum gestörten Entwicklungsverlauf feststellen zu können, schließt die Studie auch Kinder mit Spezifischen Sprachentwicklungsstörungen ein. In zwei von der EU unterstützten Kooperationsprojekten mit 25 europäischen Partnern wird parallel untersucht, inwiefern die Ergebnisse zum Deutschen auch sprachübergreifend Gültigkeit besitzen.

Im Projekt MILA wird erstmals eine große Anzahl von Kindern mit Deutsch als Zweitsprache und 27 verschiedenen Herkunftssprachen längsschnittlich untersucht. Große Bedeutung wird der Entwicklung des Sprachverstehens zugemessen, die im frühen Zweitspracherwerb anders als der Syntaxerwerb kaum Gegenstand der Forschung war. Sprachverstehen macht, neben der bisher vor allem untersuchten Sprachproduktion, einen zentralen Bestandteil der menschlichen Sprachkompetenz aus. MILA verfolgt zwei Ziele: Zum einen sollen der Verlauf des Erwerbs und die verschiedenen Lernwege im frühen Zweitspracherwerb umfas-



Die dreijährige Zoe lacht über das Krokodil, das nicht einmal weiß, was ein Skateboard ist. Gemeinsam mit der studentischen Mitarbeiterin Adriane Castrinakis schaut sie sich Bilder am Laptop an und beantwortet verschiedene Fragen, die das Krokodil stellt. So wird in der Längsschnittstudie MILA der kindliche Wortschatz miterfasst, aber vor allem auch untersucht, in welchem Alter ein Kind verschiedene Arten von Fragen richtig versteht.

send charakterisiert werden, besonders im Hinblick auf das Sprachverstehen. Zum anderen sollen Merkmale des gestörten Zweitspracherwerbs durch den Vergleich mit dem gestörten und ungestörten monolingualen Spracherwerb bestimmt werden.

In der ersten Projektphase wurden zusammen mit dem Teilprojekt ErStMal viele städtische und kirchliche Kindertagesstätten sowie logopädische Praxen und Sprachheilschulen in Frankfurt und Umgebung kontaktiert. Nach ausführlichen Telefoninterviews mit Eltern wurden aus den mehr als 600 Zusagen schließlich 160 Kinder aus 40 Frankfurter Kitas und 10 logopädischen Praxen ausgewählt. Ergebnisse dieser ersten Erhebungs-



»Guck mal, was ich da habe!« – Die studentischen Mitarbeiterinnen von MILA sind geschult darin, mit Kindern zu interagieren und sie spielerisch zum Sprechen und Erzählen zu motivieren. So entsteht in MILA ein großes Korpus an Spontansprachaufnahmen von Kindern mit verschiedenen Sprachbiografien, die dann nach linguistischen Merkmalen analysiert werden.



Das Sprachverstehen von Vorschulkindern mit Deutsch als Zweitsprache wird häufig überschätzt. Das fällt besonders im Bereich der Informationsfragen auf. Die Frage »Wem hilft Ibo aus der Tonne?« verlangt mehr als ein »Ja« oder »Nein« als Antwort. Hier kreuzten Lehrkräfte in zwei Drittel der Fälle in dem Fragebogen an: »Die Frage versteht das Kind«, obgleich die Kinder, legte man ihnen Bild und passende Frage selbst vor, nicht richtig antworten konnten.
 Aus: Linguistische Sprachstandserhebung – Deutsch als Zweitsprache (LiSe-DaZ) von Schulz & Tracy (in Vorb.). LiSe-DaZ ist ein gemeinsames Projekt von Prof. Petra Schulz und Prof. Rosemarie Tracy (Universität Mannheim) im Auftrag der Landesstiftung Baden-Württemberg.

runde, die im Juni 2009 abgeschlossen wurde, bestätigen bisherige Einzelfallbeobachtungen, wonach Kinder mit Deutsch als Zweitsprache einen ähnlichen Spracherwerbsverlauf aufweisen wie monolinguale Kinder, wenn sie früh – zwischen dem zweiten und vierten Geburtstag – mit der Zweitsprache beginnen. Zudem zeigt sich, dass die Kontaktdauer zum Deutschen einen wichtigen Faktor für den Lernerfolg darstellt.

Unterstützt durch eine Mitarbeiterin, die eigens für den Wissenstransfer eingestellt wurde, halten die Projektmitarbeiterinnen engen Kontakt mit den beteiligten Einrichtungen und den Eltern. Sie bieten Elternabende und Workshops für die pädagogischen Fachkräfte an, in denen diese sich über das Projekt, aber auch über Themen wie Mehrsprachigkeit und Sprachschwierigkeiten informieren können.

Vor der Schule den Förderbedarf feststellen

In der Theorie ist das Zusammenspiel von Sprachstandserhebung und Sprachförderung einfach: Um den Spracherwerb optimal zu fördern, knüpft man an die bereits erworbenen sprachlichen Fähigkeiten eines Kindes an. Doch die Praxis sieht anders aus. In den hessenweit eingeführten Vorlaufkursen, in denen Grundschullehrkräfte Kinder mit Sprachdefiziten ein Jahr vor der Schule sprachlich fördern, werden häufig keine systematischen Sprachstandserhebungen eingesetzt. Es existiert nur wenig sprachwissenschaftlich fundierte Forschung zu Verfahren, mit denen man den Sprachstand von Kindern mit Deutsch als Zweitsprache (DaZ) adäquat beurteilen kann. Zudem ist nicht klar, ob Grundschullehrerinnen und -lehrer in den Bereichen Sprachdiagnostik und Sprachförderung hinreichend ausgebildet sind.

Deutsch als Zweitsprache (DaZ)

Der Erwerb der deutschen Sprache beginnt zeitversetzt nach dem Erwerb einer anderen Erstsprache in einer deutschsprachigen Umgebung, oft in Alltagssituationen.

Je nach Beginn des Zweitspracherwerbs unterscheidet man zwischen frühem und spätem Zweitspracherwerb. Dabei ist der frühe DaZ-Erwerb ein verhältnismäßig neues Forschungsgebiet, für das vor allem Studien zur Syntax vorliegen. Setzt der Deutscherwerb im Alter von circa zwei bis drei Jahren ein, das heißt früh, scheinen die Kinder das Deutsche ähnlich wie monolinguale Kinder zu erwerben und auch die gleichen Entwicklungsphasen zu durchlaufen. Einflüsse der Erstsprache scheinen minimal. Setzt der Deutscherwerb dagegen erst mit sechs Jahren oder noch später ein, zeigen sich wesentliche Unterschiede zum Erstspracherwerb. Diese Kinder ähneln in ihren Erwerbswegen eher den Lernern, die Deutsch als Erwachsene erworben haben. Sie fallen durch inkorrekte Verbstellung auf und benötigen oft länger für den Erwerb; Charakteristika der Erstsprache machen sich in der Zweitsprache bemerkbar.

Literatur

Knapp, Werner (1999) <i>Verdeckte Sprachschwierigkeiten</i> In: Die Grundschule 5, 99, S. 30–33.	terdam: John Benjamins, S. 91–113.	Schulz, Petra (2007) <i>Erstspracherwerb Deutsch: Sprachliche Fähigkeiten von Eins bis Zehn</i> In: Graf, U./ Moser Opitz, E. (Hrsg.) <i>Diagnostik am Schulanfang</i> Baltmannsweiler: Schneider, S. 67–86.	Schulz, Petra, Kersten, Anja & Kleissendorf, Barbara (2009) <i>Zwischen Spracherwerbsforschung und Bildungspolitik: Sprachdiagnostik in der frühen Kindheit</i> Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 29, 122–140.	Schulz, Petra/ Tracy, Rosemarie/ Wenzel, Ramona (2008) <i>Linguistische Sprachstandserhebung – Deutsch als Zweitsprache (LiSe-DaZ): Theoretische Grundlagen und erste Ergebnisse</i> In: Ahrenholz, B. (Hrsg.) <i>Zweitspracherwerb – Diagnosen, Verläufe, Voraussetzungen</i> Freiburg: Fillibach. (S. 17–41).	Schulz, Petra/ Tracy, Rosemarie (in Vorb.) <i>Linguistische Sprachstandserhebung – Deutsch als Zweitsprache (LiSe- DaZ)</i> Hogrefe.	Thoma, Dieter/ Tracy, Rosemarie (2006) <i>Deutsch als frühe Zweitsprache: zweite Erstsprache?</i> In: Ahrenholz, B. (Hrsg.) <i>Kinder mit Migrationshintergrund: Spracherwerb und Fördermöglichkeiten</i> Freiburg: Fillibach, S. 58–79.
Rothweiler, Monika (2006) <i>The Acquisition of V2 and subordinate clauses in early successive acquisition of German</i> In: Lléo, C. (ed.): <i>Interfaces in Multilingualism</i> Ams-						

Seit Mai 2008 werden daher im Rahmen einer von der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung und dem Zentrum für Lehrerbildung und Schul- und Unterrichtsforschung (ZLF) unterstützten Promotionsstudie die Vorlaufkurse an knapp 50 Schulen im Hinblick auf Sprachdiagnose und Sprachförderung untersucht. Die ersten Ergebnisse zeigen, dass der Bereich Syntax nur an 62 Prozent der beteiligten Schulen zu Beginn der Sprachförderung in einer Sprachstandserhebung erfasst wird – und das, obwohl sich dieser Bereich in der Zweitspracherwerbsforschung als einer der zentralen Parameter herauskristallisiert hat. Auch wird die Sprachstandseinschätzung zu Beginn selten dazu genutzt, direkte Konsequenzen für die anschließende Förderung zu ziehen. Als ein Grund wird genannt, dass die Vorlaufkurse kaum Raum für die Arbeit in Kleingruppen mit spezifischen Förderschwerpunkten zulassen.

Ein erster Vergleich der Einschätzung der Sprachkompetenz der Vorlaufkinder durch die Lehrkräfte mit den direkt erhobenen Sprachleistungen ergab, dass die sprachlichen Äußerungen der Kinder im Bereich Syntax eher unterschätzt wurden. Die Sprachverstehensleistungen wurden jedoch überschätzt.

Sollten sich diese empirischen Befunde in weiteren Analysen bestätigen, lassen sich auf dieser Basis auch spezifische Vorschläge für zukünftige Fortbildungsmodule entwickeln. Es könnte beispielsweise das bekannte Phänomen der »verdeckten Sprachschwierigkeiten« an Einzelfällen aus dem Förderalltag veranschaulicht werden. Ebenso wäre es möglich, anhand von Beispielen aus den eigenen Fördergruppen zu erarbeiten, wie sich die Erfassung des Ist-Zustandes nutzen lässt, um Ziele und Inhalte für die Sprachförderung und gegebenenfalls auch Kriterien für die Zusammenstellung der Fördergruppen zu erarbeiten.

»Verdeckte Sprachschwierigkeiten« in der Oberstufe

Duygu Taybara studiert an der Goethe-Universität im 6. Semester Deutsch und Politikwissenschaft für das Lehramt an Haupt- und Realschulen. Ihre Muttersprache ist Türkisch, ihre Zweitsprache Deutsch. Ihr Schüler heißt Dean Thura Aung und besucht die 13. Klasse der Max-Beckmann-Schule in Frankfurt-Bockenheim. Er spricht Burmesisch und als Zweitsprache Deutsch. Beide sitzen mit drei weiteren Oberstufenschülern in einem der Unterrichtsräume von FJM, dem Förderunterricht für Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Georg-Voigt-Straße. Heute geht es um das Lesen und Verstehen von Fachtexten. Dean Thura Aung möchte wie seine studentische Förderlehrerin später studieren. Die Lehrerin und ihr Schüler gehören zu

Verdeckte Sprachschwierigkeiten

Verschiedene Beobachtungen deuten darauf hin, dass Kinder mit Deutsch als Zweitsprache häufig so genannte »verdeckte Sprachschwierigkeiten« (Knapp 1999) aufweisen. Aufgrund von Vermeidungsstrategien werden Kinder in ihrer mündlichen Kompetenz überschätzt. Zu den Vermeidungsstrategien gehören die Verwendung einfacher Wörter, formelhafte Ausdrücke, Schweigen und die Orientierung am Verhalten anderer Kinder.

Vorlaufkurs

Seit 2002 werden in Hessen Kinder und ihre Eltern bereits ein Jahr vor der Einschulung zum Anmeldegespräch gebeten. Ziel ist es, die Kinder zu erkennen, die keine ausreichenden deutschen Sprachkenntnisse haben. In den Vorlaufkursen, an denen jeweils 10 bis 15 Kinder teilnehmen, können sie dann bis zum Schulbeginn ihre deutschen Sprachkenntnisse verbessern. Jedes Jahr besuchen über 6000 hessische Vorschulkinder diese Deutsch-Frühförderung, die vom Hessischen Kultusministerium finanziert wird. Gefördert wird in der Grundschule oder der Kindertagesstätte für circa zehn Stunden pro Woche.



Miteinander lernen im Förderunterricht für Jugendliche mit Migrationshintergrund (FJM) – Schülerin Manuela Nzali erklärt Mitschüler Lian Chen die Wortarten.

einer stark unterrepräsentierten Gruppe, obwohl der Bildungsbericht 2006 feststellte, dass Abiturienten mit Migrationshintergrund überdurchschnittlich häufig ein Studium aufnehmen. Es wäre wünschenswert, noch mehr Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund zum Abitur zu führen. Das ist das Ziel dieses von der Stiftung Mercator getragenen Projekts, das im Juni 2008 seine Arbeit aufgenommen hat. Das ZLF unterstützt mit einem Promotionsstipendium die wissenschaftliche Begleitung und Evaluation dieses Förderprojektes. Aktuell werden 125 Oberstufenschüler aus sechs Frankfurter Gymnasien von rund 30 FJM-Förderlehrern unterrichtet. Diese Studierenden werden in einem Seminar der Arbeitseinheit Deutsch als Zweitsprache am »Institut für Psycholinguistik und Didaktik der deutschen Sprache« auf ihre Tätigkeit vorbereitet und in regelmäßigen Teamtreffen bei ihrer Lehrtätigkeit unterstützt.



Von Außenstehenden wird die Förderung von Deutsch als Zweitsprache (DaZ) in der Oberstufe häufig noch als Luxusproblem angesehen; daher fehlen für die Sekundarstufe II Forschungen zu Zweitspracherwerb fast völlig. Im Gegensatz zum Bereich Deutsch als Fremdsprache liegen keine Diagnoseinstrumente vor. Ebenso fehlen spezifische Förderkonzepte für Schüler wie Dean Thura, dessen Deutschkenntnisse gut genug sind, um es bis in die Oberstufe geschafft zu haben, dessen Deutschnoten jedoch darunter leiden, dass er kein Muttersprachler ist.

Im Projekt FJM werden die sprachlichen Schwierigkeiten von Oberstufenschülern mit Migrationshintergrund im mündlichen und schriftlichen Deutsch erforscht. Unterscheiden sich diese in Abhängigkeit von dem Zeitpunkt, zu dem die Zweitsprache erworben wurde?

Das Interesse der Frankfurter Gymnasien, am Projekt FJM teilzunehmen, ist sehr groß. Angesichts des prognostizierten steigenden Anteils von in Deutschland geborenen Jugendlichen mit Deutsch als Zweitsprache und des gleichbleibenden Anteils an Seiteneinsteigern, die erst später in ihrem Leben Deutsch lernen, scheint es daher geboten, den Förderbedarf der DaZ-Lerner als Faktum auch in der gymnasialen

Nachfragen erwünscht – Die FJM-Lehrerin Seyna-Maria Dirani im Gespräch mit FJM-Förderschülerinnen und -schülern Nasreen Ahmadi, Derya Aslitürk und Destiny Bazemore.

Auszug aus einem Vergleichsaufsatz einer in Deutschland geborenen Schülerin mit Migrationshintergrund. Die Schülerin besucht die 12. Klasse des Gymnasiums.

Was ist das Pauperismus das in der Menschheit Reizentismus Im Mittelalter waren die Verhältnisse an den unmenslichen und weniger die Triebe Schuld in der Gesellschaft. Index 24

Die Armen wurden sehr unterdrückt von den Reichen, da die armen keine Möglichkeit auf Bildung hatten. Deshalb wollte Büchner mit seiner Drama die gesellschaftliche Missstände G 23 f 23 in den Vordergrund bringen, was die gesellschaftlichen 29 L (siehe) Situation auflösen und führen kann, wie Benno von 30 G 96 Wiese in seinem Textauszug 4 31 in den Vordergrund bringt.

... die zu einer Veränderung einer Missstände führen sollte.

566 Wörter

Glossar

Deutsch als Fremdsprache (DaF) Unter-richtlich gesteuerter Erwerb des Deut-schen, in der Regel außerhalb von Deutschland; die Vermittlung folgt einer systematischen Progression.

Kontaktdauer/Kontaktmonat Dauer des intensiven, regelmäßigen Kontaktes mit dem Deutschen (zum Beispiel durch den Eintritt in eine Kindertages-stätte), üblicherweise gemessen in Mo-naten.

Morphologie Forminventar von Wörtern; beinhaltet die Wortbildung und die Beugungsformen einer Sprache.

Phonologie Lautsystem einer Sprache; umfasst die Lautstruktur sowie melodi-sche und rhythmische Eigenschaften.

Pragmatik Beziehung zwischen sprachli-chen Ausdrücken und verschiedenen Verwendungssituationen.

Seiteneinsteiger (auch Quereinsteiger) Schüler, die nicht von der 1. Klasse an im deutschen Schulsystem beschult wurden. In der Regel sind sie in ihrem Heimatland zur Schule gegangen und wurden dort in ihrer Muttersprache al-phabetisiert.

Semantik Bedeutung sprachlicher Aus-drücke und ihrer Beziehung zueinander; umfasst Wortsemantik und Satzsemantik.

Spezifische Spracherwerbsstörung (SSES) Andauernde Beeinträchtigung des Spra-cherwerbs, die nicht durch neurologische Ursachen oder andere Entwicklungsstö-

rungen erklärbar ist; nach einem verspäteten Sprechbeginn gravierende Proble-me in Sprachproduktion (zum Beispiel Verbstellung) und Sprachverstehen (zum Beispiel Informationsfragen); betrifft circa 6 bis 8 Prozent eines Jahrgangs.

Sprachstandserhebung Erfassung des Sprachentwicklungsstandes zu einem bestimmten Zeitpunkt; unterschieden werden unsystematische Einschätzver-fahren und systematische Verfahren (in-formelle Tests, standardisierte Tests, Screenings).

Syntax Satzbau; System von Regeln, die beschreiben, wie aus Grundelementen (Wörtern) wohlgeformte Sätze gebildet werden.

Landschaft zu akzeptieren. Die Kompetenzbereiche, in denen die Oberstufenschülerinnen und -schüler ihre Deutschkenntnisse selbst als besonders defizitär empfinden, sind »Schreiben von Aufsätzen«, »Rechtschreibung« und »Grammatik«. Dieses Ergebnis ist durchaus brisant, da der gymnasiale Lehrplan mit der expliziten Behandlung der Themenbereiche »Rechtschreibung« und »Grammatik« bereits in Klasse 8 beziehungsweise 9 abschließt.

Eine erste Analyse von Aufsätzen der FJM-Schüler ergab, dass sich der Spracherwerbstyp auf die Art der sprachlichen Schwierigkeiten auswirkt. Die Aufsätze der in Deutschland geborenen Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund zeigen, dass die »verdeckten Sprachschwierigkeiten« bis in die Oberstufe bestehen bleiben. Oft werden die Anforderungen an die Textsorte nicht genug beachtet, und auch im Bereich Satzbau treten Auffälligkeiten auf, die typisch für den mündlichen Sprachgebrauch sind. Die Aufsätze der Seiteneinsteiger hingegen zeichnen sich zwar durch einen komplexeren Satzbau aus, enthalten aber Grammatikfehler, zum Beispiel im Bereich der Wortstellung, die für Lernende von Deutsch als Fremdsprache typisch sind. Deshalb wird im FJM-Projekt auch der Frage nachgegangen, ob die Methodik und Didaktik aus dem Bereich Deutsch als Fremdsprache vor allem für Seiteneinsteiger geeignet ist, während für die in Deutschland geborenen Schüler Anleihen bei den Ansätzen aus dem DaZ-Bereich für die früheren Schulstufen gemacht werden können.

Informations- und Forschungsstelle Deutsch als Zweitsprache (Info-DaZ)

Ziel der im Sommer 2008 eröffneten Informations- und Forschungsstelle Deutsch als Zweitsprache ist es, Wissen aus der Forschung in die Praxis zu übersetzen und konkretes Handlungswissen für den pädagogischen Alltag zu vermitteln. Fortbildungen und Informationsvorträge beschäftigen sich mit Themen wie Sprachvarietäten des Deutschen, Mehrsprachigkeit,

Sprachstandsverfahren und Sprachförderung. Auch Einzelfallberatungen gehören zu dem Angebot, das unter dem Dach der Arbeitseinheit Deutsch als Zweitsprache entwickelt wurde. Zu den Teilnehmern zählten im ersten Jahr Fachkräfte aus städtischen Kindertagesstätten und des Projektes »frühstart« der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, Grundschullehrerinnen und -lehrer und Lehramtsanwärter im Schulamtsbezirk Frankfurt sowie Dozenten des Dudenverlags Berlin. Eine Materialstelle für Diagnostik und Sprachförderung kann von Interessierten vor Ort genutzt werden. Praxiskräfte wurden außerdem bei dem Einsatz eines konkreten Sprachstandsverfahrens, der Förderdiagnostik LiSe-DaZ, in Schulen und Kindertageseinrichtungen beraten und begleitet.

Von der Forschung zur Praxis

Ausgehend von den bisherigen Aktivitäten im Vorschul- und Grundschulbereich planen Prof. Schulz und ihre Mitarbeiterinnen die Ausweitung der Fortbildungs- und Beratungsangebote für Lehrkräfte verschiedener Schulformen und für pädagogische Praxiskräfte sowie für Fachkräfte in Bildungsinstitutionen. In enger Kooperation mit anderen Partnern soll ein »Hessisches Koordinationszentrum Deutsch als Zweitsprache« entstehen, das die Bereiche Fortbildung, Beratung und Koordination bündelt. Damit würde für den Bereich Deutsch als Zweitsprache in Frankfurt und Hessen erstmals ein kontinuierlicher Wissenstransfer zwischen universitärer Forschung und der pädagogischen Praxis ermöglicht. Aktuelle Erkenntnisse der Spracherwerbsforschung könnten damit dazu beitragen, Mythen über vermeintliche Risiken und Nachteile der Mehrsprachigkeit zu überwinden und die Chancen einer mehrsprachigen Gesellschaft zu erkennen.

Zweitsprachlernern wie Dean, Aylin, Mustafa und Furkan ist zu wünschen, dass ihr Resümee über das Deutsche und Deutschland einst nicht resigniert lautet wird »Ich habe fertig«, sondern optimistisch »Ich habe eine Zukunft«.

Die Autoren

Prof. Dr. Petra Schulz, 45, studierte Allgemeine Sprachwissenschaft, Psychologie, Informatik, Pädagogik und Deutsch an den Universitäten Heidelberg, Wien, Tübingen und Massachusetts, USA, und lehrt seit 2006 Deutsch als Zweitsprache an der Universität Frankfurt. Aktuelle Forschungsschwerpunkte sind Syntax und Semantik im Erst- und Zweitspracherwerb, Spezifische Sprachentwicklungsstörungen und Sprachdiagnostik. In dem EU-Kooperations-Projekt »Language Impairment in a Multilingual Society« leitet sie die Arbeitsgruppe „Syntax and Interfaces with Semantics“.

Ulrich Labonté, 58, studierte an der Goethe-Universität Germanistik und Politik für das Lehramt an Gymnasien. 1980 bis 1992 lehrte er am Abendgymnasium Frankfurt und war dann acht Jahre Fachleiter und Fortbildungsbeauftragter im Auslandsschulwesen in Buenos Aires. Ab 2000 unterrichtete er in der Ernst-Reuter-Schule Frankfurt. Seit 2004 ist er pädagogischer Mitarbeiter in der Germanistik. Seine Forschungsschwerpunkte sind Deutsch als Zweitsprache und als Fremdsprache sowie didaktisch-methodische Fragen der Sekundarstufe.

Angela Grimm, 38, studierte Diplom-Patholinguistik an der Universität Potsdam. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Osnabrück, Groningen, Potsdam und

Frankfurt. Seit 2008 ist sie Postdoktorandin im Forschungsprojekt MILA. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die ungestörte und gestörte Entwicklung der Phonologie sowie der Erwerb und die Verarbeitung von Schriftsprache.

Anja Kersten, 30, studierte Förderschullehramt für die Förderschwerpunkte Sprache und Hören sowie Deutsch an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie ist Lehrerin in Frankfurt und Mitarbeiterin der Informations- und Forschungsstelle Deutsch als Zweitsprache der Goethe-Universität.

Barbara Kleissendorf, 26, studierte Klinische Linguistik an der Universität Bielefeld und promoviert seit 2008 mit einem Stipendium der Hertie-Stiftung in der Arbeitseinheit Deutsch als Zweitsprache an der Goethe-Universität.

Geeske Strecker, 31, studierte Deutsch und Englisch für das Lehramt an Gymnasien und Deutsch als Fremdsprache an Universitäten in Berlin, Braunschweig und Manchester. Sie lehrte Deutsch als Zweitsprache an der Freien Universität und der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 2008 ist sie Promotionsstipendiatin des Zentrums für Lehrerbildung und Schul- und Unterrichtsforschung der Goethe-Universität.

Das Industrielabor zwischen Kreativität und Ökonomie

von
**Michael C.
Schneider**

Wie gestaltete sich im 20. Jahrhundert
die wissenschaftliche Forschungsarbeit in der chemischen Industrie?



Wissenschaftliches Labor der Farbenfabriken Bayer, Saal 2 (1908). Nachdem die Kontakte zwischen Universitätsforschung und Farbenherstellern seit den 1880er Jahren zunehmend enger geworden waren, entschloß sich die Bayer AG am Ende dieses Jahrzehnts, ein eigenes wissenschaftliches Hauptlaboratorium einzurichten.

Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war die chemische Industrie zunehmend auf wissenschaftliche Grundlagenforschung angewiesen, um ihre Produktpalette – zunächst in erster Linie Farbstoffe, dann auch Pharmazeutika und anderes mehr – auszuweiten und auf neue Gebiete vorzustoßen. Unterschiedlich rasch etablierten die Unternehmen dann auch eigene Forschungslaboratorien und wurden so unabhängiger von der Universitätsforschung, mit der sie gleichwohl stets verbunden blieben. Regelrecht industrialisiert wurde die Forschung zuerst bei den Farbenfabriken vorm. Fried. Bayer & Co., deren Leitung sich 1889 entschied, ein eigenes Hauptlaboratorium einzurichten und die in den Folgejahren eine zunehmend komplexe Forschungsinfrastruktur aufbaute, sie basierte auf einer stark arbeitsteiligen Forschungsorganisation. Dass Unternehmen nicht nur der chemischen Industrie wissenschaftliche Forschung in ihre Organisation inkorporieren, Wissenschaft somit nutzbar machen für die Entwicklung marktgängiger Produkte, erscheint seither in der wissenschafts- und wirtschaftspolitischen Diskussion gleichermaßen notwendig wie unproblematisch.

Wissenschaft im Unternehmen unterliegt eigenen Regeln

Das am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Goethe-Universität angebundene Forschungsvorhaben geht umgekehrt davon aus, dass die erfolgreiche Organisation von wissenschaftlicher Forschung in Unternehmen zunächst ein unwahrscheinliches Ereignis ist. Diese heuristische Ausgangsannahme

leitet sich aus dem Umstand ab, dass wissenschaftliche Forschung gänzlich anderen Imperativen, Rationalitätskriterien und Erfolgsbedingungen unterliegt als die erfolgreiche Führung eines Unternehmens. So bedarf wissenschaftliche Arbeit beispielsweise des ungehinderten Austausches von erworbenem Wissen über institutionelle Grenzen hinweg, wie er durch ein ausdifferenziertes Publikationswesen sichergestellt wird, während es im wirtschaftlichen Interesse eines Unternehmens liegen muss, solches Wissen möglichst exklusiv nutzen zu können. Hinzu kommt das von Peter Weingart formulierte Kontrolldilemma, welches für Firmen darin besteht, »einerseits die Kreativität der Forschung erhalten zu müssen, andererseits die Kontrolle darüber nicht verlieren zu dürfen, dass die Forschungsabteilungen auch das tun, was im Interesse des Konzerns liegt« (Weingart 2003). Dennoch wurde und wird wissenschaftliche Forschung innerhalb von Unternehmen erfolgreich organisiert, so dass sich aus unternehmenshistorischer Perspektive die Frage stellt, wie dies möglich ist.

Für ein solches unternehmenshistorisches Forschungsvorhaben bietet Frankfurt am Main hervorragende Voraussetzungen, befinden sich doch hier und in der näheren Umgebung eine Reihe jener Unternehmen der chemischen Industrie sowie deren Archive, deren Namen weltweit für die wissenschaftsbasierte chemische und pharmazeutische Industrie stehen: In und bei Frankfurt selbst die Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt (Degussa) (heute aufgegangen in der Evonik Industries AG) und die Hoechst AG (heute auf-

gegangen in der französischen sanofi-aventis S. A.), in Darmstadt die Merck KGaA (die nach 2004 organisatorische Veränderungen erfahren hat) sowie die BASF in Ludwigshafen. Sich allerdings ausschließlich auf die heute noch bestehenden Unternehmen und ihre Geschichte zu konzentrieren, würde der wechsellvollen und vielfältigen Geschichte der Forschung in der chemischen Industrie nicht gerecht: Das würde bedeuten, alle Unternehmen auszusparen, die nur kurze Zeit bestanden und den Markt entweder wegen geringer Erfolge verließen oder von anderen Unternehmen übernommen wurden. Bei einem solchen »Erfolgs-Bias« wäre es nicht möglich, ein umfassendes Bild über die Forschung in der chemischen Industrie zu gewinnen.

Patente als Indikatoren für Forschungsaktivitäten

Ein erstes zentrales Ziel des Projekts ist es daher, einen systematischen Überblick über jene Unternehmen zu erlangen, die bis in die 1970er Jahre wissenschaftliche Forschung betrieben haben. Zu diesem Zweck wird zunächst die Erteilung von Patenten als Indikator dafür gewertet, dass ein Unternehmen überhaupt wissenschaftsbasierte Forschung betrieben hat – zweifellos ein nicht ganz leicht zu handhabender Indikator, wurden doch bei Weitem nicht alle Erfindungen patentiert und gingen nicht alle Patente auf genuin wissenschaftliche Forschung zurück. Aber kein anderer Indikator bietet das Potenzial, systematisch wissenschaftsbasierte Unternehmen zu identifizieren. Der nächste Schritt bestand somit darin, eine Datenbank zu erstellen, um systematisch eine Grundgesamtheit jener Unternehmen zu identifizieren, von denen angenommen werden kann, dass sie kontinuierlich wissenschaftliche chemische Forschung betrieben haben.

Nimmt man die Patentklasse 12 der bis 1974 gültigen deutschen Patentklassifikation als Grundlage, so sind an wesentlich mehr Unternehmen der chemischen Industrie in größerem Umfang Patente erteilt worden, als dies die wenigen großen und bekannten Namen nahelegen könnten: Schon eine in 5-Jahres-Schritten erhobene Stichprobe aus dem »Verzeichnis der von dem Kaiserlichen Patentamt/Reichspatentamt im Jahre ... erteilten Patente« zeigt, dass allein 48 verschiedene Unternehmen dieser Stichprobe zwischen 1880 und 1940 zehn und mehr Patente erhalten haben (gegenüber 576 Unternehmen, die in diesem Zeitraum überhaupt ein Patent erhalten haben). Dazu gehören dann auch Unternehmen wie die Chemische Fabrik von Heyden AG in Radebeul bei Dresden, die nach 1945 verstaatlicht worden ist. Indem auf diese Weise ein exogenes Kriterium für die Auswahl der näher zu untersuchenden Unternehmen herangezogen wird, kann besser abgeschätzt werden, inwiefern sie für die unternehmensbasierte Forschungslandschaft repräsentativ sind.

Kriterien für den Kurs der Forschungsabteilung rekonstruieren

Nachdem die Grundgesamtheit der infrage kommenden Unternehmen umrissen sein wird, werden jene von ihnen, die noch über schriftliche Überlieferung verfügen, näher daraufhin untersucht, wie die wissenschaftliche Forschung jeweils in den Unternehmenskontext organisatorisch eingebunden war, welchen Veränderungen diese Organisation unterlag und

welche Parameter angelegt wurden, um den Erfolg der Forschungsabteilungen zu messen und sicherzustellen. Dabei besteht das faszinierende Forschungsproblem nicht so sehr in der Frage, wie beispielsweise erfolgreiche Medikamente im Unternehmenslabor entdeckt wurden, sondern eher darin, zu klären, weshalb die eine Forschungsrichtung weiterverfolgt wurde, die andere jedoch nicht – gaben hier wissenschaftliche Beurteilungen der Laboratoriumsleitungen den Ausschlag, oder waren es ökonomische Kriterien? Und welche Kriterien waren dies im Einzelnen? Inwieweit konnte eine einmal institutionalisierte Forschungsabteilung eine Eigendynamik entwickeln, die es ihr bis zu einem gewissen Grade erlaubte, eigene, wissenschaftliche Kriterien an die eigene Tätigkeit anzulegen? Wo ist jeweils – abhängig von Forschungsfeld, Unternehmen und Zeitumständen – der Punkt zu lokalisieren, an dem andere Gründe den Ausschlag darüber gaben, ob ein bestimmtes Forschungsproblem weiterverfolgt wurde? Wie wurde bei Firmenzusammenschlüssen – hier ist beispielsweise an die Gründung der I.G. Farbenindustrie AG Ende 1925 zu denken – die Forschungsarbeit der beteiligten Unternehmen koordiniert? Schon weil es Hinweise darauf gibt, dass sich auch die Forschungskulturen zwischen den Unternehmen unterschieden, verdient die Frage nach den Erfolgen beziehungsweise Misserfolgen bei der Zusammenlegung auch der Forschungsabteilungen besondere Beachtung.

Wie eng waren die Kontakte zur akademischen Forschung?

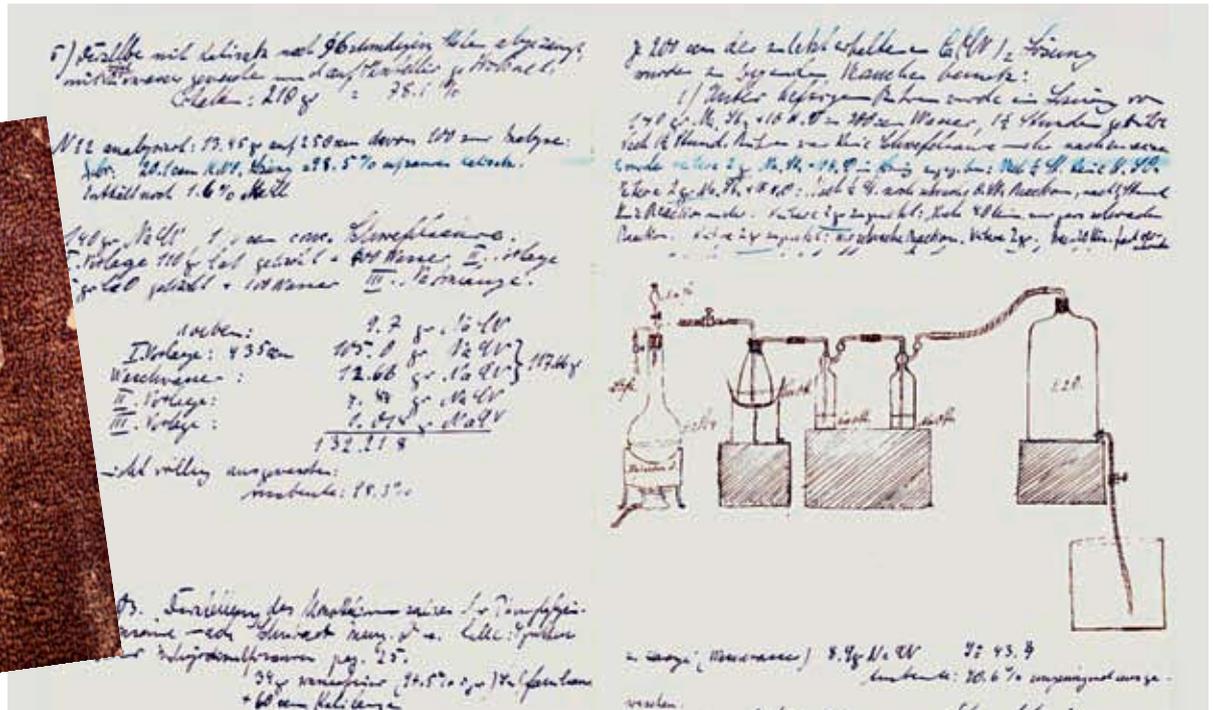
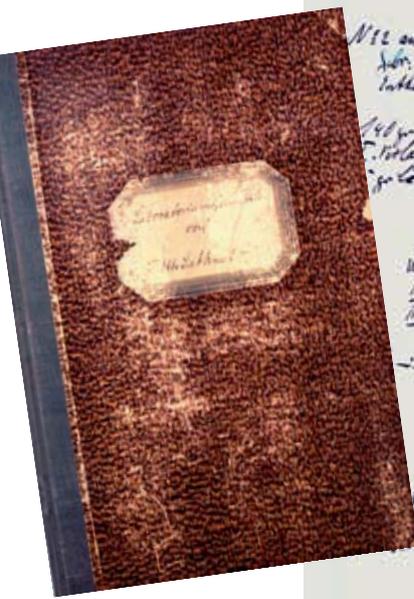
Ein zweiter Sinn der systematischen Patent-erfassung liegt in dem zweiten Ziel der Untersuchung, die Stärke der Verbindung zwischen industrieller und akademischer Forschung aus-

Einen reißenden Absatz fand das Perborat der Degussa in dem Bleichmittel Persil, das die Firma Henkel aus Perborat und Silikat herstellte. Es ersetzte die bis dahin übliche und umständliche »Rasenbleiche«, bei der man die weiße Wäsche nach dem Waschen auf dem Rasen in die Sonne legte. Aus Wasser und Sauerstoff entstanden unter der Einwirkung des Sonnenlichts kleine Mengen des Bleichmittels Wasserstoffperoxid. Das Bild zeigt die erste Persilpackung aus dem Jahr 1907.



Literatur

- | | | | |
|---|---|--|---|
| H. v. d. Belt/A. Rip <i>The Nelson-Winter-Dosi Model and Synthetic Dye Chemistry</i> In: W.E. Bijker u. a. (Hrsg.) <i>The social construction of technological system. New directions in the sociology and history of technology</i> Cambridge/Mass 1987, S. 134–158. | und <i>Erfinder der Degussa</i> Frankfurt a. M. 1998, S. 54–75. | (2002), Nr. 1, S. 4–129. | N. Rosenberg <i>Why do firms do basic research (with their own money)?</i> In: <i>Research Policy</i> 19 (1990), S. 165–174. |
| B. Bertsch-Frank <i>Eine etwas ungewöhnliche Karriere: Otto Liebknecht</i> In: Degussa AG (Hrsg.) <i>Immer eine Idee besser. Forscher</i> | E. Homburg <i>The Emergence of Research Laboratories in the Dyestuffs Industry, 1870–1900</i> In: <i>British Journal for the History of Science</i> 25 (1992), S. 91–111. | J.P. Murmann <i>Knowledge and Competitive Advantage. The Coevolution of Firms, Technology, and National Institutions</i> Cambridge 2003. | G. Meyer-Thurrow <i>The Industrialization of Invention. A Case Study from the German Chemical Industry</i> In: <i>Isis</i> 73 (1982), S. 363–381. |
| | R. Metz/O. Watter <i>Historische Innovationsindikatoren. Ergebnisse einer Pilotstudie</i> In: <i>Historical Social Research</i> 27 | C. Reinhardt <i>Forschung in der chemischen Industrie. Die Entwicklung synthetischer Farbstoffe bei BASF und Hoechst, 1863 bis 1914</i> Freiburg 1997. | P. Weingart <i>Wissenschaftssoziologie</i> Bielefeld 2003. |



Das Laborbuch Otto Liebknechts aus dem Jahr 1902/1903. Lieb- knecht trat am 1. Juli 1900 bei der Degussa ein und beschäftigte sich unter ande- rem mit der Dar- stellung und Rei- nigung des Farbstoffs Indigo- Blau. Zwischen 1904 und 1924 wurden einige sei- ner Entwicklungen auf dem Cyange- biet patentiert. Die Eintragungen auf der abgebilde- ten Seite beziehen sich auf die Cyan- forschung.



Otto Liebknecht, Sohn des Sozial- demokraten Wilhelm Liebknecht und Bruder Karl Liebknechts, des Gründers des kommunistischen Spartakusbundes, war ein ausge- zeichneter Chemiker. Bei der Degussa in Frankfurt entwickelte er ein Herstellungsverfahren für Natriumperborat aus Natriumperoxyd, das zum Patent angemeldet wurde.

zumessen. Da es ab 1936 vorgeschrieben war, bei den Patentanmeldungen den Namen des beteiligten Erfinders auf dessen Wunsch hin zu nennen (zuvor wurden auch schon Namen genannt, aber nicht regelmäßig, sondern in unterschiedlichem Ausmaß, je nach Praxis des Unternehmens), bietet sich die Möglichkeit, diese Namen wiederum auf ihr Erscheinen in der wissen-

Der Autor

Dr. Michael C. Schneider, 41, studierte Neuere Geschichte und Wirtschaftsgeschichte an den Universitäten München, Berlin und London. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der Technischen Universität Dresden (1998–2001), am Lehrstuhl für Zeitgeschichte der TU Dresden (2002–2003), am Institut für Geschichte der Medizin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (2003–2007) und am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Georg-August-Universität Göttingen (2007–2008). Seine Forschungsschwerpunkte sind Unternehmensgeschichte, Wissenschaftsgeschichte sowie Geschichte der amtlichen Statistik. Seit Juli 2008 ist Michael Schneider wissen- schaftlicher Mitarbeiter bei der Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Goethe-Universität im Rahmen eines Dilthey-Fellowships der Volkswagenstiftung (Initiative »Pro Geisteswissenschaften«).

M.Schneider@em.uni-frankfurt.de
www.geschichte.uni-frankfurt.de/mng/WSG/mitarbeiter/Schneider/index.html

schaftlichen chemischen Literatur zu prüfen und auf diese Weise den Grad der Verbundenheit industrieller chemischer Forschung mit dem akademischen Reputationsystem zu messen. Denn aus verschiedenen Gründen und in unterschiedlichem Ausmaß blieben in Unternehmenslaboratorien beschäftigte Chemiker der akademischen Welt verbunden: Erstens, weil dies ihrem Selbstverständnis als Wissenschaftler entsprach und zweitens, weil es auch im Interesse der Unterneh- men lag, dass der Kontakt zu innovativer Hochschul- forschung nicht abbricht. Wenngleich sich in der Literatur zu Unternehmen der chemischen Industrie verstreut immer wieder Hinweise auf derartige Vernetzungen finden, so liegt doch deren tatsächliches Ausmaß und auch ihre Veränderung im Verlauf des 20. Jahrhunderts weitgehend im Dunkeln.

Einzelne Karrieren, die auf eine Verbindung zwi- schen industrieller Forschung und universitärer Wis- senschaft hindeuten, sind dokumentiert: So etwa der Fall Otto Liebknechts (ein Sohn des Sozialdemokraten Wilhelm Liebknecht und Bruder Karl Liebknechts), der für die Degussa seit 1900 forschte und nicht nur an einer Reihe von wichtigen Patenterteilungen mitwirkte, sondern auch etliche Zeitschriftenpublikationen vorzu- weisen hatte, beispielsweise in der »Zeitschrift für an- gewandte Chemie« und den »Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft«. Nach seinem Ausscheiden aus der Degussa 1925 wechselte Liebknecht zur Per- mutit AG in Berlin, wo er zugleich zwischen 1931 und 1935 einen Lehrauftrag an der Berliner Universität wahrnahm, ebenfalls ein Beleg für die mitunter enge Verzahnung von Industrieforschung und akademischer Welt. Wie ausgeprägt diese beiden Sphären tatsächlich aber miteinander verbunden waren, und wie sich diese Verbindung im Verlauf des 20. Jahrhunderts veränderte, ist noch weitgehend unerforscht. Dies aufzuhellen und damit eine wesentliche Signatur des 20. Jahrhunderts – die Verwissenschaftlichung weiter Lebensbereiche – transparenter zu machen, ist ein wesentliches Anliegen dieser Forschung.

Krebs: Bewegung tut gut

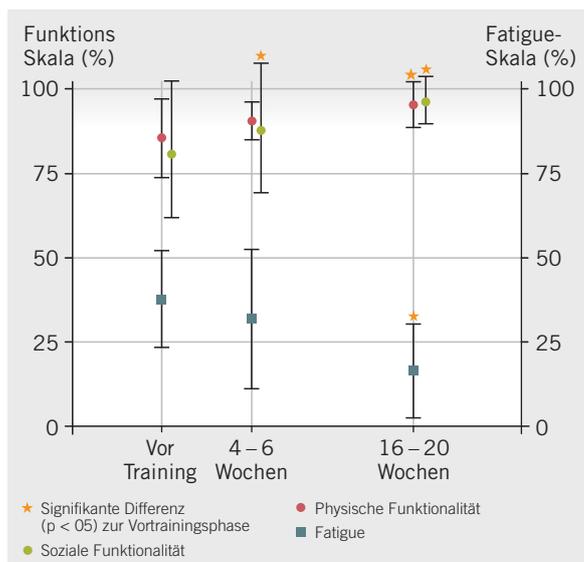
Leichter Sport fördert körperliches und psychisches Wohlbefinden

von Winfried Banzer und Elke Jäger

Jährlich erkranken etwa 425 000 Menschen in Deutschland an Krebs. Die Tendenz ist steigend: Experten gehen davon aus, dass die Zahl der Neuerkrankungen bis zum Jahr 2030 um 50 Prozent zunehmen wird. Doch zu dieser schlechten Nachricht gibt es auch eine gute: Körperliche Aktivität und Sport können das allgemeine Risiko, an bestimmten Krebsformen zu erkranken, vermindern. Dazu zählen vor allem Darmkrebs sowie der nach den Wechseljahren auftretende Brust- und Gebärmutterkrebs.^{1/1} Aber auch wer schon erkrankt ist, kann sein Wohlbefinden und Selbstvertrauen durch spezielle Bewegungsprogramme, wie sie an der Goethe-Universität entwickelt werden, steigern. Selbst die Leiden von Patienten mit fortgeschrittenen Krebserkrankungen lassen sich auf diese Weise lindern. Denn Bewegung beeinflusst nicht nur die unmittelbar tumorbedingten Symptome, sondern auch therapiebedingte Nebenwirkungen, insbesondere die der Chemotherapie.

Schon während der Therapiephase aktiv werden

Aktuelle wissenschaftliche Daten belegen, dass sich bei zahlreichen Krebsformen die physische und psychische Gesundheit der Patienten verbessern lässt, wenn sie im Anschluss an die Akutphase der Behandlung mit Bewegungstherapien beginnen. Speziell in der frühen Therapiephase verhindern klassisch strukturierte Bewegungsinterventionen bei vielen Patienten die Abnahme der Leistungsfähigkeit und verkürzen ihren Krankenhausaufenthalt.



Durch Bewegungstherapie lässt sich die soziale und physische Funktionalität von Krebspatienten nach der Akutphase der Behandlung steigern (obere Messwerte). Gleichzeitig nimmt die als Nebenwirkung der Chemotherapie auftretende Erschöpfung (Fatigue) im Laufe der Zeit durch sportliche Betätigung ab (untere Messwerte).



Die häufigste und mitunter gravierende Nebenwirkung der Chemotherapie in der palliativen Versorgung von Krebspatienten ist die multifaktorielle Erschöpfung oder »Fatigue-Syndrom«, von dem mehr als 60 Prozent der Behandelten betroffen sind.^{12/} Sport- und bewegungstherapeutische Programme scheinen dieses Syndrom besonders effektiv beeinflussen zu können, wie aktuelle Untersuchungen der Frankfurter Arbeitsgruppe »Sport und Krebs« belegen: Nach 4 und 16 Wochen zeigt sich eindrucksvoll, dass leichtes körperliches Training den Verarbeitungsprozess von Nebenwirkungen der Chemotherapie günstig zu beeinflussen vermag: Aber nicht nur die Fatigue-Symptomatik nimmt ab – auch die Ausdauerleistungsfähigkeit verbessert sich. Die Betroffenen berichten über eine Steigerung der Lebensqualität und können ihren Alltag leichter bewältigen. Nach drei Monaten lässt sich darüber hinaus eine verbesserte Anpassungsfähigkeit des Herz-Kreislauf-Systems nachweisen.^{13/}

Diese ermutigenden Beobachtungen bestätigen auch die Forschungsarbeiten anderer Autoren bei Patientinnen mit Brustkrebs oder Tumorpatienten nach einer Hochdosis-Chemotherapie.^{14/} Zusätzlich kann Bewegung in der Akutphase der Krebstherapie Patienten die Angst vor Überforderung nehmen und damit ihrer körperlichen Inaktivität vorbeugen. So wird bereits in der frühen Therapiephase einer Abnahme der Leistungsfähigkeit, möglichem Muskelschwund, psychischer Belastung und Erschöpfung effektiv entgegengesteuert.

Nach der Therapiephase: am Ball bleiben

In der onkologischen Nachsorge ist körperliche Aktivität bereits ein fester Bestandteil der Rehabilitation. Als positive Wirkungen sind hier vor allem die Verbesserungen des Allgemeinzustandes und der körperlichen Fitness hervorzuheben. Die körperliche Aus-

Bewegungstherapie während einer Krebsbehandlung lindert die Nebenwirkungen der Chemotherapie und stärkt das Selbstvertrauen der Patienten. Besonders wirkungsvoll ist Sport in einer Gruppe, weil der soziale Austausch bestärkt und über Motivationstiefs hinweghilft.

Am Anfang jeder Bewegungstherapie steht eine ausführliche Beratung. Gerade für Patienten, die sich vor ihrer Erkrankung wenig bewegt haben, ist es wichtig, mit leichten Übungen einzusteigen. Ein maßgeschneidertes Trainingsprogramm, das Therapie begleitend angepasst wird, senkt die Abbrecherquote. Empfohlen werden Trainingseinheiten mit moderater Intensität von 30 Minuten Dauer an drei Tagen pro Woche.

dauer (aerobe Kapazität) der Patienten nimmt zu, und sie fühlen sich subjektiv wohler.^{15/} In dieser Phase ist es wichtig, nachhaltig zu motivieren und eine positive Einstellung zum Sport zu etablieren, damit die Patienten auch langfristig aktiv bleiben. Dies ist umso wichtiger, als bewegungstherapeutische Maßnahmen auch das Risiko eines Rückfalls (Rezidivs) mindern. Patienten mit kolorektalem Tumor, einem bösartigen Darmtumor, weisen beispielsweise eine um 50 bis 60 Prozent niedrigere Rezidivrate beziehungsweise Mortalität im Vergleich zu inaktiven Patienten auf.^{16/}

Maßgeschneiderte Programme senken Abbrecherquote

Diese Befunde lieferten die wissenschaftliche Grundlage für zunehmende Sport- und Bewegungsangebote als unterstützende Maßnahme während und unmittelbar nach der onkologischen Behandlung. Moderates Ausdauer- und Krafttraining unter professioneller Anleitung kann Tumorkranken empfohlen werden, solange keine absoluten oder relativen Kontraindikationen vorliegen. Um dies beurteilen zu können, bedarf es einer engen Abstimmung zwischen Onkologen und Sportmedizinern. Günstig erscheinen Trainingseinheiten mit moderater Intensität von 30 Minuten Dauer an drei Tagen pro Woche. Eine sportmedizinische Eingangsuntersuchung ist unbedingt zu empfehlen, um



den Rahmen des Sportprogramms zu definieren. Das Trainieren in der Gruppe bietet sozialen Rückhalt, Anerkennung und Freude an der Bewegung.

Dennoch gibt es gerade bei längerfristig orientierten Programmen hohe Abbrecherquoten. Ersten Frankfurter Ergebnissen zufolge benötigen insbesondere onkologische Patienten, die bereits bei der Eingangsuntersuchung unterdurchschnittliche Ausdauer zeigten, kontinuierliche Unterstützung, etwa über sportmedizinische Beratungsangebote. Für sie müssen spezielle Bewegungsprogramme mit niedriger Einstiegshürde und einer als wenig belastend empfundenen Aktivität konzipiert werden. Die individuelle Bewegungs- und Sportberatung, wie sie in Frankfurt entwickelt wurde, bietet daher zusätzlich zu den strukturierten Dauerangeboten auch zeitliche und räumliche Unabhängigkeit, verbunden mit einer individualisierten Übungs- und Trainingsplanung. Im Verlauf ausführlicher Einzelberatungsgespräche erarbeiten Sportwissenschaftler gemeinsam mit den Patienten individuelle Strategien zur Steigerung der körperlichen Aktivität im Alltag und erstellen einen persönlichen Trainingsplan. Grundlage der fortlaufend aktualisierten Bewegungsempfehlungen sowie der individualisierten Gestaltung und Anpassung der Trainingspläne bilden auf der einen Seite regelmäßige sportmedizinische Eingangs- und Verlaufsuntersuchungen. Auf der anderen Seite gilt es, den Verlauf der Krebserkrankung und die aktuell notwendigen Therapieschritte zu berücksichtigen. Die Patienten empfinden die persönliche Betreuung als zusätzliche Motivationsstütze, körperlich aktiv zu bleiben. Die selbst herbeigeführte, messbare Steigerung von Leistungsfähigkeit und Lebensqualität unterstützt folglich die Motivation und Nachhaltigkeit der Aktivität.

Um ein geeignetes Trainingsprogramm aufstellen zu können, ist es wichtig, die Leistungsfähigkeit der Patienten richtig einzuschätzen. Dazu gehört auch die Erfassung der maximalen Sauerstoffaufnahme während einer körperlichen Belastung mithilfe der Spiroergometrie.



Literatur

^{11/} World Cancer Research Fund/ American Institute for Cancer Research (2007) *Food, Nutrition, Physical Activity, and the Prevention of Cancer: a Global Prospective* Washington DC: AICR.

^{12/} Iop, A., Manfredi, A. M. & Bonura, S. (2004) *Fatigue in cancer patients receiving chemotherapy: an analysis of published studies* Ann Oncol 15 (5), S. 712–720.

^{13/} Lungwitz, A., Bernhörster, M., Rosenhagen, A.,

Vogt, L., Jäger, E. & Banzer, W. (2008) *Effekte von körperlicher Aktivität unter Chemotherapie – eine Längsschnittuntersuchung* In: M. Knoll & A. Woll (Hrsg.) *Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft*, Band 174 *Sport*

und Gesundheit in der Lebensspanne (S. 350–355). Czwalina: Hamburg.

^{14/} Dimeo, F., Tilman, M. H., Bertz, H., Kanz, L., Mertelmann, R., Keul, J. (1997) *Aerobic exercise in the rehabilitation of cancer patients after*

high dose chemotherapy and autologous peripheral stem cell transplantation Cancer, 79 (9), S. 1717–1722.

^{15/} Visovsky, C. & Dvorak, C. (2005) *Exercise and cancer recovery* Online J Issues Nurs, 10 (2), S. 7.

^{16/} Meyerhardt, J. A., Giovanucci, E. L., Holmes, M. D., Chan, A. T., Chan, J. A., Col-ditz, G. A. & Fuchs, C. S. (2006) *Physical activity and survival after colorectal cancer diagnosis* J Clin Oncol 24 (22), S. 3527–3534.

^{17/} Baumann, F. T., Schüle, K., Kraut, L., Fauser, A. A. (2005) *Auswirkungen von Bewegungstherapie bei und nach Knochenmark-/Stammzelltransplantation* Deutsche Zeitschrift für Onkologie 37 (04), S. 152–158.

Drei Viertel der Teilnehmer berichten, dass sie auch nach Abschluss der persönlichen Betreuung ihr Trainingsprogramm beibehalten.

Bei der Krebsnachsorge für Kinder gewinnen neben strukturierten und offenen Bewegungsangeboten spezielle erlebnispädagogisch orientierte Maßnahmen zunehmend an Bedeutung. Erste Studien über Freizeit- und Bewegungscamps für junge Tumorkranke deuten auf eine entsprechende therapeutische Wirksamkeit dieser Ferienfreizeiten hin, die in einer eigenen Geschwisterstudie bestätigt wurde. So zeigten sowohl Geschwisterkinder als auch die jungen Patienten nach Besuch des »Waldpiraten«-Camps der Deutschen Kinderkrebsstiftung eine Steigerung des psychischen Wohlbefindens und der gesundheitsbezogenen Lebensqualität.

Sportangebote für Krebspatienten zu wenig bekannt

Die wenigsten Tumorkranke wissen über die nachweisbaren Effekte körperlicher Aktivität bei Krebs und entsprechende Bewegungsprogramme Bescheid. Eine eigene Befragung über den Wissensstand von hessischen Patienten ergab, dass nur 10 Prozent sehr gut über Nutzen und Möglichkeiten unterstützender bewegungstherapeutischer Programme informiert waren. Sportangebote waren 69 Prozent der Befragten nicht bekannt. Zwei Drittel der 317 Befragten wünschten sich mehr Informationen, insbesondere durch die behandelnden Ärzte. Auch sind die bestehenden Angebote bei einem Großteil der Patienten nicht bekannt. Über die Vorzüge körperlicher Aktivität müsste auch das medizinische Umfeld besser aufgeklärt werden. Gleichzeitig sollte die Versorgung mit Bewegungsangeboten flächendeckend ausgebaut werden.

Während in der Brustkrebsnachsorge bundesweit circa 800 Sportgruppen bestehen, fehlen adäquate Angebote für Patienten mit anderen Tumorarten oder in anderen Krankheitsstadien. Diese Lücke soll durch ein von der Wiesbadener Stiftung »Leben mit Krebs« gefördertes Projekt geschlossen werden. Die ersten Sportgruppen wurden bereits 2005 in der Onkologischen Klinik im Krankenhaus Nordwest gegründet. Seit Mai dieses Jahres existiert in der Abteilung Sportmedizin der Goethe-Universität eine von Sporttherapeuten betreute Trainingsgruppe für alle Krebspatienten unabhängig von der jeweiligen Behandlungsphase. Weitere Sportangebote sind bereits in der Planung und werden noch in diesem Jahr beginnen. Diese Sportgruppen werden von der Abteilung Sportmedizin betreut und unter anderem mit Unterstützung der Stiftung »Leben mit Krebs« evaluiert.

Risiken körperlicher Aktivität während der Krebstherapie

Zu intensives Training kann in seltenen Fällen zu Überbelastungen führen und sich in Schlafstörungen nach den Trainingstagen niederschlagen. Die Folge ist ein allgemeines Erschöpfungssyndrom mit Zunahme des Fatigue-Syndroms, das sich negativ auf die Motivation der Patienten auswirkt. In den ersten 24 Stunden nach einer Chemotherapie sollte man sich, wenn überhaupt, nur leicht körperlich betätigen.¹⁷⁾ Das Gleiche gilt derzeit für Patienten, die eine Ganzkörperbestrahlung erhalten. Demgegenüber kann während einer Chemotherapie, die aus mehreren Zyklen besteht, an den behandlungsfreien Tagen trainiert werden. Im Ver-



Neben Ausdauertraining ist auch ein leichtes Krafttraining empfehlenswert. Fortschritte lassen sich beispielsweise über die Messung der Handkraft erfassen.

lauf einer sportmedizinischen Eingangsuntersuchung, die jeder Trainingsaufnahme vorausgehen sollte, muss die Trainingsintensität an den aktuellen Zustand des Patienten und an die vorgesehenen Behandlungsschritte angepasst werden. Wettkampf- und Kontaktsport sind weniger geeignet.

Die positiven Wirkungen von Sport und Bewegung in der Prävention und Behandlung wie auch in der Rehabilitation und Nachsorge bösartiger Neubildungen sind wissenschaftlich gut belegt. Körperliche Aktivität sollte nach der Diagnosestellung »Krebs« so früh wie möglich aufgenommen werden. Der Ausbau flächendeckender Angebote und deren Vermittlung an die Patienten stehen im Mittelpunkt. ◆

Die Autoren

Prof. Dr. Dr. Winfried Banzer, 56, hat seit 1995 die Professur für Sportmedizin an der Universität Frankfurt inne. Er ist Facharzt für Allgemeinmedizin und Sportmedizin-Chirotherapie, außerdem hat er sich als Ernährungsmediziner und im Bereich der Akupunktur weiterqualifiziert. In seiner Forschung, die in über 100 Publikationen ihren Niederschlag gefunden hat, beschäftigt er sich unter anderem mit präventiver und rehabilitativer Sportmedizin, gesundem Altern sowie integrativen Ansätzen in der Sportmedizin. Prof. Banzer ist im Vorstand der Bundesvereinigung für Prävention und Gesundheitsförderung, Beauftragter des Präsidiums der Deutschen Gesellschaft für Prävention und Sportmedizin und im Beirat »Sportentwicklung« des Deutschen Olympischen Sportbunds sowie Gesundheitssportbeauftragter des Landessportbundes Hessen. Auf europäischer Ebene ist er Mitglied der »Steering committee of the European Network for the promotion of health-enhancing physical activity« (HEPA/WHO) und Mitglied der »EU Platform on Diet, Physical Activity and Health«.

Prof. Dr. Elke Jäger leitet seit 2003 als Chefärztin und Ärztliche Direktorin die Klinik für Onkologie und Hämatologie am Krankenhaus Nordwest. Darüber hinaus ist sie Direktorin des Clinical Trial Centers, das vom amerikanischen Ludwig Institute for Cancer Research am Krankenhaus Nordwest gefördert wird, und leitet das Klinisch-Immunologische Forschungslabor der Klinik. Seit 2007 ist sie Inhaberin des Lehrstuhls für Interdisziplinäre Onkologie an der Goethe-Universität. Zu ihrem Tätigkeitsspektrum gehören die Behandlung von soliden Tumoren und Erkrankungen des Blutes, die Chemotherapie, die kombinierte Chemo- und Strahlentherapie sowie die Hochdosis-Chemotherapie mit Stammzelltransplantation. Die Entwicklung von Impfungen gegen Krebs (Immuntherapie), die klinische Erprobung von sogenannten »Targeted Therapies«, die sich gezielt gegen bestimmte Merkmale auf einer Krebszelle richten, und das große Gebiet der Palliativmedizin sind ihre besonderen Schwerpunkte. Zur Verbesserung der Lebensqualität von Patienten mit fortgeschrittenen Krebserkrankungen setzt sich Prof. Jäger für die Entwicklung sportmedizinischer Begleitprogramme ein. Nach Gründung der Stiftung Leben mit Krebs 2005 konnten zahlreiche Initiativen zur Sporttherapie bei Krebserkrankungen in Frankfurt und im Rhein-Main-Gebiet umgesetzt werden. Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen in Kooperation mit dem Institut der Sportmedizin und der Klinik für Psychosomatik der Goethe Universität bestätigen die positiven Auswirkungen.

winfried.banzer@sport.uni-frankfurt.de

jaeger.elke@khnw.de

<http://www.sportmedizin.uni-frankfurt.de/index.html>

<http://www.onkologie-rheinmain.de/patientenangebote.html>

<http://www.stiftung-leben-mit-krebs.de>

Was Frankfurt ist

Über die Schwierigkeiten, sich im Europa der Metropolregionen zurechtzufinden

von **Matthias Arning**

Was man alles über Metropolen gesagt hat. Laboratorien der Moderne seien sie. Eben avantgardistisch, weil sich in diesen Städten früher zeige, was später sein werde. In ihren Räumen vermessen wir die Zeit, ist der Kulturwissenschaftler Karl Schlögl überzeugt. Die eigene Zeit, wohlgemerkt. Allein – ist Frankfurt eine Metropole?

Ist sie. Zumindest dann, wenn im Stadel Picasso neben Bacon hängt und sich die Ausstellungsmacher somit um pointierte Kontextualisierungen bemühen. Und dann, wenn informative Daten online zwischen Montpellier und Moskau den Weg über die Stadt am Main nehmen. Gerade dann, wenn Europa seinen logistischen Mittelpunkt sucht, den man Frankfurter Kreuz nennt. Vor allem aber ist die Stadt mit Einwohnerzahlen weit unter Köln und München eine Metropole, wenn sie sich ihrer Potenziale vergewissert: Die Kommune, die einzig wirkliche Global City in der Bundesrepublik, wächst in den kommenden Jahren weiter und genießt bei Bildungshungrigen einen guten Ruf; vor allem junge Familien flüchten nicht mehr auf das Land; der Zugang zum Wasser wirkt auf die Stadlandschaft; die Oper findet internationale Resonanz und der energieeffiziente Umbau der Stadt ist in vollem Gange.

Leitlinien-Suche: Von Wirtschaftsinitiativen und Denkschriften

Metropolen aber leben nicht allein von ihren Möglichkeiten. Metropolen sind vielmehr wohlüberlegt pragmatisch, so dass ihre Gestalter die nächsten zwei Jahrzehnte in den Blick nehmen, um Leitlinien jeder weiteren Entwicklung zu skizzieren. Weil dabei früher stets ganz viele Gestalter mitreden wollten, mangelte es in der Kommune nicht selten an Prioritäten.

Damit wollten der damalige Frankfurt-Chef Wilhelm Bender und Deutsche-Bank-Vorstand Her-



In der Mitte Europas – das Frankfurter Kreuz ist das Sinnbild für den Knotenpunkt Frankfurt. Wobei Knotenpunkt nicht allein auf Mobilität zielt. In Frankfurt entscheidet sich auch die Bedeutung des gesamten Ballungsraums in Europa, wenngleich die Vorstellung, Mittelpunkt und Entscheidungszentrum einer Metropolregion zu sein, sich noch nicht durchgesetzt hat.

mann-Josef Lamberti vor zwei Jahren Schluss machen. Die Zeiten augenblicklicher Schockstarre müssten endlich vorbei sein, dachten sich die beiden Protagonisten der Wirtschaftsinitiative Frankfurt/Rhein-Main. Betonung auf: Rhein-Main. Denn so würde es nicht weitergehen können, das Abwerben der Börse, die nach Eschborn zieht, galt in diesem Zusammenhang nur als Höhepunkt einer durch das Ringen um Gewerbesteuer geleiteten Entwicklung, die nicht zum Wohle des Ballungsraums ist. Die beiden Manager machten sich auf in »Themenwelten«, die PR-Leute erfunden hatten und die Hinweise auf das Gemeinsame der Stadt und der Region liefern sollten. Dann ging es um Logistik, Wissenschaft und Freizeit, alles das eben, was einen Standort für gute Leute attraktiv machen könnte.

Allein diese Arbeitsnomaden im Blick zu haben, das musste sich

auch der Stadtplaner Albert Speer anhören, als er im Februar 2009 eine Denkschrift präsentierte, die Speer selbst als Wegmarkierung für »Frankfurt 2030« verstand. Eigentlich auch bis heute versteht, wenngleich sich der international tätige Architekt besser nichts vormachen will: Noch ist es nicht so, dass städtische Behörden sich an seinem Memorandum einem Masterplan gleich orientieren würden. Ganz anders als in Köln: Dort stellt sich die Industrie- und Handelskammer hinter die Überlegungen des Frankfurter Architekten und machte der Verwaltung deutlich, dass nun etwas passieren sollte.

Speer liefert viele Hinweise auf das, was sein könnte: »Handlungsperspektiven für die Internationale Bürgerstadt Frankfurt am Main« will er skizzieren, um deutlich zu machen: Wenn sich Frankfurt in internationaler Konkurrenz behaupten will, muss die Stadt

Wohngebiete entwickeln, etwas für ihre Künstler tun, die Bedeutung des Sports nicht unterschätzen, sich zu einer Green City entwickeln und den Bildungsstandort stärken. Vor allem letzteren beiden Themen schenken Speer und auch sein Co-Autor Klaus Ring, einst Präsident der Goethe-Universität und später mit der Gründung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft betraut, große Bedeutung. Für Ring gibt es keinen Zweifel daran, was in Frankfurt mehr zusammenfinden muss: Erst wenn die Studenten, die nach ein paar Jahren die Stadt wieder verlassen, über dieses Gemeinwesen freundlich in aller Welt berichten und ihre Zeit am Main als gute Zeit darstellen, dann sei es mit der Stadt ein Stück vorangegangen.

Quartierwechsel: Die Westender und Senckenberger

Heute hat die Stadt gute Chancen, sich in Sachen Bildung zu einer richtigen europäischen Metropole zu wandeln. In diesem Zusammenhang ist die Entscheidung des Landes, »die neue Goethe« um das IG-Farben-Haus zu formieren, ein wirklicher Glücksfall. Denn nach den Erfahrungen, die Generationen von Studenten nach dem Krieg im AfE-Turm und im Juridicum machen mussten, weiß man heute: Es geht auch anders. Dabei ist der Schlusspunkt mit den beiden neuen Campi Westend und Riedberg längst nicht gesetzt: In Bockenheim ließe sich rund um das Depot nach einem Abriss der Universitätsbibliothek darüber nachdenken, ob dieses Quartier entlang der Senckenberganlage die Künste ballen sollte, Tänzer, Choreografen und Sänger nicht am besten aus verschiedenen Richtungen der Stadt Kurs auf Bockenheim nehmen sollten. Zumal die Senckenberger mit ihrem Quartier ja ebenfalls große Pläne haben: Zwischen Senckenberganlage und Gräfstraße würde ein Viertel entstehen, das allein den Paläontologen und Klimaforschern vorbehalten bliebe. Und selbstredend den Kindern, die fortan das Museum von zwei Eingängen aus erreichen könnten. Zukunftsmusik, aber keine Fantasterei.

Die Stadt selbst hat damit nicht viel zu tun. Was mit politischen Kompetenzzuweisungen zu tun hat

und deswegen nicht als Ignoranz oder Versagen zu bewerten ist. Und doch sind die Stadtplaner gefordert, wenn Bockenheim nach dem Abriss des Juridicums ein neues Entrée aus Richtung Stadt braucht, das sich gegen die Wucht behaupten kann, die die Gebäude der Kreditanstalt für Wiederaufbau jetzt bereits entlang Senckenberganlage und Bockenheimer Landstraße entfalten. Man kann das getrost eine städtebauliche Herausforderung nennen, die einen ganzen Planungsdezernenten fordern würde.

Green City – Experimentierfelder für Partizipation

Nicht anders die andere große Leitlinie, an der sich lokale Politik zu orientieren hat. Das Zauberwort heißt: Green City. Die will Frankfurt genauso werden, wie Freiburg wegen der Solarzellen-Dichte die Sun City ist. Die Stadt treibt seit Jahren den Passivhausbau voran und wagt sich jetzt daran, den Umbau der Siedlungen aus den 1970er Jahren anzugehen. Ein Vorhaben von geradezu paradigmatischer Qualität: Wenn der Umbau der Heinrich-Lübke-Siedlung gelingt, diese Formation der 1960er Jahre, dürfte sich die Republik im Frankfurter Stadtteil Praunheim ansehen, was sich für Energieeffizienz alles machen lässt. Wenngleich das Projekt nicht allein deshalb große Aufmerksamkeit verdient: Ob beim Umbau der Lübke-Siedlung oder im ebenfalls in die Jahre gekommenen Mainfeld in Niederrad, immer geht es auch darum, wie die Umbauer mit den Bewohnern umgehen und die Bewohner Gewiss-

heit schöpfen können, dass man ihre Vorstellungen nicht leichtfertig behandelt. Nach ersten Zusammenkünften der in Praunheim wie in Niederrad lebenden Bürger muss man sagen: Foren dieser Art, an denen Anwohner wie selbstverständlich mitwirken, wenn sie die Möglichkeit der Einflussnahme sehen, dürften Experimentierfelder künftiger Partizipation werden. Das dürfte in größerer wirkenden Räumen eines Europas, das nach dem Fall der Mauer sicherlich nicht übersichtlicher geworden ist, hilfreich sein.

Elastische Kräfte jenseits der kommunalen Grenzen

Es ist das Europa der Metropolregionen. Frankfurt ist keine Metropole, wohl aber der Kern einer Metropolregion. Metropolregionen sind Gebilde, die die Europäische Union entworfen hat. Früher einmal, im Zuge der Gebietsreform in Westdeutschland, dachte man über das Rhein-Main-Gebiet nach, das sich wie eine Regionalstadt zwischen Bad Homburg und Rüsselsheim entwickeln könnte. Davon ist heute keine Rede mehr, weil es nicht um die allmähliche Auflösung kommunaler Grenzen geht, sondern um vor allem ökonomisch und logistisch gefügte Räume. Erfolgreiche Ballungsräume gruppieren sich gegenwärtig um München, Stuttgart und Mannheim und bemühen sich darum, ihre Region auch mit Kultur in einen Zusammenhang zu setzen. Selbst wenn sich Eschborn jetzt an der Erweiterung des Städtels beteiligt und der über Stadtgrenzen hinaus-

In der Mitte der Stadt – junge Familien kehren Frankfurt inzwischen nicht mehr mit dem Ziel Wetterau den Rücken. Sie bleiben vielmehr in der Stadt, die mit dem Grüngürtel viel Freizeitwert zu bieten hat, und siedeln nicht selten in einem der vielen Neubaugebiete, die auf Konversionsflächen nach dem Abzug der US-Armee entstanden sind.





In der Mitte der Moderne – was in den 1970er Jahre als zeitgemäß galt, zählt heute zu den Sanierungsfällen. Siedlungen wie das nach dem früheren Bundespräsidenten Heinrich Lübke benannte Wohngebiet entlang der Ludwig-Landmann-Straße in Praunheim sollen demnächst umgebaut werden – mit dem Anspruch, ein Modellprojekt für energieeffiziente Sanierungen schaffen zu können.

weisende Kulturfonds das Projekt Expressionismus verfolgt – elastische Kräfte, die aus einem Ballungsraum eine Metropolregion machen würden, haben sich in Rhein-Main bis heute nicht ausgebildet.

Dafür wäre die Internationale Bauausstellung vielleicht ein Projekt gewesen, das sich wie ein Forum hätte nutzen lassen. Es ist gescheitert. Zumindest vorerst. Weil die Landesregierung nicht wollte, da es die Befürchtung gab, ein solches Vorhaben könnte Nordhessen zum Nachteil werden. Im Sinne eines neuen Europas, das sich im Wesentlichen als Ansammlung von Metropolregionen gruppiert, dürfte das wohl kaum gewesen sein. Aber aus der Sicht der Landesregierung ging es im Grunde um alles: Ein Europa der Regionen ist mit föderal strukturierten Republiken nur schwer zu machen. Perspektivisch aber orientiert sich der Bürger am Strom des Wirtschaftens. Da muss sich der Föderalismus dann was einfallen lassen.

Die Debatte darüber, was Frankfurt eigentlich ist, steckt in den Anfängen. Kann schon sein, dass der gegenwärtig angestrebte Paradigmenwechsel in der Integrationspolitik später einmal als Wegweisung erscheint. Schließlich könnte sich die Stadtgesellschaft von der Fokussierung darauf, woher einer kommt, abwenden, um fortan die Frage zu stellen, was einer denn eigentlich will – in dieser internationalsten Stadt der Republik. Das Panorama der Stadt ist vielfältig. Damit hat sie im Grunde schon alles, was eine richtige Metropole braucht. ♦

Der Autor

Dr. Matthias Arning, 46, studierte Politikwissenschaft in Frankfurt und Berlin. Seine Promotion über die Idee des Fortschritts bei Condorcet entstand bei Prof. Dr. Herfried Münkler an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach dem Volontariat arbeitete Arning bei der Frankfurter Rundschau als Politik-Redakteur. Anfang 2007 wechselte er ins Lokalressort Frankfurt und leitet seitdem diese Redaktion. Eine persönliche Wegweisung, die für das Berufsleben von außerordentlicher Bedeutung gewesen ist, denn das Leben des 21. Jahrhunderts ist ein Leben in Metropolen. Und so bemüht sich Arning darum, die Debatte über das Städtische anzuspornen.

m.arning@fr-online.de

Anzeige



Familie K.
Immobilien-Neubesitzer | Kunden seit 1993

**Unser Leben, unser Spielraum,
unsere Frankfurter Sparkasse**

„Ein Haus mit eigenem Garten: unbezahlbar! Aber finanzierbar. Sogar spielend, wenn man wie wir den richtigen Finanzpartner hat.“

Die Sparkassen-BauFinanzierung der Frankfurter Sparkasse bietet Raum für Ihre Wünsche.



»Die Universität – ein Nukleus für eine Belebung des kulturellen und intellektuellen Lebens der Region«

Frankfurt und seine Potenziale – Wo wird die Main-Metropole im Jahre 2030 stehen?

? Wie kommt es, dass Frankfurt immer noch das Image anhängt, eine raue Wirtschaftsmetropole zu sein? Herr Professor Speer, was macht Frankfurt falsch?

Speer: Es gelingt uns nicht, die Stärken Frankfurts wirklich zu zeigen. Die Stadt ist auch eine Kultur- und Wissenschaftsmetropole.

? Warum tut sich Frankfurt schwer, die Potenziale der Goethe-Universität richtig wahrzunehmen, wie Sie, Herr Professor Ring, es feststellen?

Ring: Historisch ist das überraschend. Denn die Goethe-Universität wurde ja von Bürgern gegründet. Mit der Gründung der Universität 1914 wurde ein bedeutender Standortfaktor geschaffen. An der Spitze der Bewegung standen zwei Personen: Oberbürgermeister Adickes und Wilhelm Merton, ein ungewöhnlich aufgeschlossener und kreativer Unternehmer; dazu kamen Bildungsbürger aus der Stadt, auch und gerade aus der jüdischen Bevölkerung. Der Grundgedanke war: Wir brauchen einen neuen Geist in dieser Stadt, und diesen neuen Geist können wir am besten schaffen durch eine Universität. Im Zuge späterer Entwicklungen haben sich die Stadt, die Kommunalpolitik und im Übrigen auch viele der Bürger von der Wissenschaft entfernt. Ihre Komplexität ließ sich immer schwerer vermitteln. Dazu kam der Krieg, die Vertreibung auch der vielen jüdischen Lehrer hier, die der Universität ein Gepräge gegeben hatten. Schließlich hat auch die 68er-Entwicklung zur Entfremdung zwischen Bürgerschaft, Politik und Universität beigetragen. Umso wichtiger ist es, dass man begonnen hat, diese Entfremdung zu überwinden.

? Die Goethe-Uni befindet sich derzeit im größten Wandlungsprozess ihrer Geschichte. Herr Prof. Müller-Esterl, was kann sie Stadt und Region geben, was diese noch nicht haben?

Müller-Esterl: Herr Ring hat ja eben schon den historischen Hintergrund beleuchtet. Es gab einen Graben zwischen der Stadt und ihrer Universität – ausgehoben von beiden Seiten. Es ist in den letzten Jahren zunehmend gelungen, diesen Graben zu schließen. Ich erfahre in vielen Begegnungen und Gesprächen, dass Frankfurt und die Region Rhein-Main zunehmend auch als Wissenschaftsstandort wahrgenommen wird. Es gibt ja nicht nur die Goethe-Universität. Um uns herum liegt ja eine große Zahl von Universitäten, mehr als in Berlin. Als eine der forschungstärksten Universitäten Deutschlands verstehen wir uns als intellektuelles Zentrum der Region, und dazu gehören auch die außeruniversitären Institute – Leibniz, Max-Planck, Helmholtz. Diese Konzentration von Wissenschaftseinrichtungen um die Goethe-Universität herum wird das Image von Stadt und Region künftig mitprägen und sollte in öffentlichen Darstellungen auch offensiv beworben werden.

? Tut die Goethe-Universität bereits genug, um dem Anspruch eines intellektuellen Zentrums für die Region gerecht zu werden?

Speer: Ich sehe, dass vonseiten der Goethe-Universität in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen werden, mehr in der Öffentlichkeit präsent zu sein und die Bürger mit einzubeziehen. Für entscheidend halte ich den Campus-Neubau im Westend. Die Goethe-Universität erhält einen Campus, der seinesgleichen sucht –



einzigartig in Deutschland. Aus der Universitätsentwicklung ergeben sich auch für Frankfurt zwei Riesenchancen. Die Goethe-Universität stärkt das Image von Stadt und Region, indem sie offensiv sagt: Wir werden eine neue Universität. Und das Zweite ist: Auf dem frei werdenden Bockenheimer Areal besteht – zehn Minuten vom Hauptbahnhof entfernt – die Chance, ein Stück nachhaltige Innenstadt zu entwickeln mit Wohnen, Arbeiten und Freizeit.

? In der Studie »Frankfurt für alle« haben Sie, Herr Professor Ring, und Herr Dr. Kaehlbrandt sich auch Gedanken gemacht über die Rolle der Goethe-Universität als Bürgeruniversität. Welche Möglichkeiten sehen Sie hier für die weitere Entwicklung?

Ring: Das Fantastische ist doch, dass historisch betrachtet Frankfurt für einen neuen Typus einer modernen Universität steht, die in besonderer Weise mit ihrer Stadt und ihrem Bürgertum verbunden ist. Die Frankfurter Universität ist von ihrer Gründung her eine Einrichtung der Bürger. Auch wenn diese Stellung im Verlauf der letzten

Im Gespräch: Prof. Albert Speer, Dr. Olaf Kaltenborn, Prof. Klaus Ring und Prof. Werner Müller-Esterl.



Prof. Dr. Albert Speer, 75, gilt international als einer der renommiertesten Stadtplaner und Architekten. Nach seinen Plänen wurden nicht nur in Frankfurt eindrucksvolle Gebäude errichtet und städtebauliche Entwicklungen vorangetrieben; besonders aktiv war er mit seinen mehr als 100 Mitarbeitern in den vergangenen Jahren neben Projekten in anderen deutschen Großstädten auch in Saudi-Arabien und China. 2003 erhielt Speer, der bis zu seiner Emeritierung auch eine Professur an der Technischen Universität Kaiserslautern innehatte, die Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt – mit der Begründung, sein »Einfluss auf die städtebauliche Entwicklung Frankfurts kann nicht hoch genug eingeschätzt werden«. Es sei ihm zu verdanken, dass die Stadt eine neue Identität gefunden habe.

Jahrzehnte etwas verloren gegangen ist, so kann sie meines Erachtens wiederbelebt werden. Ich glaube, in den Bürgerschaften der Städte, aber ganz besonders in Frankfurt mit seiner Weltoffenheit und der großen pragmatischen Erfahrung, gibt es sehr viel zu entdecken an Kompetenzen, die in der Bürgerschaft angelegt sind. Darüber ist nie groß gesprochen worden. In Frankfurt schaut man immer lieber nach außen als nach innen. Unsere Denkschrift »Frankfurt für alle« entwickelt Grundsätze einer modernen Stadtentwicklung – auch vor dem Hintergrund eines globalen Wettbewerbs um die besten Köpfe. Eine bedeutende, attraktive Universität ist dabei unverzichtbar – als geistiges, als kreatives, als intellektuelles Zentrum von Stadt und Region. Wer sonst sollte diese Aufgaben übernehmen?

Müller-Esterl: Ich möchte einen Gedanken von Herrn Speer aufgreifen, der den Vorzeigecharakter der Campusareale hervorhob. Wir setzen hier nicht nur mit dem Campus Westend, sondern auch auf dem Riedberg städtebauliche Akzente mit großer Reichweite für die gesamte Stadtentwicklung.

Aber das ist ja nicht alles. Die Universität Frankfurt genießt als Stiftungsuniversität inzwischen eine Art Vorbildcharakter in der Region, im Land Hessen, aber auch bundesweit. Die Entwicklung unseres Modells wird genau beobachtet. Wo immer ich auch hinkomme, sprechen mich die Menschen darauf an. Auch das ist eine neue Qualität, die es früher so nicht gab. Wir haben also in zweierlei Hinsicht Modellcharakter, der vorbildlich sein kann auch für alle Hochschulentwicklungen in Deutschland.

Speer: Da möchte ich kurz einhaken. Es ist ja so, dass Frankfurt die einzige Universität in Deutschland ist, die sich in diesem Umfang baulich völlig neu aufstellt. Aber draußen weiß das kaum einer. Wir bauen hier eine riesige neue Universität mit hoher Qualität, und auf den internationalen Messen in Cannes oder in München präsentiert die Stadt nicht mal ein Modell davon. Warum? Weil die Stadt Frankfurt sagt, das bauen ja nicht wir, das baut das Land. Und das Land sagt, wir sind ja auf diesen Messen gar nicht vertreten, also können wir auch nichts präsentieren. Was mich ärgert, ist dieses klein karierte Kompetenzgerangel.

Müller-Esterl: Da möchte ich nicht widersprechen. Die Goethe-Universität selbst unternimmt jedoch inzwischen erhebliche Anstrengungen, die Qualität ihres Campus öffentlich zu machen, wenn Sie zum Beispiel an den Beitrag von Dieter Bartetzko vor einiger Zeit im bundesweiten Feuilleton der FAZ denken. Das war ja schon fast eine Hymne auf die Westend-Campus-Architektur.

Ring: Die Rückkehr zur Stiftungsuniversität ist in ihrer symbolischen Bedeutung gar nicht hoch genug einzuschätzen. Viele haben noch gar nicht begriffen, was für Chancen daraus entstehen können. Nehmen sie die rund 50 Stiftungsprofessuren. Die spiegeln direkt die Einschätzung der Entwicklung einzelner Fächer wider. Stifter investieren nicht in Entwicklungen von vorgestern, sondern wollen die Entwicklung der Universität dort fördern, wo Innovationen am wahrscheinlichsten

und nötigsten sind. Eine solche Entwicklung ist in einer Stiftungsuniversität viel besser zu handhaben als in einer Universität traditioneller Struktur. Als in meiner Amtszeit Bruno Schubert der Universität eine Stiftungsprofessur für Umweltforschung stiftete, habe ich eineinhalb Jahre gebraucht, um dem Ministerpräsidenten die Zustimmung abzurufen. Aber sie war ihm sehr schwer gefallen.

Müller-Esterl: Die Zeiten haben sich grundlegend gewandelt.

Speer: Genau, sie haben sich grundlegend gewandelt. Diese Universität hat mit der Qualität der Architektur hier im Westend nicht nur interessante Gebäude geschaffen, sondern sie zeigt Studierenden wie Lehrenden Tag für Tag, wie schön es sein kann, sich in einer Universität aufzuhalten. Früher versuchte man, so schnell wie möglich wieder aus Frankfurt wegzukommen ...

? ... Herr Professor Ring, Sie haben es, glaube ich, nur ein Jahr ausgehalten in Frankfurt, oder ...?

Ring: ... als Student – nach einem Semester bin ich wieder weg. Ich wollte nie mehr nach Frankfurt. Jetzt endlich ist die Goethe-Universität ein Ort geworden, der zeigt: Es lohnt sich, in Frankfurt zu sein und zu bleiben. Für Frankfurt muss gelten: Die 50 000 Studierenden sind in der Stadt willkommen! Das sind Bürger, und als Bürger kommen sie an die Hochschulen, um hier die nötigen Qualifikationen für ihr Berufsleben zu erwerben, aber auch, um hier zu leben. Sie kommen als Suchende, als Kundschafter, als Scouts, und sie gehen als Botschafter, als Botschafter für die Universität, für die einzelnen Institute, für die Stadt. Als Botschafter gehen sie mit guten oder mit schlechten Erfahrungen. Die schlechten Botschaften gehen durch das Internet und die Globalität der Wissenschaft im Nu um den ganzen Erdball. Sie lassen sich dann nicht mehr korrigieren. Die Stadt aber braucht positive Botschaften.

? Herr Professor Müller-Esterl, glauben Sie, dass die Goethe-Universität dort fördern, wo Innovationen am wahrscheinlichsten



Prof. Dr. Werner Müller-Esterl, 61, leitet die Goethe-Universität seit Januar 2009; im Oktober 2008 wurde er als Präsident der Stiftungsuniversität zum Nachfolger von Prof. Dr. Rudolf Steinberg gewählt. Die stärkere Vernetzung der Universität mit den Forschungseinrichtungen im Rhein-Main-Gebiet hat er sich ebenso zum Ziel gesetzt wie Intensivierung der vielfältigen Angebote für die Bürger der Stadt Frankfurt und der Region. Seit 1999 lehrt er Biochemie an der Universität Frankfurt. 1999 wechselte der Biochemiker und Mediziner von Mainz nach Frankfurt: Er wurde Direktor des Instituts für Biochemie II und des Gustav-Emden-Zentrums für Biologische Chemie am Fachbereich Medizin. Wissenschaftlich beschäftigt er sich mit den molekularen Mechanismen, die das kardiovaskuläre System steuern. Bis zur Übernahme des Präsidentenamtes war er Sprecher des Frankfurter Exzellenz-Clusters »Makromolekulare Komplexe«.

eines neuen kommunalen bürgerschaftlichen Bewusstseins bilden könnte?

Müller-Esterl: Das ist vielleicht ein bisschen hoch gegriffen. Aber ich kann mir durchaus eine stärkere Interaktion zwischen Bürgerschaft und Wissenschaft vorstellen. Dabei denke ich zum Beispiel auch an die Rolle, die einige unsere Wirtschaftswissenschaftler in der Finanzkrise als Politikberater spielen. Herr Krahn, Herr Wieland, Herr Issing sind ja Experten, die wirklich gefragt sind. Denken Sie bitte auch an unsere Verknüpfung mit den städtischen Institutionen, Städel, Haus am Dom, Freies Hochstift, Zoo, Senckenberg. Denken Sie an Herrn Mosbrugger, der als Direktor des Senckenberg Museums gleichzeitig ein hervorragender Wissenschaftler ist, der sich an unserer Universität in der Leitung einer Graduiertenschule engagiert. Denken Sie an das neu gewonnene Habermas-Archiv und die künftige wissenschaftliche Kooperation mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach. Damit zeigen wir nach innen wie nach außen, dass wir diesen Kontakt, diese Einbindung städtischer, kultureller Institutionen wünschen. Umgekehrt werden diese Wünsche auch von außen an uns herangetragen. In diesem Sinne kann die Universität tatsächlich einen Nukleus bilden für eine Belebung des kulturellen und intellektuellen Lebens der Region.

? Wie gelingt es noch besser, die Bevölkerung für das Thema Wissenschaft zu begeistern?

Ring: Wir brauchen neue Vermittlungsformen. Wissenschaft muss auf die Menschen zugehen. Nehmen Sie zum Beispiel das Senckenberg Museum, das mit großem Erfolg naturwissenschaftliche Ausstellungen organisiert. Ich komme hier sonntags öfter vorbei. Da stehen oft ganz lange Schlangen, Familien, die dort hinein wollen. Dabei sollte es aber nicht bleiben. Für die Bevölkerung »erlebbar« Wissenschaft muss noch in anderer Weise vermittelt werden, bis hinein in die realen Lebenswelten, zum Beispiel die moderne Medizin. Erprobte Vorbilder gibt es. Das sind die Science Center. Für die Goethe-Universität wäre ein solches Science Center eine große Chance.

Speer: Ja, das halte ich auch für ganz wichtig.

Ring: Es braucht aber noch mehr. Durch den Zustrom qualifizierter Menschen, häufig und immer mehr aus dem Ausland, entstehen hohe Bildungs- und Kulturansprüche, vor allem hinsichtlich der Ausbildung der Kinder. Diese hohen Anforderungen müssen befriedigt werden, dazu braucht es ein differenziertes System an Angeboten, so dass die Menschen in Frankfurt auch gerne bleiben.

Speer: Deshalb haben wir in »Frankfurt für alle« versucht, das gemeinsam zusammenzufassen und der Politik an die Hand zu geben. Jetzt müssen alle darauf drängen, dass die Politik auch etwas daraus macht.

Müller-Esterl: Ich möchte nochmal an die Worte von Herrn Ring anknüpfen. Ich finde, dass Frankfurt beispielsweise mit dem Museumsufer eine hervorragende Präsentation seiner kulturellen Schätze bietet. Das Senckenberg Museum ist das bekannteste naturkundliche Museum Deutschlands – auch dank seiner außerordentlich gut besuch-



Prof. Dr. Klaus Ring, 75, ist Vorsitzender des Stiftungsrats der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt. Deren Gründung im Jahre 2005 und Zielsetzung, Frankfurt zu einem Modell für eine moderne, bürgernahe Stadtgesellschaft zu entwickeln, sind maßgeblich seinem Engagement zu verdanken. Von 1986 bis 1994 war Ring Präsident der Goethe-Universität, von 1971 bis zu seiner Wahl zum Präsidenten der größten hessischen Hochschule hatte er die Professur für Mikrobiologische Chemie im Fachbereich Medizin der Universität Frankfurt inne. Ob als Hochschullehrer, Universitätspräsident, Geschäftsführer und wissenschaftlicher Direktor der Stiftung Lesen (1994–2005) oder nun als »Senior-Chef« der Polytechnischen Stiftung – immer gilt sein besonderes Augenmerk jungen Menschen und der Entwicklung ihrer Fähigkeiten.

ten Sonderausstellungen. Alles das sind sehr gute Entwicklungen. Aber etwas fehlt noch, nämlich ein Science Museum. Wir sind gerne bereit, über ein solches Museum auf unserem Campus Riedberg konkret nachzudenken. Ein Museum neuen Typs könnte entstehen. Eines, das die Transmission bietet zu Themen unserer aktuellen Forschung. Es wäre ein dynamisches Museum und damit eine Art Gegenstück zu einem Deutschen Museum, das im Wesentlichen statisch ist. Und noch ein anderer Punkt ist mir wichtig mit Blick auf das Image Frankfurts. Das ist die Wirkung herausragender internationaler Berufungen für den gesamten Standort. Als Universität gelingt es uns zunehmend, herausragende Forscher aus dem Ausland anzuziehen, zum Teil von äußerst renommierten Einrichtungen wie der London School of Economics oder Harvard. Diese Menschen beleben und befruchten Frankfurt enorm. Sie sind der geistige Humus für wirkliche Internationalität.



Dr. Olaf Kaltenborn, 44, absolvierte 1992 bis 1993 im Rahmen seines Journalistikstudiums an der Universität Dortmund ein Volontariat bei der Berliner Zeitung, 2000 promovierte er an der Universität Essen. Von 1997 bis 2003 schrieb er als Autor für die Süddeutsche Zeitung und die Neue Zürcher Zeitung. 2001 bis 2003 war er PR-Berater des Präsidenten der Universität Witten/Herdecke (UWH), außerdem Gründungsmitglied des Masterstudienganges »Architektur und Medienmanagement« an der Fachhochschule Bochum. 2001 gründete er das Wissenschaftsmagazin »Transfer – Wissenschaft im Ruhrgebiet«. Von 2003 bis 2006 leitete er die Abteilung Kommunikation der UWH und war Mitglied der erweiterten Universitätsleitung. Seit 2006 ist er Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation der Goethe-Universität.

? Was macht denn eigentlich das Reizklima an der Goethe-Universität aus? Wie kommt es zu diesem neuen Magnetismus?

Müller-Esterl: Es herrscht echte Aufbruchsstimmung. Wir haben natürlich enorm profitiert durch die drei Exzellenzcluster, eines davon zusammen mit der Universität Gießen. Diese Aufbruchsstimmung ergreift mit dem Exzellenzcluster »Normative Ordnungen« auch die Geistes- und Sozialwissenschaften. Allein hier ist es binnen Jahresfrist gelungen, neun neue Professoren zu berufen, alle vom ersten Listenplatz. Das bedeutet: Es ist uns neun Mal gelungen, die Besten zu gewinnen und an Frankfurt zu binden. Solche Signale brauchen wir!

? Man hat den Eindruck, dass wichtige Prozesse in Frankfurt nicht selten parallel aneinander vorbeilaufen. Herr Professor Speer, was läuft hier aus Ihrer Sicht schief?

Speer: Die Verwaltungstradition einer Kommune wie Frankfurt ist nicht vorbereitet auf die neuen Herausforderungen, die durch Internationalisierung und Globalisierung auf sie zukommen. Dafür gibt es viele Gründe. Ich will nur einige nennen: Parteienstruktur und starre Zuständigkeiten in Dezernaten, die nicht genügend über den Tellerrand schauen und Dinge miteinander abstimmen und koordinieren. Und natürlich gibt es immer wieder Eifersüchteleien. Das ist gewiss nicht nur ein Frankfurter Problem, es gibt bisher wenige Städte in Deutschland, die über ein ordentliches Stadtmanagement verfügen, wie das international üblich ist. Eine davon ist München und die andere Hamburg. Aber Hamburg ist Stadt-Staat in einer anderen Situation, kann selber Gesetze erlassen und ganz anders reagieren.

? Was wird denn dort besser gemacht?

Speer: Alles. Es ist einfach eine andere Verwaltungstradition. Frankfurt, das habe ich schon öfters gesagt, war immer eine Krämerstadt und damit im Denken relativ klein kariert. In der Politik ist das in den letzten Jahren noch schlimmer geworden, was unter

anderem dazu führt, dass sich immer weniger Menschen in der Kommunalpolitik engagieren. Die wollen nicht jeden Abend in irgendwelchen Ausschüssen sitzen. Was man also wirklich besser machen kann, ist, dass man die Dinge besser strukturiert und koordiniert.

? Entspricht das auch Ihren Erfahrungen mit Frankfurt, Herr Professor Ring?

Ring: Ich würde nicht ganz so weit gehen wie Herr Speer. Frankfurt war lange freie Reichsstadt, war Stadt der Kaiserkrönungen, hat stets internationale Gäste beherbergt; die Messe hat Traditionen geschaffen bis weit ins Mittelalter zurück. Die Stadt war insofern immer fast schon zu Gastfreundschaft verurteilt. Nach dem Krieg hat sie relativ schnell daran anknüpfen können: Denken Sie an die Buchmesse, die Internationale Automobilausstellung, den Friedenspreis in der Paulskirche, den Flughafen. Das sind schon Highlights, die Millionen von Menschen aus der ganzen Welt anziehen. Demgegenüber muss das Thema »Forschung und Lehre in Frankfurt« noch mehr Beachtung finden. Dazu gibt es Ansätze. Denken Sie an den Paul-Ehrlich- und Ludwig-Darmstädter-Preis. Das ist so eine Art kleiner Nobelpreis.

Müller-Esterl: Prä-Nobelpreis!

Ring: Ja, ja. Prä-Nobelpreis. Nicht wenige Preisträger haben später tatsächlich den Nobelpreis bekommen. Und der Stiftungsrat der Paul-Ehrlich-Stiftung ist mit Persönlichkeiten besetzt, die aus der ganzen Welt kommen. Dem entspricht leider nicht immer die Präsenz der politischen Spitzen bei den Verleihungsfeiern.

? Meine Herren, bitte noch eine Abschlussrunde. Im Titel der Denkschrift »Frankfurt für alle« findet sich das magische Datum 2030. Wo sehen Sie Frankfurt 2030?

Speer: An der Weltspitze (lacht). Im Ernst, das kann keiner sagen. Aber wir werden uns gegen eine deutlich stärkere internationale Konkurrenz zu behaupten haben.

Müller-Esterl: Ich glaube, dass die Goethe-Universität sich bis dahin als Spitzenuniversität etabliert hat. Und die Erträge unseres Stiftungskapitals tragen substanziell zur Finanzierung bei. Sicher werden sich bis dahin auch Inhalte und Schwerpunkte weiter gewandelt haben. Ich setze auch auf intensive Kooperation mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen, von denen sich sicher noch mehr auf dem Campus Riedberg ansiedeln werden. Daraus werden interessante Kooperationsmodelle entstehen. Und ich hoffe sehr auch auf Neugründungen im Bereich Pharmaforschung. Frankfurt könnte seine Bedeutung als ehemalige Apotheke der Welt wieder ein Stück zurückerobern.

Ring: Aufgrund der demografischen Entwicklung wird die Goethe-Universität 2030 viel mehr internationale Studierende anziehen müssen als heute. Wir brauchen sie, um diese große Universität auch wirklich füllen zu können mit sehr guten, kreativen Talenten – in allen Fächern. Frankfurt hat eine große Tradition; in den Naturwissenschaften, ebenso aber in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Das ist für Studierende ja nicht ohne Reiz. Für eine Stadtgesellschaft auch nicht. Wissenschaft bringt immer wieder intellektuelle »Störenfriede«. Das mag zwar gelegentlich ärgern: Aber es ist gerade das, was wir auch in Zukunft brauchen ...

Müller-Esterl: ... gleichsam als Salz in der Suppe ...

Ring: ... ja, so ist es!

Speer: Ich möchte noch eine Kleinigkeit ergänzen, von der ich glaube, dass sie ganz wichtig ist. Auch im Jahre 2030 wird Frankfurt eine kleine Stadt sein, im Weltmaßstab, und das ist der große Vorteil, Überschaubarkeit, Nähe, die Stadt wird in dieser Größenordnung und nicht mehr nach außen wachsen, und darin liegt eine der großen Stärken auch in der internationalen Konkurrenz. Dass wir eben kein Moloch werden.

! Meine Herren, ich danke Ihnen für das Gespräch. ◆



Blick durch die Mitte: Aus dem Hörsaalzentrum auf Poelzig's Stadtkrone und die Frankfurter Skyline.

Eine Campus-Universität mit urbanen Qualitäten

Anmerkungen zum städtebaulichen Masterplan – Die Ergänzung auf das Poelzig-Ensemble

Die Erweiterung des Campus Westend erschien mir von Anfang an als eine außergewöhnlich reizvolle Aufgabe. Das denkmalgeschützte Poelzig-Ensemble, in das die geisteswissenschaftlichen Institute bereits 2001 einzogen, bot mit seinem Genius Loci, der Qualität der Gartenanlage und der Architektur selbst eine einzigartige Inspirationsquelle. In meinem städtebaulichen Masterplan, der 2002 in einem internationalen Wettbewerb unter fast 200 Entwürfen ausgewählt wurde, finden sich die Freiraumqualitäten in einem Park wieder, in dem die neuen Universitätsgebäude so angeordnet werden, dass sie als städtebauliche Struktur auf das Poelzig-Ensemble antworten. Architektur und städtebauliche Figur schaffen einen besonderen Ort, der der Goethe-Universität eine räumliche und bauliche Identität verleiht.

In Ergänzung zu dem vorhandenen IG-Farben-Haus entstehen auf

dem 39 Hektar großen Areal zahlreiche weitere Gebäude für die Universität: Insgesamt werden in den kommenden Jahren über den bereits realisierten ersten Bauabschnitt hinaus Neubauten – Instituts- und Verwaltungsgebäude, Bibliotheken, studentisches Wohnen, Hörsäle, Mensa – mit 300 000 Quadratmeter Fläche für circa 25 000 Studierende geschaffen.

Das Konzept des zentralen Bandes und seine Anbindung an den städtischen Raum

Der Ausbau dieses Universitätsstandortes bietet die Möglichkeit, die Institute auf einem parkartigen Gelände um eine zentrale Mitte – einen Campus – anzuordnen. In dessen Mitte befindet sich in Verlängerung des Casinos ein urbanes Band mit den zentralen Einrichtungen, dem Hörsaalzentrum und der Mensa. Die neuen Institutsgebäude liegen am Rand und bilden im Norden und Osten eine Kante zur

von
Ferdinand Heide



Urbane Qualitäten inmitten eines Parks: Der Campus Westend der Goethe-Universität.

Freiraum in der zentralen Mitte: Der großzügige Campusplatz zwischen Hörsaalzentrum und Mensa.

folgen den seitlichen Fluchtlinien des IG-Farben-Hochhauses und treffen sich in einem imaginären Punkt. An diesem imaginären Ort – der Mitte des gesamten Areals – befinden sich die zentralen Funktionen Hörsaalgebäude und Campusplatz. Das Konzept des zentralen Bandes lehnt sich an die Planung von Poelzig und seinem Landschaftsarchitekten Mattern an, in der schon Achsialität und parallele Weiterentwicklung vorgedacht waren. Die Parkgestaltung folgt dem Leitbild eines Landschaftsgartens: Baumgruppen aus bestehenden und neu angepflanzten Bäumen auf



Stadt. Auch der Grüneburgpark – als angrenzende öffentliche Parkanlage – wird durch die Gestaltung der Freiflächen und das neue Wegenetz in den Campus Westend einbezogen und fortgeschrieben.

In meinem städtebaulichen Entwurf behält das IG-Farben-Hochhaus in der Komposition der Baukörper seine zentrale Bedeutung: Die denkmalgeschützte, achsiale Freianlage, in deren Mitte sich das Casino befindet, wird über zwei »Grünspangen« und über das zentrale Band nach Norden fortgesetzt. Dabei bleibt das IG-Farben-Hochhaus auch in der Höhenentwicklung die Dominante und Stadtkrone im Sinn seines Architekten Hans Poelzig. Architektur und Struktur der Gebäude sind geprägt von der Idee der Hochschule als Ort der Kommunikation und des Austausches. Die klare, städtebauliche Ordnung schafft einen Campus mit integrativer und ganzheitlicher Qualität. Alle Institutsgebäude haben eine einheitliche Höhe. Klare Baukörper, die in ei-



Klare Baukörper im spannungsvollen Verhältnis: Das Gebäude der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften und ein Ausschnitt des Hörsaalzentrums.

nem spannungsvollen Verhältnis zueinander stehen, erzeugen Urbanität und Dichte. Neue Mensa und Hörsaalgebäude sind an einem Platz gelegen, der als Pendant zum zentralen Wasserbecken der unteren Ebene die neue Mitte des oberen Plateaus darstellt.

Die Freiflächengestaltung orientiert sich an der historischen Anlage: Die Wege der vorhandenen Gartenanlage in Nord-Süd-Richtung

weiträumigen Rasenflächen gliedern den Raum und ermöglichen Blickbeziehungen.

Das Universitätsgelände wird von der Stadtseite und vom Park, begrenzt von den Institutsgebäuden, an wenigen, aber prägnanten Stellen erschlossen. Nur zum Grüneburgpark wird zwischen den Bauten eine großzügige Öffnung geschaffen: Die stark ansteigende Topografie wird genutzt, um einen

terrassenförmig zum Park abfallenden Garten auszubilden. Die Erschließung des Campus, das neue Wegenetz sowie die großzügigen Eingangsbereiche im Norden und Süden verflechten den Hochschulcampus mit der Stadt. Die neue Zentralbibliothek, deren Bau zum 100-jährigen Bestehen der Universität 2014 abgeschlossen sein soll, bildet mit den Kunst- und Erziehungswissenschaften den nördlichen Stadt- und Universitätseingang.

**Die Ensemble-Idee:
Im Dialog mit dem Poelzig-Bau**

Die bereits realisierten fünf Gebäude des ersten Bauabschnittes zeigen die Ensemble-Idee: Dem städtebaulichen Konzept gemäß stehen sie in einem räumlichen Spannungsverhältnis zueinander und in einem Dialog zu den Bauten Poelzigs. Es entsteht eine Campus-Universität mit urbanen Qualitäten und Dimensionen. Die Entwürfe der einzelnen Häuser tragen die individuellen Handschriften ihrer jeweiligen Architekten, respektieren aber konsequent das städtebauliche Leitbild und die schon im städtebaulichen Entwurf formulierte Vorstellung von steinernen Gebäuden, die sich in ihrer Materialität und Farbigkeit auf den goldgelben Travertin des Poelzig-Baus beziehen.

So bilden die Gebäude der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften (Architekten Müller-Reimann) den Übergang zwischen Campus und Grüneburgpark. Auf einem ausladenden, zweigeschossigen Sockelbaukörper sind zwei

kompakte dreigeschossige Volumen aufgesattelt, in denen jeweils ein Fachbereich untergebracht ist. Wie schon im städtebaulichen Rahmenplan vorgesehen, befindet sich im gemeinsamen Sockel die Fachbereichsbibliothek. Das House of Finance (Architekten Kleihues + Kleihues) wendet sich gleichermaßen dem Poelzig-Bau, der Skylinie, dem Campus und dem Grüneburgpark zu. Kernstück ist eine großzügige Halle als Zentrum des neuen Instituts. In seiner Architektursprache orientiert sich das Gebäude stark an den Bauten Poelzigs: Fassade und Baukörper sind klassisch gegliedert und von klarer Ordnung. Die Studentenwohnheime (Architekten Karl und Probst) sind für das Leben auf dem Campus von ganz wesentlicher Bedeutung. In 400 Apartments wohnen in insgesamt sieben Einzelhäusern, die auf einem gemeinsamen Sockel angeordnet sind, die Studierenden im Zentrum des Campus.

**Wie Skulpturen im Park –
Hörsaalzentrum und Mensa**

Bei Hörsaalzentrum und Mensa (Architekt Ferdinand Heide) wurde – wie schon im städtebaulichen Entwurf intendiert – auch im Realisierungswettbewerb das Konzept von aufeinander abgestimmten, aber eigenständigen Häusern weiterverfolgt. Es sind kraftvolle Baukörper, die in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander im Park platziert werden. Jedes Haus ist wie eine Skulptur im Park – ein monolithischer Körper, aus dem zur Akzentuierung Volumen herausgeschnitten werden. Dadurch

erhalten die Häuser eine deutliche Ausrichtung, Form und Struktur. Hörsaalgebäude und Mensa verstecken sich in diesem Ensemble als analog gestaltete Bauten, die sich am Universitätsplatz gegenüberstehen.

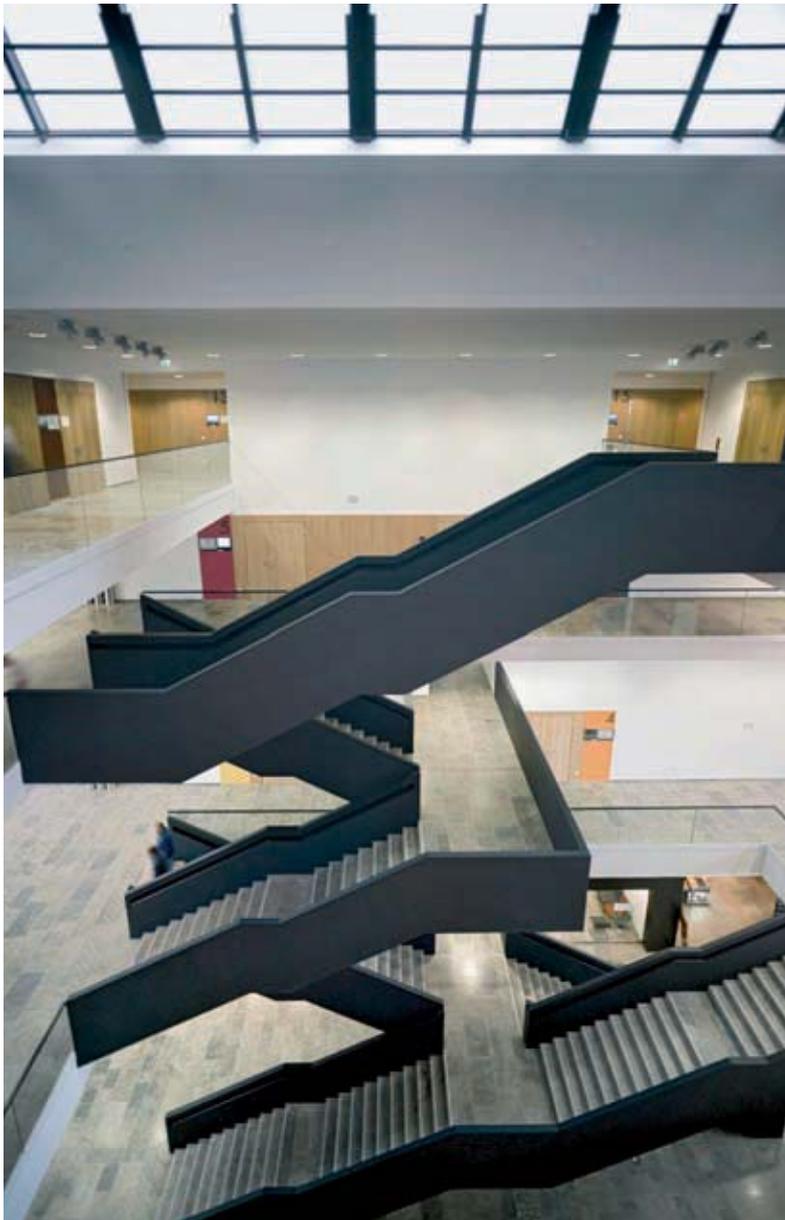
Die Architektur dieser Häuser folgt einer zentralen Idee. Sie reagiert konzeptionell auf die Architektur Poelzigs, aber in einer eigenen, zeitgemäßen Interpretation: Große verglaste Öffnungen, die Innen und Außen miteinander verzahnen, stehen im Wechsel mit ruhigen geschlossenen Flächen. Bedeutende Funktionen wie Foyer, Hörsäle oder Speisesaal zeichnen sich durch besondere Öffnungen nach außen ab und erzeugen ein wechselvolles Spiel in den Fassaden. Flächen, Volumen und Einschnitte bilden eine Komposition. Sie wird unterstützt durch den verwendeten toskanischen Travertin, der den äußeren Hüllflächen eine lebendige, stark strukturierte Oberfläche verleiht und den nach innen führenden tiefen Laibungen der Öffnungen eine scharfkantige Kontur gibt.

**Offenheit und Transparenz:
Hörsaalzentrum verkörpert
die Idee der Universität**

Galt bei der städtebaulichen Planung besonderes Augenmerk den Räumen zwischen den Häusern, haben wir in der Realisierungsphase der einzelnen Gebäude an der Verzahnung der Innenräume mit dem Außenraum gearbeitet. So haben das Foyer und alle Säle des Hörsaalzentrums Tageslicht und eine Beziehung zum Park be-

Lichtell: Das Audimax mit 1200 Sitzplätzen – wie alle anderen 15 Hörsäle mit Tageslicht.





Wie Kunst am Bau: Die Treppenkonstruktion im Hörsaalzentrum.

ziehungsweise zum Platz. Der Baukörper hat eine Ausrichtung nach allen Seiten bei gleichzeitiger Akzentuierung des zentralen Bandes. Die Hörsäle liegen sich paarweise gegenüber; dazwischen befindet sich ein über alle Geschosse offenes Foyer in Fortsetzung des Platzes. Mensaerweiterung und Hörsaalzentrum sind eine Einheit und begrenzen den Campus-Platz. Beide fungieren im zentralen Band als Bindeglied zwischen Alt und Neu sowie zwischen Nord und Süd.

Das Hörsaalzentrum verkörpert als Gebäudetypus die Idee der Universität. Es bildet das Zentrum der neuen Universität und ist der Ort, an dem zukünftig alle Studierenden zusammenkommen und sich fachübergreifend austauschen. Gleichzeitig dienen die großen repräsentativen Säle der Stadt als Veranstaltungsräume für Tagungen, Kongresse oder im Falle des Auditorium Maximum auch für Filmveranstaltungen oder Konzerte. Zusätzliche Angebote wie ein öffentliches Restaurant und kleine Läden stärken die Urbanität.

Die Neuplanung einer Universität stellt eine außergewöhnliche Aufgabe dar. Der Campus Westend ist – schon in seiner heutigen Form – ein Glücksfall für Frankfurt. Mit der Universität entsteht hier ein Ort des Geistes. 2014 zum 100-jährigen Bestehen der Universität soll der neue Campus in seiner Gesamtheit fertiggestellt sein. ♦

Der Autor

Ferdinand Heide, 47, hat in Berlin und Darmstadt Architektur studiert und machte 1989 sein Diplom an der Hochschule der Künste Berlin. Seit 1991 ist er als selbstständiger Architekt in Berlin und Frankfurt tätig, in seinem Büro arbeiten 15 Architekten. Heide gewann 2001 den städtebaulichen Wettbewerb zur Erweiterung des Campus Westend, darüber hinaus konnte er sich 2004 mit seinen Entwürfen für die neue Mensa und das Hörsaalzentrum durchsetzen, die dem Campus Westend wesentliche Akzente verleihen. Der Frankfurter Architekt wurde mit zahlreichen Architekturpreisen für Realisierungen und Entwürfe ausgezeichnet. Einige seiner Projekte: Erweiterung der Universität Regensburg, Neubau der Mainbrücke Ost in Frankfurt, Ausstellungszentrum der Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land in der Lausitz, Wiedlandschule in Weimar.

info@ferdinand-heide.de

Harmonische Ergänzung in Materialität und Farbigkeit: Der goldgelbe Cannstatter Travertin des alten Casinos und der lebhaftere Toskana-Travertin des Mensa-Anbaus. Beide Gebäude stehen in einer Flucht mit dem Hörsaalzentrum.



Stadt im neoliberalen Zeitalter

Wie globale Politikmodelle Einfluss auf die lokale Gestaltung nehmen

Stadtpolitik greift immer häufiger auf »best practices« aus anderen Städten zurück und nutzt sie als Blaupausen für ihre Entwicklungskonzepte. Doch was geschieht, wenn globalisierte Politikmodelle auf lokale Gegebenheiten heruntergebrochen werden? Neue Fragestellungen für die Humangeografie – die Frankfurter Wissenschaftler erforschen dies an konkreten Beispielen für die Mainmetropole.

von Andrej Holm, Susanne Heeg und Robert Pütz

Ob es um die Förderung der Kreativwirtschaft geht, bei der die internationale Creative-City-Debatte [siehe auch Seite 9] aufgegriffen wird, oder um die Übertragung amerikanischer Polizeikonzepte auf Frankfurter Kontexte; ob sich städtische Verwaltungen weltweit am »new public management« orientieren oder Formen der Festivalisierung migrantischer Kulturen Eingang in die Integrationspolitiken finden: Lokale Politik ist heute nicht mehr ohne globale Impulse und internationale Vorbilder denkbar. Doch internationale Konzepte werden nicht eins zu eins übertragen, sondern im Prozess der lokalen Umsetzung modifiziert, verändert und ergänzt. Städtische Prozesse können daher weder aus sich heraus noch als reine Blaupause internationaler Trends verstanden werden. Das Verhältnis von globalen Politikmodellen und lokalen Transformationsleistungen wird an der Goethe-Universität im Forschungsverbund »Europäische Stadt- und Regionalentwicklung« untersucht. Beteiligt sind daran Forscherinnen und Forscher aus der Humangeografie, Kulturanthropologie, Politologie und Soziologie.

Neuordnung des Städtischen und Trends der Ökonomisierung

Zwar besteht Einigkeit darüber, dass sich die Städte, städtischen Rahmenbedingungen und Stadtpolitiken verändert haben, jedoch wurde bislang nur selten untersucht, welche Dynamiken den

Stadtentwicklung und Globalisierung - mehr als nur Bauprojekte und Finanzplätze.

neuen Formen der Politik und des Regierens zugrunde liegen. Ein Schlüssel zum Verständnis der »Neuordnungen des Städtischen« ist die Beantwortung der Frage, ob und wie eine lokale Adaption nach global verfügbaren Modellen, Leitbildern und Strategien erfolgt.

Doch nicht nur die Prozesse der Veränderung selbst, sondern auch die spürbaren Effekte der neuen Stadtpolitiken gilt es zu analysieren. In öffentlichen und auch politischen Debatten werden die veränderten Politikmuster vielfach als Trends der Ökonomisierung, Liberalisierung und der Etablierung neuer Wohlfahrtsregime beschrieben und in dem Begriff »Neoliberalismus« zusammengefasst. Auch in der internationalen Forschungsliteratur wird unter dem Schlagwort »neoliberale Stadtpolitik« die zunehmende Ausrichtung der Städte und städtischer Politiken an ökonomischen Zielen und betriebswirtschaftlicher Effizienz verstanden. Nicht alle Neuordnungsprozesse in Deutschland weisen eindeutig Merkmale einer neoliberalen Stadtentwicklung auf; Veränderungen der Stadtpolitik sind vielmehr von einem Mix ver-

schiedener Handlungsorientierungen getragen.

Neue Produktionsbeziehungen, globale Wirtschaftskreisläufe, sozialstrukturelle Umbrüche und Politikmuster haben die Städte verändert: Bereits seit geraumer Zeit werden unter anderem eine neue Urbanität in der Dienstleistungsgesellschaft, eine Entwicklung von World City Networks, sozial gespaltene Städte und ein Übergang des traditionellen Verwaltungshandelns zu Stadtpolitiken von Public Private Partnerships als Aspekte dieser Prozesse diskutiert. Seit Ende der 1990er Jahre werden diese Veränderungen vor allem in der angloamerikanischen Forschung unter dem Stichwort »neoliberale Stadtentwicklung« zusammengefasst. Verstanden wird darunter vor allem ein Set von neuen Regeln, Regulationen, Programmen und Politiken, die darauf ausgerichtet sind, die Städte in erster Linie an wirtschaftlichen Erfordernissen auszurichten. Dabei geht es den Wissenschaftlern sowohl darum, den Zustand neuer Ordnungen zu beschreiben als auch die Prozesse des Neuordnens zu hinterfragen.



Der Frankfurter Ansatz – Forschen im Verbund

In deutschsprachigen Debatten wurde der Begriff »neoliberale Stadtentwicklung« bisher nur zögerlich aufgegriffen: Neben einigen Studien zu Einzelaspekten wie den veränderten Sicherheitspolitiken, neuen Wohlfahrtsarrangements und der verstärkten Einbeziehung nichtstaatlicher Akteure in die Stadtentwicklung gibt es nur wenige Arbeiten, die versuchen, die Komplexität neoliberaler Politikbrüche aufzugreifen oder diese mit empirischen Beobachtungen aus deutschen Städten zu verbinden. Im Rahmen des »Forschungsschwerpunkts Europäische Stadt- und Regionalentwicklung (ESR)« kooperieren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen an der Goethe-Universität seit vielen Jahren fachübergreifend bei der Untersuchung verschiedener Phänomene der Stadtentwicklung und versuchen, diese Leerstellen in Lehre und Forschung zu füllen. Gemeinsame Lehrveranstaltungen, drittmittel-finanzierte Forschungsprojekte und eine im kommenden Jahr geplante Tagung stehen für die Vitalität dieser Kooperation.

Ein zentraler Fokus der gemeinsamen Diskussion ist es, die

Durchsetzung neoliberaler Politikmuster nicht nur als Abbruch bisheriger Regulationsmodi, sondern als Abfolge von Prozessen eines »roll back and roll out neoliberalism« zu verstehen. Als »roll back«-Phasen werden die grundlegende Infragestellung und Einschränkung vormaliger wohlfahrtsstaatlicher Instrumente der Stadtpolitik verstanden, als »roll out« hingegen die Entwicklung und Durchsetzung neuer Regulationsmodi bezeichnet. Neue städtische Politiken sind daher nicht als uniforme und lineare Prozesse zu verstehen, sondern werden in einem Spannungsfeld lokaler und überlokaler Bezüge ausgehandelt und bringen widersprüchliche Ergebnisse hervor.

Orte/Räume/Städte werden deshalb als Ergebnis von gesellschaftlichen Machtstrategien, Diskursen und Auseinandersetzungen angesehen, die sowohl materiell als auch symbolisch vermittelt werden. Um sicherzustellen, dass Untersuchungen nicht auf der semantischen Ebene von Diskursen stehen bleiben, sondern auch praktische Auswirkungen ergründen, erscheint eine Orientierung an drei zentralen Dimensionen der Raumproduktion sinnvoll: Diskurse, Strategien und Praktiken.

Als Diskurse werden dabei alle grundsätzlichen Debatten und Aushandlungsprozesse verstanden, die einen Politikwechsel in einem bestimmten Feld des Städtischen in Form einer Durchsetzung neuer hegemonialer Grundannahmen, Legitimationsfiguren und Leitbilder begleiten. Strategien umfassen die programmatische Gestaltung der technischen, administrativen und finanziellen Umsetzung der jeweiligen städtischen Politik, insbesondere die Entwicklung von Plänen, Programmen, Richtlinien und Instrumenten. Unter stadtpolitischen Praktiken werden die Durchführung, Umsetzung und Etablierung zuvor entwickelter Strategien in der Praxis verstanden.

Quartierentwicklung und private Akteure

Konkret analysiert werden Prozesse der Herstellung und Durchsetzung neuer stadtpolitischer Strategien vor dem Hintergrund von global-lokalen Aushandlungsprozessen. So untersucht ein human-

geografisches Forschungsprojekt beispielsweise die Einführung von »business improvement districts« (BID) in Deutschland, wie Gebiete bezeichnet werden, in denen Grundeigentümer verpflichtet sind, eine Abgabe für eine private Organisation zu leisten, die Programme zur Attraktivitätssteigerung des Gebiets durchführt. Durch die gesetzlich legitimierte Übertragung von Verantwortung für die Quartiersentwicklung von kommunalen auf private Akteure können BID als paradigmatisch für neue Instrumente der »unternehmerischen Stadt« angesehen werden. Das umstrittene Instrument wurde in Kanada erfunden, in den USA weit verbreitet und breitete sich in den vergangenen zehn Jahren in vielen Ländern der Welt aus. Auch die Hessische Landesregierung hat im vergangenen Jahr die rechtlichen Möglichkeiten für solche Distrikts geschaffen. Die Wissenschaftler der Universität Frankfurt untersuchen zurzeit, wie diese global verfügbare Blaupause im Rhein-Main-Gebiet umgesetzt wird und wie lokale Modifikationen in die globale Zirkulation von Ideen und Konzepten zurückgespielt werden. Diese Forschungsarbeit verspricht einen aufschlussreichen Blick hinter die Kulissen der Globalisierung.

New Yorker Polizeistراتيجien für Frankfurt?

In einem anderen Projekt stehen die Adaptionen von New Yorker Polizeistراتيجien in Frankfurt im Mittelpunkt. Insbesondere die Strukturreform der Frankfurter Polizei, aber auch die verschiedenen Konzepte der polizeilichen Alltagspraxis – wie etwa die verstärkte Präsenz auf der Straße – orientieren sich an den Erfahrungen der US-amerikanischen Metropole. Das Projekt beschäftigt sich mit Fragen wie: Gibt es einen Import US-amerikanischer Strategien städtischer Polizeiarbeit nach Frankfurt am Main? Wie wird die Orientierung an diesen Vorbildern begründet? Welche konkreten Reformen werden damit durchgesetzt, und inwiefern beeinflussen sie die Polizeipraxis? Über eine Dokumentenanalyse, Expertengespräche und die Begleitung von Polizeistreifen sollen nicht nur die Debatten, sondern vor allem die praktische Umsetzung verdeutlicht werden. Ein

Neue Wege der
Polizeiarbeit.





Karneval der Kulturen: Immer mehr Events statt Integration?

Attraktionen wirken und das Image der Städte aufbessern. Thema der Forschungsarbeit wird es auch sein, herauszufinden, ob diese neuen Formen der Integrationspolitik tatsächlich eine Integration fördern.

Wie diese Beispiele aus dem »Forschungsschwerpunkt Europäische Stadt- und Regionalentwicklung (ESR)« zeigen, haben die vielfältigen global-lokalen Aushandlungsprozesse einen zunehmenden Einfluss auf die

wesentlicher Aspekt der neuen Strategie ist es, mehr sichtbare und uniformierte Polizei auf die Straße zu bringen, um die subjektiven Sicherheitsgefühle zu stärken. Ob dadurch tatsächlich mehr Sicherheit und verbesserte Aufklärungsquoten erreicht werden können, ist eine der Fragen, die im Rahmen des Forschungsprojektes beantwortet werden sollen.

Was bringen Kulturfestivals für die Integrationspolitik?

In einem stärker kulturwissenschaftlichen Projekt beschäftigen sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Kulturanthropologie mit der Festivalisierung migrantischer Kulturen. Es ist ein weltweiter Trend zu beobachten, Alltagsleben der Migranten in den Städten durch Kulturevents und Volks- und Karnevalfeste zu repräsentieren. Die Forscher wollen klären, ob dies tatsächlich eine hilfreiche Strategie für eine Integrationspolitik sein kann und wie die globale Ausbreitung solcher Orientierungen erklärt werden kann. Ethnisch-kulturelle Vielfalt ist in einer unternehmerisch ausgerichteten Stadtpolitik offensichtlich eine geeignete Ressource, um die Wettbewerbsfähigkeit zu steigern.

Untersuchungen in Frankfurt und Berlin zeigen insbesondere, dass sich unter der Maßgabe von sich verringern den Budgets die lokalen Integrationspolitiken zunehmend auf Projekte der kulturellen Inszenierung konzentrieren. Statt der traditionellen Ansätze von Beratung, Bildungsförderung und arbeitsmarktpolitischen Angeboten setzen die Stadtverwaltungen die



Kulinarische Kontakte.

knappen Mittel inzwischen verstärkt für sichtbare Integrations-events wie etwa den »Karneval der Kulturen« ein. Dies hat aus der Perspektive der Stadtpolitik auch den angestrebten Nebeneffekt, dass solche Projekte als touristische

aktuelle Stadtentwicklung. Ohne das Wissen um die konkreten Wirkungsweisen und Dynamiken von Globalisierungsprozessen werden die Herausforderungen der Städte in Zukunft nicht zu lösen sein. ◆

Die Autoren

Dr. Andrej Holm, 38, arbeitet seit 2008 im Rahmen des interdisziplinären Forschungsschwerpunktes »Europäische Stadt- und Regionalentwicklung« an der Goethe-Universität. Als Koordinator unterstützt er den Aufbau des Forschungsprogramms »Neuordnungen des Städtischen im neoliberalen Zeitalter«. Er promovierte als Sozialwissenschaftler an der Berliner Humboldt-Universität zur »Restrukturierung des Raumes« am Beispiel der Stadterneuerung. Seine Forschungsschwerpunkte sind der soziale Umstrukturierungsprozess eines Stadtteils (Gentrifikation), Wohnungspolitik im internationalen Vergleich und Europäische Stadtpolitik.

Prof. Dr. Robert Pütz, 43, lehrt und forscht seit 2004 als Professor für Humangeographie in Frankfurt. Er beschäftigt sich besonders mit der sozial- und wirtschaftsgeografischen Metropolenforschung. Zuvor hat er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität in Mainz promoviert und habilitiert, anschließend war er Professor für Sozialgeografie an der Universität Osnabrück.

Prof. Dr. Susanne Heeg ist seit 2006 Professorin für Geographische Stadtforschung am Institut für Humangeographie [siehe Autoreninformation, Seite 35].

holm@em.uni-frankfurt.de

puetz@em.uni-frankfurt.de

heeg@em.uni-frankfurt.de

Innovationen »made in Frankfurt«

Intelligente Vermarktung geistigen Eigentums der Goethe-Universität zum Wohle von Hochschule, Wirtschaft und Gesellschaft



von **Manuela Bremshey-Wilhelm**

Frankfurt – das ist mehr als Banken-Metropole oder Drehscheibe des internationalen Flugverkehrs. An der Goethe-Universität, dem Think Tank der Region forschen viele Wissenschaftler, die unbestritten auf ihrem Gebiet führend sind. Einige Forschungsergebnisse haben zusätzlich ein hohes Anwendungspotenzial, sei es in der Medizin oder in den Naturwissenschaften. Viele der Erfindungen sind inzwischen über das universitäts-eigene Innovation-Dienstleistungsunternehmen Innovectis zum Patent angemeldet worden und werden erfolgreich lizenziert. Einige Erfindungen haben zu Unternehmensgründungen, sogenannten Spin-offs oder Start-ups, geführt, was den direkten Wissenstransfer aus der Hochschule in die Wirtschaft und die Gesellschaft nochmals fördert.

Firmengründung t2cure: Frischzellenkur für das Herz

»Am meisten leidet man als Mediziner, wenn man nichts für einen Patienten tun kann, weil kein geeignetes Medikament oder keine geeignete Therapie vorhanden ist!«, seufzt Kardiologe Prof. Andreas M. Zeiher, Direktor der Medizinischen Klinik III. So geht es den Medizinern zurzeit auch bei Herzinfarktpatienten, für die im akuten Fall zwar die Reperfusion und das Stenting der betroffenen Herzkranzgefäße sowie Anti-Thrombose-Mittel zur Verfügung stehen, aber nichts gegen die Spätfolgen der Er-

Mit der von ihnen entwickelten Stammzellen-Therapie haben der Kardiologe Prof. Andreas Zeiher und die Biologin Prof. Stefanie Dimmeler schon zahlreichen Patienten nach einem Herzinfarkt geholfen. Mit den Erlösen aus dem Start-up-Unternehmen t2cure wollen sie weitere klinische Studien finanzieren.

krankung. Das Herz hat zudem nur eine begrenzte Fähigkeit zur Selbstregeneration und kann somit die Konsequenzen des Infarktes nicht kompensieren. Es kommt zur Zerstörung von Herzgewebe und massivem Zellsterben, weil diese Region unter Sauerstoffmangel leidet.

Prof. Stefanie Dimmeler, Leiterin des Instituts für kardiovaskuläre Regeneration am Zentrum für Molekulare Medizin, und Prof. Zeiher haben sich dieses Problems angenommen. »Eigentlich wollte ich mich mit Zellalterung beschäftigen«, berichtet die Biologin. Hierbei experimentierte sie mit Stammzellen aus dem Blut und stellte fest, dass die Stammzellen von Patienten mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen sich von denjenigen gesunder Probanden unterscheiden: Sie sind gealtert. Behandelte sie diese Zellen jedoch vor, beobachtete sie im Tierexperiment eine Besserung von Durchblutungsstörungen bei Mäusen.

Zusammen mit dem Mediziner Andreas Zeiher testete sie dann die Wirkung am Menschen in einer klinischen Studie mit 200 Patienten an 17 Herzkliniken in Deutschland und der Schweiz. Das Forscherteam konnte nachweisen, dass die Funktion und Durchblutung des betroffenen Gewebes verbessert werden, nachdem die Patienten vorbehandelte Stammzellen erhalten haben. Es setzt ein körpereigener Regenerationsprozess ein, wodurch die Leistung des bereits insuffizienten Herzens nicht mehr weiter abnimmt. »Das ist schon etwas Besonderes – endlich schaffen wir es, diesen Patienten wirklich zu helfen. Und zwar durch das Auslösen einer echten Funktionsverbesserung im Bereich der infarzierten Regionen im Herzen«, betont Zeiher.

Das neue Therapeutikum besteht aus Stammzellen, die dem Knochenmark des Patienten entnommen werden. Diese werden nach einer besonderen Methode der Vorbehandlung, die von der Goethe-Universität patentrechtlich geschützt wurde, mit einem Katheter direkt in die Herzkranzgefäße verabreicht. »Die noch notwendigen weiteren klinischen Studien an mindestens 1500 bis 3000 Patienten verursachen hohe Kosten. Deshalb haben wir t2cure gegründet«, erläutert Stefanie Dimmeler. Das Start-up hat die Rechte zur Nutzung der Stammzellbehandlung von der Goethe-Universität gekauft und kann nun Investoren suchen, mit deren Hilfe die nächsten Studien finanziert werden können, die vor einer Zulassung als Therapeutikum durch die Europäische Arzneimittelagentur noch erforderlich sind. »Mit unserer Stammzelltherapie lassen sich auch andere arterielle Verschlusskrankungen, zum Beispiel solche in den Beinen, behandeln«, erläutert Prof. Zeiher. Beide Wissenschaftler gehören seit Jahren international zu den Spitzenforschern auf dem Gebiet der Kardiologie, was nicht zuletzt durch die Verleihung zahlreicher renommierter Preise, unter ihnen der Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Ernst-Jung-Preis für Medizin, honoriert wurde.

Ökologische Revolution: Sprit aus Abfällen

»Grün« im politischen Sinne bin ich nicht – es hat mich nur immer schon gestört, dass es hungerrnde Menschen auf der Welt gibt und gleichzeitig andere Nationen wertvolle Nahrungsmittel in Sprit umwandeln«, erläutert Prof. Eckhard Boles vom Institut für Molekulare Biowissenschaften seine Motivation. Bio-Sprit, also Ethanol, wird üblicherweise durch Fermentation von hochwertiger Glucose aus Pflanzen mittels Hefen hergestellt. Die dort ebenfalls vorhandenen minderwertigeren Zucker Xylose und Arabinose kann

die Hefe nicht verwerten. »Es gab sogar ein zentrales wissenschaftliches Paper, in dem klar festgestellt wurde, dass die Fermentation von Arabinose prinzipiell unmöglich sei«, sagt Boles. Und dennoch wagte er vor sieben Jahren das eigentlich Unmögliche –, und zwar mit »evolutionary engineering«, also mit gezielter Evolution.

Eckhard Boles gab Hefen, die er mit allen Enzymen zum Vergären von Arabinose ausstattete, in ein Nährmedium, dessen einzige Kohlenhydrat-Quelle aus Arabinose bestand. Über Monate wuchsen die Hefen aufgrund der unverdaulichen Nahrung nur sehr langsam. Plötzlich allerdings begannen sie sich im Kolben zu vermehren; durch Mutationen waren Hefen entstanden, die Arabinose besser verarbeiten konnten. Diese wuchsen stärker als die übrigen Hefen und vermehrten sich schneller. Weitere Mutationen führten zu einer noch besseren Nutzung der Arabinose; eine evolutionäre Selektion setzte ein. Durch eine Genom-Analyse dieser mutierten Hefen fanden Boles und sein Team die mutierten Gensequenzen, die zum Erfolg geführt haben. Auf ähnliche Weise wurden die Hefen an die Verwertung von Xylose angepasst. Danach erfolgte »nur« noch der gezielte Nachbau des Genoms – fertig waren die Hefen, die nun auch den in Pflanzenabfällen vorhandenen minderwertigen Zucker verwerten und zu Biosprit umwandeln können. Was übrig bleibt, wird verbrannt und liefert so einen Beitrag zur Energie, die für die einzelnen Verfahrensschritte benötigt wird.

Für das Verfahren hat die Universität über die Innovectis mehre-

re Patente angemeldet. Boles hat darüber hinaus zusammen mit Dr. Gunter Festel aus der Schweiz die »Butalco GmbH« gegründet. Diese entwickelt Verfahren zur Umwandlung von Pflanzenabfällen zu dem neuartigen Bio-Sprit Butanol. »Butanol hat nämlich gegenüber Ethanol gleich mehrere Vorteile«, erläutert Boles, »Butanol bindet weniger Wasser, ist damit weniger korrosiv und kann deshalb über vorhandene Pipelines transportiert werden. In Otto-Motoren kann es dem Kraftstoff bis zu 100 Prozent beigemischt werden, ohne dass der Motor umgerüstet werden müsste. Und last but not least hat Butanol gegenüber Ethanol eine höhere Energiedichte.« Butalco wird nun die Nutzungsrechte an den genetisch modifizierten Hefen von der Universität erwerben und sucht Investoren, um das Herstellungsverfahren von Butanol weiter zu verbessern und in einer Pilotanlage testen zu können. Ein erster Investor ist in der Volkswind GmbH bereits gefunden worden. Bis der erste Biosprit aus Abfällen auf den Markt kommt, werden nach Einschätzung von Boles aber noch etwa zwei bis drei Jahre vergehen.

Rasche Umsetzung in Innovation: MALDI-Massenspektrometrie

Die MALDI-Massenspektrometrie steht für die zerstörungsfreie Untersuchung von Proteinen und zugleich auch für eine besonders schnelle Umsetzung von Grundlagenforschung in innovative Technologie. Prof. Michael Karas vom Institut für Pharmazeutische Chemie war maßgeblich an der Entwicklung dieser Methode beteiligt. MALDI-Massenspektrometer werden bereits seit Jahren von ver-

Innovectis GmbH

Die Innovectis, das Tochterunternehmen der Goethe-Universität für Innovations-Dienstleistungen, bildet eine wichtige Schnittstelle zwischen Universität und Unternehmen, wobei insbesondere kleine und mittelständische Unternehmen die Kompetenz von Innovectis als Vertrags- und Verhandlungspartner schätzen.

Die Goethe-Universität hat Innovectis mit dem Management und der Vermarktung von Patenten und Know-how beauftragt. Innovectis berät und begleitet Erfinderinnen und Erfinder aus der Universität und dem Universitätsklinikum von der Erfindungsbewertung bis zum Patent. Hierbei entscheidet ein Expertengremium aus Vertretern der Universität und der Wirtschaft darüber, welche Erfindung zum Patent angemeldet wird.

Innovectis vermarktet erfolgreich technologisches Wissen aus der Universität. Mittelständische Unternehmen aus dem In- und Ausland suchen häufig den Zugang zur Universität über die Innovectis. Von Vorteil für die Unternehmen sind eine individuelle Beratung und Vertragsgestaltung bei Forschungsk Kooperationen und Auftragsanalysen.

Ansprechpartner sind Dr. Otmar Schöller und sein Team.
www.innovectis.de

schiedenen Herstellern für Peptid- und Proteinanalytik in der Proteomik angeboten.

Warum ist es so wichtig, die Gesamtheit der Proteine einer Spezies, das Proteom, zu analysieren? »Eine Kaulquappe und ein daraus hervorgehender Frosch haben zwar genau das gleiche Genom, unterscheiden sich aber dennoch äußerlich aufgrund eines unterschiedlichen Proteoms erheblich voneinander«, sagt Michael Karas. Zur Erforschung und Behandlung vieler Krankheiten spielt die jeweils aktuell vorliegende Gesamtheit der Proteine einer Zelle die zentrale Rolle. Deshalb wird MALDI von Biochemikern, Medizinern, Biologen und Pharmazeuten weltweit verwendet.

Was ist das Außergewöhnliche an MALDI? Normalerweise werden im Massenspektrometer Moleküle elektrisch geladen, »ionisiert«, und dann in einem Massenanalysator nach ihrer Masse sortiert. Bei

Die Autorin

Manuela Breamsley-Wilhelm, 50, ist Diplom-Biologin mit Erstem Staatsexamen in Chemie. Sie arbeitete zehn Jahre lang in der Unternehmenskommunikation der Chemisch-Pharmazeutischen Industrie und ist seit 1997 freie Wissenschaftsjournalistin in Neuss bei Düsseldorf.



Mit »evolutionary engineering« ist es dem Molekularbiologen Prof. Eckhard Boles gelungen, Bierhefe zu züchten, die minderwertige Zucker, Xylose und Arabinose, zu Biosprit vergären kann. Die von ihm mitbegründete Firma Butalco will das Verfahren nun im großen Maßstab in einer Pilotanlage testen.



Seit 1985 dreht sich die Forschungsarbeit von Dr. Ute Bahr und Prof. Michael Karas um die MALDI-Massenspektrometrie, die Karas damals mit Prof. Hans Hillenkamp entwickelt hat. Das Verfahren wird inzwischen weltweit zur Massenbestimmung bei großen Proteinen genutzt. Die Firma Biospring, ein Spin-off der Universität, lässt in Prof. Karas' Labors Auftragsanalysen durchführen, die wiederum die Forschung vorantreiben.

Proteinen funktioniert das nicht, weil sie beim Ionisieren und Überführen in die Gasphase auseinanderbrechen. 1985 hat Michael Karas zusammen mit Prof. Franz Hillenkamp, damals am Institut für Biophysik der Goethe-Universität, mit MALDI eine besonders raffinierte Technik gefunden, Proteine zerstörungsfrei in die Gasphase zu überführen. Man mischt hierbei einer Lösung des zu untersuchenden Proteins ein kleines Molekül im Überschuss zu. Ein kleines Volumen dieser Lösung wird auf einer Metallplatte aufgetragen, getrocknet und anschließend im Vakuum des Massenspektrometers mit Laserlicht im UV-Bereich bestrahlt. Das im Überschuss vorhandene kleine Molekül absorbiert das Laserlicht und bildet so eine schützende Matrix um das Protein, so



Wie schmerzempfindlich ein Mensch ist, kann man an seinen Genen ablesen. Prof. Irmgard Tegeder hat zusammen mit Prof. Jörn Lötsch einen diagnostischen Schnelltest entwickelt, der Ärzten künftig helfen könnte, Patienten mit einem hohen Schmerzrisiko frühzeitig zu erkennen.

dass es bei der plötzlichen Ablösung des Molekülgemischs von der Metallplatte beim Übergang in die Gasphase nicht auseinanderbricht. Daher resultiert auch der Name: »MALDI«; er bedeutet Matrix-unterstützte Laser Desorption/Ionisations-Massenspektrometrie.

Typische in der MALDI-Massenspektrometrie verwendete Matrix-Verbindungen sind Zimtsäure und deren Derivate. Prof. Karas und seinem Mitarbeiter Torsten Jaskolla ist es kürzlich gelungen, neue Matrixsubstanzen herzustellen, welche eine mindestens 10-fach sensitive MALDI-MS-Analyse von Proteinen erlauben. Eine entsprechende Patentanmeldung der Goethe-Universität wurde bereits vom Patentamt erteilt und soll nun mithilfe von Innovectis vermarktet werden.

Im Jahr 1997 hat sich die Firma Biospring als Spin-off der Universität gegründet. Biospring lässt in Prof. Karas' Labors Auftragsanalysen durchführen. Dabei handelt es sich zwar zunächst um Routine-Analytik für die Qualitätskontrolle der von Biospring verkauften synthetischen Oligonukleotide. Bei diesen Auftragsanalysen ergeben sich aber oft genug Fragestellungen, die Karas und sein Team wieder mit in die Grundlagenforschung hineinnehmen und die ebenfalls zu zwei Patentanmeldungen durch Innovectis geführt haben. MALDI ist ein gutes Beispiel dafür, dass aus Grundlagenforschung schnell Innovationen entstehen können, aus denen heraus sich dann wiederum neue Ansatzpunkte für die Grundlagenforschung ergeben.

Screening-Test: Gen-Variante schützt vor Schmerzen

Schmerzen gehören zum Alltag des Menschen. Sie entstehen durch traumatische, entzündliche oder stoffwechselbedingte Schädigungen peripherer und zentraler Nerven. Und oftmals sind sie schwer zu behandeln. Prof. Irmgard Tegeder vom Institut für Klinische Pharmakologie des Universitätsklinikums hat sich mit den Reaktionsbahnen bei der Schmerzentstehung beschäftigt. Eine Vielzahl von Faktoren hat beim Menschen Einfluss auf die Entstehung von Schmerzen. Allerdings gibt es einen Signalweg, der offensichtlich von besonderer Bedeutung ist. Tegeder und ihr Team haben vor

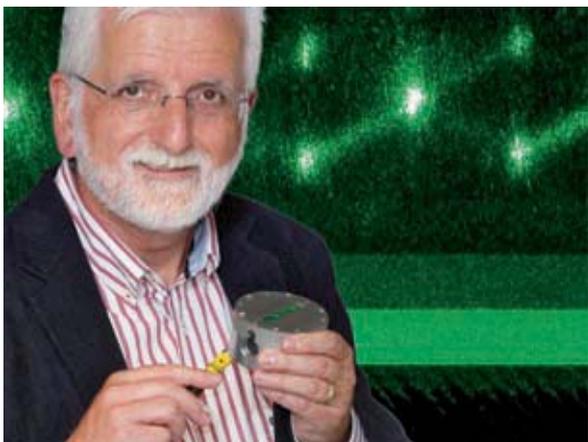
allem die schmerzauslösende Wirkung von Tetrahydrobiopterin (BH4) untersucht, da diese Substanz die Steigerung der Stickstoffmonoxid-synthese sowie den Calcium-Einstrom in die Nervenzellen bewirkt.

»Interessant war für uns, dass es bestimmte Menschen gibt, die aufgrund von genetischer Variabilität weniger Schmerzen haben oder besser auf operative Behandlung bei neuropathischen Schmerzen ansprechen oder auf Entzündungsschmerzen weniger reagieren«, sagt Irmgard Tegeder. Diese Gen-Variabilität tritt bei circa einem Viertel der Bevölkerung auf und führt dazu, dass der Signalweg zur Synthese von BH4 weniger stark aktiviert wird als bei anderen Personen. Das ist eine Art genetischer Schutz. Prof. Tegeder hat aus ihrem Wissen zusammen mit Prof. Jörn Lötsch einen diagnostischen Schnelltest für diese Genvariante entwickelt, der patentrechtlich durch die Goethe-Universität geschützt wurde. Dieser Test könnte in Zukunft Ärzten dabei helfen, Patienten mit einem hohen Schmerzrisiko frühzeitig zu identifizieren und diesen schneller eine intensivere Behandlung zukommen zu lassen. Außerdem ist der Test hilfreich vor Operationen, die mit einer potenziellen Nervenschädigung einhergehen können oder auch vor der Behandlung mit neurotoxischen Medikamenten.

Derzeit verhandelt Innovectis die Auslizenzierung dieser Technologie an ein britisches Pharmaunternehmen.

Ein Tropfen reicht: Infrarotspektroskopie für Industrie, Forschung und Medizin

Das Forschungsgebiet von Prof. Werner Mäntele ist die Bioanalytische Infrarotspektroskopie, mit deren Hilfe er bereits mehrere Methoden zur schnellen und parallelen Bestimmung verschiedener Inhaltsstoffe von Flüssigkeiten entwickelt hat. So hat er in einem von Innovectis gemanagten Kooperationsprojekt zusammen mit einem Partner aus der Getränkeindustrie den Liquilyzer® entwickelt. Dabei handelt es sich um ein Gerät zur gleichzeitigen Bestimmung aller wichtigen Qualitätsparameter wie zum Beispiel Zucker, Alkohol, Kohlendioxid oder Proteine in alkoholhaltigen oder -freien Getränken.



Ob Wein, Bier, Blut oder Urin – mit seiner Erfindung, der bioanalytischen Infrarotspektroskopie, kann der Biophysiker Prof. Werner Mäntele in Sekunden schnelle den Gehalt an Zucker, Alkohol, Kohlendioxid oder Proteinen bestimmen.

ken – und das während der Produktion oder Abfüllung und ohne jede Probenaufbereitung. Mit der ATR-Methode von Werner Mäntele (Abgeschwächte Total Reflexion) können alle infrage kommenden Parameter auch noch in kleinsten Konzentrationen mit hoher Genauigkeit ermittelt werden. Da die Substanzen mehrere Absorptionsbanden in verschiedenen Spektralbereichen aufweisen, können auch komplexe Substanzgemische erfasst und die Einzelkomponenten mithilfe einer Auswertematrix hochgenau quantitativ bestimmt werden.

Diese Art der reagenzfreien und gleichzeitigen Messung verschiedener Inhaltsstoffe in wässrigen Lösungen wird auch auf die Untersuchung von Blut, Urin oder anderen Körperflüssigkeiten angewandt. Die Methode ist schnell, präzise, benötigt nur kleine Flüssigkeitsmengen und ermöglicht einen hohen Probendurchsatz. Da das Infrarot-Mess-System kompakt ist, sind Messungen in Line, das heißt im laufenden Prozess, beziehungsweise am Krankenbett möglich. »Das Herzstück ist unsere Infrarot-Messzelle. Der IR-Mess-Strahl durchläuft einen Lichtleiterkristall und wird an dessen Grenzflächen mehrfach reflektiert. Aus dem Kristall dringen sogenannte evaneszente Wellen in die zu untersuchende Flüssigkeit ein und werden je nach Inhaltsstoff abgeschwächt«, erläutert Prof. Mäntele. Im Anschluss daran befindet sich der Detektor mit der Auswerteeinheit. »Darin enthalten ist der ›Schatz‹ unserer Erfindung«, verrät Mäntele: »die Datenbank mit den Kalibrierungsdaten, deren Erhebung und mathematische Aufbereitung nicht gerade trivial war«. Das nächste Projekt ist bereits in Arbeit: Der Biophysiker

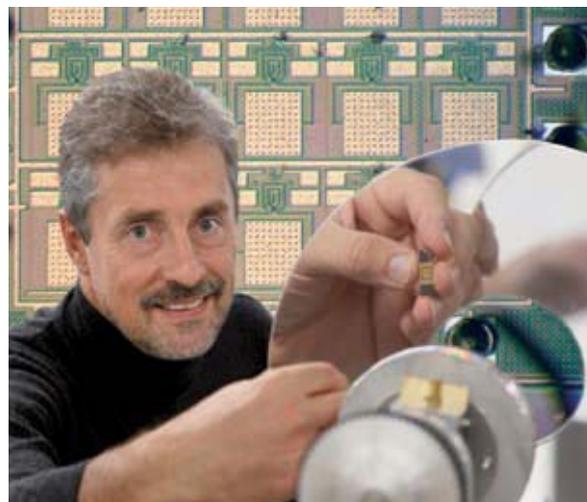
und sein Team arbeiten zurzeit an einer Infrarotbioanalytik für die Patientenüberwachung in der Blutwäsche und an einer in-Line-Kontrolle in Biogasanlagen.

Mit der Kamera durch dick und dünn im Dienste der Sicherheit

Ob Sicherheitskontrollen am Flughafen, berührungsfreie Materialprüfung oder Medizintechnik – Prof. Hartmut Roskos vom Physikalischen Institut setzt hierzu Terahertz-Strahlung ein. Diese ist ungefährlich und kann durch viele elektrisch nicht leitende Substanzen hindurchgehen. Das heißt, man kann etwa durch Kleidung, Verpackung oder Schutzummantelungen hindurchsehen und dabei verborgene Objekte detektieren und analysieren. Besonders nützlich ist dies für die Personen- und Gepäckkontrollen an Flughäfen, aber auch bei der Schadensanalyse von Propellern an Windkraftanlagen und möglicherweise für die Hautkrebsdiagnose. Der Clou: Bei der Messung nutzt Roskos Unterschiede im Brechungsindex der verschiedenen Materialien. Streuung und Beugung kommen hinzu. Im Labormaßstab konnten zum Beispiel Material- und Personen-Kontroll-Scanner bereits mit Erfolg gebaut und in Betrieb genommen werden.

Beim Transfer dieser Methode in die freie Wirtschaft allerdings waren bisher die hohen Produktionskosten der Anlage ein Hemmnis. Deshalb wurde ein Spin-off aus der Universität gegründet: die Firma SynView GmbH, Glashütten. Sie bietet Messgeräte an, mit denen Materialprüfungen via Terahertzstrahlung möglich sind – wie zum Beispiel die Überprüfung von Verklebungen von Kunststoffteilen oder die Messung der Dichte von

Pipeline-Ummantelungen. Beim Scannen wird zurzeit ein einzelner voll elektronischer, tiefeauflösender Messkopf verwendet, um die Probe abzurastern. Das Erzeugen eines dreidimensionalen Bildes einer etwa 0,5 Quadratmeter großen Probe dauert so nur etwa zehn Minuten. Das ist zwar Weltrekord, aber für Anwendungen in industriellen Produktionsstraßen und in der Sicherheitstechnik noch immer zu langsam. Daher arbeitet SynView an einem 3D-Echtzeit-System auf Basis der Kopplung mehrerer einzelner Messköpfe. Die Messzeit und die Kosten lassen sich aber durch den Einsatz der jetzt von Hartmut Roskos entwickelten Multipixelkamera stark verringern. Sie profitiert von der Technologie von



Computerchips und Videokameras, nutzt aber bisher nicht verwendete physikalische Effekte von Halbleiter-Bauelementen, um diese für Terahertz-Strahlung empfindlich zu machen. Diese »Teracam« soll nun zu einem Produkt weiterentwickelt werden.

Was ist als nächstes geplant? »Mein Traum ist es, durch die weitere Optimierung der Terahertz-Methodik ›Augen‹ für Roboter zu entwickeln. So könnten diese dreidimensional ›sehen‹ und damit besser navigieren, aber dabei gleichzeitig aus sicherer Entfernung den Inhalt von Paketen erkennen, was gut für den Logistik- und Lagersektor wäre, was aber auch beim Auffinden von eventuellen Sprengstofffallen in Postpaketen helfen würde«, sagt Prof. Roskos. Und er fügt hinzu: »Ich hoffe, dass ich das bis zu meiner Emeritierung geschafft haben werde.«

Mit Terahertz-Strahlung, einer langwelligen Verwandten der Röntgenstrahlung, kann der Physiker Prof. Hartmut Roskos Kleidung, Verpackung oder Schutzummantelungen durchleuchten. Die Firma SynView, ein Spin-off der Universität, will die »Teracam« nun so weiterentwickeln, dass sie für Sicherheitskontrollen am Flughafen, berührungsfreie Materialprüfung oder in der Medizintechnik eingesetzt werden kann.

Mobilität verstehen und verändern

Stiftungsprofessor Martin Lanzendorf sucht nachhaltige Konzepte



von Anne Hardy

Martin Lanzendorf fährt gern mit dem Fahrrad. Dass er dieses Verkehrsmittel für seine Mobilität in Frankfurt wählt, hat viele Gründe: Das Fahrrad schont Ressourcen und verursacht keine Abgase. Es erspart ihm Wartezeiten im Stau und die oft langwierige Suche nach einem Parkplatz. Darüber hinaus ist er unabhängig von den Fahrplänen öffentlicher Verkehrsmittel und kann die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten fahren. Und nicht zuletzt macht es ihm Spaß, in die Pedale zu treten und sich den Fahrtwind um die Nase wehen zu lassen.

Ähnliche Erwägungen in Bezug auf Umweltfreundlichkeit, Nachhaltigkeit, Effizienz, Bequemlichkeit und persönliche Neigungen

In einigen deutschen Städten, wie hier in Köln-Nippes, gibt es bereits Stadtteile, deren Bewohner sich für autofreies Wohnen entschieden haben. Weitere Modellsiedlungen finden sich in Freiburg und Berlin.



Mobilitätsprofessor Martin Lanzendorf ist in Frankfurt gern mit dem Fahrrad unterwegs.

stellt jeder Mensch an, wenn er ein Fortbewegungsmittel wählt – und die Entscheidungen fallen ganz unterschiedlich aus. »Das ist für mich das Faszinierende an der Mobilitätsforschung«, erklärt Martin Lanzendorf: »zu verstehen, welche Gründe und Umstände zur Nutzung eines bestimmten Verkehrsmittels führen.« Das zu erforschen, ist die Aufgabe der Stiftungsprofessur für Mobilitätsforschung, die der Rhein-Main-Verkehrsverbund (RMV) und das ivm (Integriertes Verkehrs- und Mobilitätsmanagement Region Frankfurt Rhein-Main) im vergangenen Jahr an der Goethe-Universität eingerichtet haben.

Der Unterschied zwischen »Mobilitätsforschung« und »Verkehrsforschung« ist Martin Lanzendorf wichtig. Verkehr ist in erster Linie eine Wissenschaft der Transportmittel und Infrastrukturen und damit eine Angelegenheit von Ingenieuren, Städteplanern und Logistikern. Sie organisieren die Beförderung von Personen, Gütern und Nachrichten, indem sie Schiffe, Bahnen, Autos und Flugzeuge entwickeln, Wasserwege, Straßen und Schienen anlegen sowie geeignete Routen planen. »Die Aufgabe der klassischen Verkehrsforschung ist es, genügend Kapazitäten für die Verkehrsnachfrage bereitzustellen,« sagt Lanzendorf, »dazu gehört es ebenso, den reibungslosen Verkehr in Großstädten zu gewährleisten wie abgelegene Orte an das Verkehrsnetz anzubinden.« Viele Maßnahmen orientierten sich dabei am Verkehrsmittel Auto; etwa der Ausbau des Straßennetzes oder die »autogerechte« Planung von Städten und Regionen.

Mobilitätsforschung geht darüber hinaus: Sie sucht Antworten auf drängende gesellschaftliche Herausforderungen, die sich durch das gesteigerte Mobilitätsbedürfnis einer wachsenden Weltbevölkerung ergeben. Deshalb untersu-

chen Mobilitätsforscher sozialwissenschaftliche Aspekte von Mobilität und Verkehr. Gefragt sind Psychologen, Ethnologen, Politikwissenschaftler und Geografen wie Martin Lanzendorf. Diesen Ansatz bezeichnete Lanzendorf in seiner Antrittsvorlesung als einen Paradigmenwechsel in der Forschung, der allerdings noch längst nicht allerorten vollzogen ist. Er sähe es gern, wenn das Verkehrsministerium in ein »Mobilitätsministerium« mit den entsprechenden Aufgaben umgewandelt würde, »aber es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis die historisch gewachsenen Ressorts ›Wasserwege‹, ›Straßen‹ und ›Schienen‹ aufgebrochen beziehungsweise unter dem Leitgedanken der Mobilität neu ausgerichtet werden«, prognostiziert er.

Vom Mathematiker zum Mobilitätsforscher

Seine geistige Heimat hat der Mobilitätsforscher im Wuppertal-Institut für Klima, Umwelt und Energie, wo sein Interesse an Umweltthemen geweckt wurde. Er hatte zunächst Mathematik in Bonn studiert und kurz vor dem Diplom noch das Fach Geografie hinzugenommen. Bereits als Student war er in der Fachschaft aktiv und politisch interessiert: Die Enquete-Kommissionen des Bundestages zu Umweltthemen in den 1990er Jahren verfolgte er aufmerksam. Am Wuppertal-Institut, wo er an verschiedenen Projekten der Verkehrsforschung mitarbeitete, ging sein politisches Engagement dann ganz in der Forschung zu Umweltthemen auf. Er gab seinen Plan, Lehrer zu werden, auf und begann eine Dissertation zum Thema Freizeitmobilität. Die Arbeit mit dem Untertitel »Unterwegs in Sachen sozial-ökologischer Mobilitätsforschung« schloss er 2000 mit summa cum laude ab. Zu diesem Zeitpunkt hatte der im Hunsrück Aufgewachsene sein Auto schon längst wieder abgeschafft: »Als ich 18 wurde, machte ich – wie fast jeder, der in einer ländlichen Gegend aufwächst – einen Führerschein.

Aber während meines Studiums in Bonn wohnte ich in einem dicht besiedelten Stadtteil und da empfand ich das Auto als überflüssig.«

Im Anschluss an die Promotion ging Lanzendorf an das Urban Research Centre der Universität Utrecht. 2003 folgte eine gemeinsame Berufung der Universität Leipzig und des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung auf die Juniorprofessur »Nachhaltige Mobilität in urbanen Landschaften«. Nach Frankfurt zog es den Mobilitätsforscher vor allem deshalb, weil die Vernetzung von Forschungs- und Praxispartnern hier besonders gut ist. »Es herrscht eine große Innovationsbereitschaft, nicht zuletzt aufgrund des großen Handlungsdrucks«, schildert er seinen Eindruck. Denn Logistik und Mobilität sind wichtige Standort- und Wirtschaftsfaktoren der Rhein-Main-Region und Hessens. Die Stadt Frankfurt ist vergleichbar mit der Spinne in einem Netz aus Autobahnkreuzen, Schienensystemen, dem größten europäischen Flughafen und einem Binnenhafen. Um diesen Wettbewerbsvorteil zu sichern, werden derzeit zahlreiche Anstrengungen unternommen, die Aktivitäten unterschiedlicher Akteure zu koordinieren.

Die Stiftungsprofessur Mobilitätsforschung ist ein wichtiger Baustein des Kompetenz Centrum Mobilität (kcm), und dies ist wiederum ein Teil des entstehenden »House of Logistics and Mobility« (HOLM), das universitäres Wissen mit der Praxis vernetzen will. Beteiligt sind an der Gründungsinitiative des HOLM neben der Goethe-Universität die Technische Universität Darmstadt, die European Business School und die Fachhochschule Frankfurt sowie auf der Anwenderseite beispielsweise der RMW, das ivm, die Fraport AG und TraffIQ.

Mobilitätsgewohnheiten verändern – aber wie?

Lanzendorf kommt durch diese Kooperationen nicht nur an Daten aus der Praxis, sondern kann die Akzeptanz und Effizienz der von ihm vorgeschlagenen Maßnahmen testen. So gehen Daten, die seit 2007 vom ivm im Rahmen des Rhein-Main-Mobilitätspanels erhoben werden, in Längsschnittstudien ein, mit denen Lanzendorf beispielsweise individuelle Mobili-

tätsbiografien analysiert. »Diese helfen uns zu verstehen, welche Ereignisse im Leben eines Menschen seine Mobilitätsgewohnheiten verändern,« sagt er, »das sind typischerweise der 18. Geburtstag, der Berufseinstieg, der Umzug in eine andere Stadt, die Geburt eines Kindes oder der Eintritt ins Rentenalter.«

Will man Mobilitätsgewohnheiten ändern, insbesondere weg vom Auto und hin zum öffentlichen Nahverkehr oder zum Fahrrad, ist es wichtig, die Bedürfnisse der Akteure in diesen Umbruchsituationen zu kennen: »Im Gegensatz zu der verbreiteten Annahme, dass Kinder in einem Haushalt unmittelbar zu einer stärkeren Ausrichtung auf das Auto führen, haben wir durch Befragungen herausgefunden, dass einige Mütter sogar seltener Auto fahren oder sowohl vor als auch nach der Geburt ihres Kindes nur gelegentlich einen PKW benutzen«, fasst Lanzendorf das Ergebnis einer kürzlich abgeschlossenen Studie zusammen. Er ist selbst Vater zweier Kinder und hat während seiner Familienphase noch kein Auto besessen. Nur wenn er die Ferien mit seiner Familie auf dem Campingplatz verbringt, braucht er einen Wagen. Der wird geliebt.

Der Ansatz, Mobilitätsgewohnheiten durch die Erforschung von Nutzergewohnheiten und Bedürfnissen zu verändern, unterscheidet sich grundlegend von dem, dies durch erhöhte Kosten, wie etwa eine Anhebung der Benzinsteuern, erreichen zu wollen. Gleichwohl findet Lanzendorf, dass viele Formen der Mobilität noch zu billig sind, weil der Nutzer nicht für die entstehenden Umweltschäden zahlen muss. Dies wäre auch aus Gründen der Gerechtigkeit zu fordern, denn einer These zufolge sind etwa 10 Prozent der Bürger in westlichen Gesellschaften für 50 Prozent der verkehrsbezogenen CO₂-Emissionen verantwortlich – typischerweise Menschen, die beruflich viel unterwegs sind.

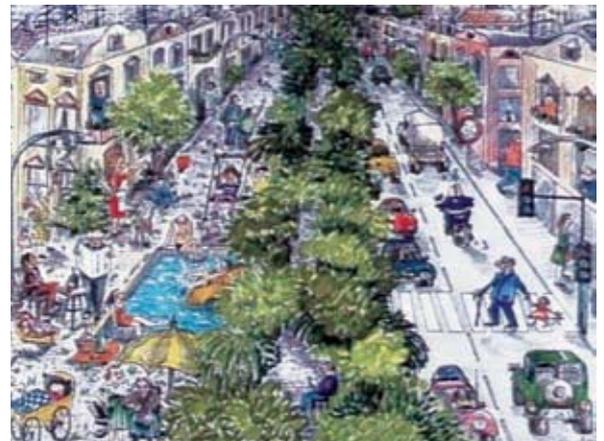
Es gibt verschiedene Möglichkeiten, eine freiwillige Entschädigung für die durch Flüge entstehenden Umweltschäden zu entrichten. Davon macht etwa die Bundesregierung Gebrauch. »Aber auch hier sollte man Gewohnheiten hinterfragen: Manche Ge-

schäftsreisen ließen sich durch eine Videokonferenz oder die Übertragung von Vorträgen ersetzen«, gibt Lanzendorf zu bedenken. Ähnlich kritisch könnte man fragen, ob Urlaub und Erholung notwendigerweise mit einer Fernreise verbunden sein müssen.

Die »Radlust« fördern

Für Verkehrsverbände wie den RMW geben Methodenstudien, wie der Stiftungsprofessor sie betreibt, Anhaltspunkte, wie sie ihre Angebote den Wünschen ihrer Kunden besser anpassen können und wie sie neue Kunden gewinnen können. Auch Städteplaner profitieren von diesen Erkenntnissen, beispielsweise wenn es darum geht, den Fahrradverkehr zu fördern. »Auch da geht es nicht nur um den Ausbau von Fahrradwe-

So stellten sich Frankfurter Bürger bereits vor zehn Jahren lebenswertes Wohnen vor: Weniger Verkehr, weniger Lärm und Abgase. Dafür mehr Grün und Freizeitmöglichkeiten direkt vor der Haustür.



gen,« sagt Lanzendorf, »sondern um die emotionale Besetzung des Fahrradfahrens.« Es sei wichtig, die Attraktivität des Fahrradfahrens durch Image-Kampagnen zu fördern, wie die seines Trierer Kollegen Heiner Monheim. Mit Studierenden entwarf er Plakate zum Thema »Radlust«. Diese Initiative sollte ein Gegengewicht zu der omnipräsenten und emotional besetzten Werbung für Autos sein.

Eine weitere Möglichkeit, das Fahrrad als Verkehrsmittel zu fördern, sieht der Mobilitätsforscher im betrieblichen Mobilitätsmanagement. Er nennt das Beispiel der in der Entwicklungshilfe enga-

Die Autorin

Dr. Anne Hardy, 44, studierte Physik (Diplom) und promovierte in Wissenschaftsgeschichte. Sie ist Referentin für Wissenschaftskommunikation an der Goethe-Universität.

gierten Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (gtz). Um auch vor Ort einen Beitrag zum Umweltschutz zu leisten, gestaltete sie das Radfahren für ihre Mitarbeiter möglichst attraktiv. Die Firmenleitung sorgte für Duschen und Umkleiden am Arbeitsplatz, stellte Fahrradständer und Reparaturplätze zur Verfügung und ernannte einen Fahrradbeauftragten. 20 Prozent der Mitarbeiter fahren inzwischen mit dem Rad zur Arbeit. Und davon profitiert auch das Unternehmen: Es ist nicht nur gut für das Image, sondern spart auch Fläche und Kosten für Parkplätze ein. Im Mai 2009 erhielt die gtz für ihr Engagement den »bike and business award«, der in diesem Jahr erstmals vom Planungsverband und dem Allgemeinen Deutschen Fahrradclub vergeben wurde.

Mobilität und Lebensqualität vereinbaren

Projekte dieser Art interessieren Lanzendorf, weil sich daran studieren lässt, wie nachfragebezogene

Maßnahmen das Verkehrshandeln von Menschen beeinflussen: »Die klassischen Instrumente von Bauen und Planen sind hier oft nicht zielführend genug.« So stellt er sich beispielsweise die Frage, wie man in ländlichen Gebieten den Individualverkehr mit dem Auto reduzieren könnte, ohne die Mobilität zu beschneiden. Mit dem Odenwald-Kreis testet er derzeit die Möglichkeit, Mitfahrgelegenheiten in das öffentliche Verkehrssystem zu integrieren. »Wenn man an einer Bushaltestelle auf der Landstraße wartet, dann kommen meistens einige PKWs vorbei, bevor der nächste Bus eintrifft«, erklärt er seine Idee. Ziel ist es, diese Mitfahrgelegenheiten flexibel und zeitnah organisieren zu können, etwa über ein System, das über das Handy Angebot und Nachfrage zusammenbringt – eine Art organisiertes Trampen.

Hinter allen Forschungsprojekten steht schließlich die Frage: »Wie lässt sich Mobilität mit weniger Verkehrsaufwand realisieren?«

Für Lanzendorf ist das nicht nur eine Herausforderung, die sich durch Klimawandel und Ressourcenknappheit ergibt, sondern auch eine der Lebensqualität: weniger Lärm, bessere Luft und mehr Grünflächen. Die Realisierung hängt seiner Meinung nach zum großen Teil von der städtischen Mobilitätskultur ab. Städte wie Freiburg zeigten, dass autoreduziertes Wohnen in Neubaugebieten möglich ist und von vielen Bürgern als erstrebenswert angesehen wird. Das Beispiel Münster demonstriert, wie eine fahrradfreundliche Städteplanung den nicht motorisierten Verkehr fördert. »Man kann sich nicht darauf zurückziehen, dass die städtischen Strukturen historisch gewachsen sind und solche Ideen nur in Neubaugebieten zu realisieren sind«, meint Lanzendorf, »es braucht aber nicht nur politischen Gestaltungswillen – man muss auch das Nutzerverhalten kennen und das bürgerschaftliche Zusammenspiel in einer Stadt berücksichtigen.« ♦

»Ein Ort bundesweit beachteter Vorfälle«

Einblicke in die bewegte Frankfurter Universitätsgeschichte zwischen 1946 und 1972.



Notker Hammerstein im Interview mit Anne Hardy

? Herr Professor Hammerstein, 2010 erscheint der zweite Teil Ihrer Geschichte der Goethe-Universität. Was erwartet uns?

Hammerstein: Der Band setzt mit dem Ende des Nationalsozialismus, dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein und reicht bis in die Phase der universitären Neuordnung um 1972. Diese Fortführung der Universitätsgeschichte verdankt ihr Entstehen dem Interesse an der Sache selbst, aber auch vielfach geäußerten Wünschen. Da im ersten Band die Schilderung der Zeit zwischen 1945 und 1948 eher kursorisch blieb, setzt der neue Band nochmals mit 1945 ein. Ausführlicher als zuvor schildert er die Wiedereröffnung der Universität und die Zeit des frühen Aufbaus. Die auf diese Jahre folgende Entwicklung – vielfach paradigmatisch für die Bundesrepublik und ihre Uni-

Bevor es nach dem Krieg mit dem Studium weitergehen konnte, musste erst einmal aufgeräumt und wieder aufgebaut werden. Die Studenten fassten mit an: Junge Frauen engagierten sich ebenso wie Männer.

versitäten insgesamt – kann auf diese Weise besser verstanden und eingeordnet werden.

? Welche Personen nehmen Sie in den Blick?

Hammerstein: Wie im ersten Band stehen die Professoren – Ordinarien und Extraordinarien – im Mittelpunkt der Darstellung. Sie prägen das Profil der Institution, ihre geistige und wissenschaftliche Bedeutung. Daneben erfahren natürlich auch wichtige allgemeine Entwicklungen der Zeit, die für die Universität von Bedeutung waren, Berücksichtigung. In der Nachkriegszeit stand vor allem der Auf- und Ausbau der zerstörten Hochschule im Vordergrund. Dazu gehörten nicht nur der Wiederaufbau von Gebäuden, sondern auch neue Berufungen, die über die wissenschaftliche Ausrichtung Auskunft geben. Der Band geht auf die Verhandlungen mit Vertretern von Stadt und Land ein, die Ziele der Landesregierung sowie allgemeine politische Ereignisse, die in der Universität bemerkenswerte Reaktionen hervorriefen, wie der Vietnamkrieg oder die Notstandsgesetze. Ebenso wichtig ist aber auch das Verhältnis von Professoren und Studenten. Deren Wünsche, Überlegungen und Aktionen werden über die behandelten Jahre hin möglichst breit dargestellt. Nicht immer ist das allerdings aufgrund der Quellenlage zufriedenstellend möglich.

? Was sind die wichtigsten universitätsgeschichtlichen Fragen, denen Sie nachgehen?

Hammerstein: Das sind mentale und institutionelle Veränderungen in der Universität, wie wir sie auch heute erleben. Sie müssen im Kontext der allgemeinen bundesrepublikanischen Universitätspolitik gesehen werden. Wie wirkte sich diese auf die Personalpolitik aus? Welchen Einfluss hatte sie auf Finanzfragen? Wer entschied über die bauliche Erweiterung, die mit einer ausgreifenden Baupolitik verbunden war? Auf rechtlichem Gebiet waren einschneidende Ereignisse der 1. Januar 1967, als die von der Stadt getragene Stiftungsuniversität an das Land übergang, zwei neue Hochschulgesetze und schließlich



eine gänzlich neue Universitätsverfassung, die zu einer Auflösung der Fakultäten und der Einrichtung von Fachbereichen führte.

? Welchen Schwierigkeiten begegneten Sie beim Schreiben?

Hammerstein: Bei so vielen Gegenständen und vor allem bei der Analyse der Berufungsfragen – keiner der Professoren sollte übergangen werden, sollte eine solche Geschichte zuverlässig über die verantwortlichen Personen und die Hauptereignisse Auskunft geben – ließ es sich nicht vermeiden, dass der Band streckenweise den Charakter einer Chronik annahm. Das kommt der Lesbarkeit nicht immer entgegen. Dafür sollte garantiert

Nach den schwachen Jahrgängen der Kriegszeit wuchs die Studen-
tenzahl nach 1945 stark an. Sichtbarer Ausdruck dessen ist die Vergrößerung des Haupteingangs des »Jügelhauses«, der nach den Plänen des Bauhaus-Architekten Ferdinand Kramer ausgeführt wurde. Theodor Adorno und Max Horkheimer, seinerzeit Rektor der Universität, war die sachliche Gestaltung ein Dorn im Auge.



Franz Böhm war einer der Rektoren der Nachkriegszeit, die sich aktiv gegen die nationalsozialistische Herrschaft gestellt hatten. In den 1930er Jahren trat der Jurist der Diskriminierung und Verfolgung jüdischer Bürger entgegen. Seine akademische Karriere endete abrupt mit dem Entzug der Lehrerlaubnis. Nur dank einer Namensverwechslung entging Böhm, der zum Freiburger Bonhoeffer-Kreis gehörte, der Verhaftung am 20. Juli 1944. Nach dem Krieg erhielt er zunächst eine Professur an der Universität Freiburg und wurde dort Prorektor; 1946 folgte er dann dem Ruf nach Frankfurt. Auf diesem Bild ist sein Gesicht noch deutlich von den Strapazen des Krieges gezeichnet.

sein, dass jedermann die ihn interessierenden Personen und Dinge finden und nachschlagen kann.

? Was ist das Besondere an Ihrer Darstellung?

Hammerstein: Bislang gibt es keine Geschichte einer bundesrepublikanischen Universität zwischen 1945 und 1972. Meine Darstellung der Universität Frankfurt nimmt daher eine Vorreiterrolle ein – zu Recht, denn die Goethe-Universität war zwischen 1946 und 1972 ein Ort bundesweit beachteter Vorfälle, Ereignisse, Ideen und wissenschaftlich charakteristischer Positionen. Manche der geschilderten Vorgänge, Pläne und Auseinandersetzungen sind von vielfach stilbildendem

»Unter den Talaren, der Muff von tausend Jahren!«. Ihren Unmut an den traditionellen universitären Bräuchen drückten die Studenten 1968 nicht nur verbal aus, wie dieses Bild eines aufgebrochenen und halb ausgeräumten Schrankes mit Talaren zeigt.



Studentische Provokation während der 1968er-Unruhen: Das ordentlich geschriebene Graffiti mit den infrage gestellten deutschen Tugenden prangt an der Wand hinter dem Besprechungstisch im Büro des Rektors.

Charakter gewesen und auch im Nachhinein von fast außerordentlicher Brisanz. Vieles, was hier geschah, prägte die intellektuelle, politische und wissenschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik mit.

? Wie würden Sie die Zeit zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der universitären Neuordnung in den 1970er Jahren charakterisieren?

Hammerstein: Im Rückblick war es eine Zeit enorm rascher und positiver Entwicklungen für die Bildungspolitik. Steigende Studentenzahlen, neue Professuren und neue Disziplinen, verbesserte finanzielle Ausstattung, Neubauten – all das sticht ins Auge. Die Kehrseite dieses raschen Wachstums waren Raummangel, Überfüllung, zunehmende Anonymisierung und – bedingt durch Studienunterbrechungen im Krieg und die nationalsozialistische Politik – ein Man-

gel an wissenschaftlichem Nachwuchs. Die Universitäten waren vor Probleme gestellt, für die sie in ihrer bisherigen Geschichte kaum Lösungen oder hilfreiche Beispiele finden konnten. Das Quellenstudium zeigt aber, dass man sich diesen Problemen in Frankfurt freudig und gern stellte. Sie zu lösen, galt als lohnenswerte Aufgabe; nach den düsteren Jahren des Naziregimes und des Krieges sollte es wieder aufwärts gehen. Dass zugleich manche Vorurteile bestärkt und rückwärtsgewandte Debatten geführt wurden, änderte nichts an der insgesamt liberalen und demokratiezugewandten Grundeinstellung der meisten Handelnden.

? Inwieweit gelang es der Universität nach dem Krieg, Personen mit einer nationalsozialistischen Vergangenheit aus ihren Reihen zu entfernen?

Hammerstein: Für Frankfurt war es bezeichnend, dass in der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht nur untadelige Männer das Amt des Rektors bekleideten, sondern dass unter den frühen Rektoren auch aus der Emigration zurückgekehrte ehemalige Angehörige der Universität waren. Nach Walter Hallstein und Franz Böhm amtierten, mit einem Zwischenspiel Boris Rajewskys, Max Horkheimer, Oskar Ganz und Fritz Neumark. Anhänger des NS-Regimes, aber weitgehend auch sogenannte Mitläufer, waren unter den Dozenten nach Wiedereröffnung der Universität die Ausnahme. Die neue freie, demokratische Verfasstheit der entstehenden Bundesrepublik wurde uneingeschränkt bejaht und aktiv mitzugestalten versucht, wie die vielen Reformüberlegungen und Pläne der frühen Jahre zeigen. Der unabdingbare Wiederaufbau – materiell wie ideell – wurde als ein geschenkter Neuanfang begriffen, den es zu gestalten galt.

? Wie kam es zur Auflösung der Stiftungsuniversität?

Hammerstein: Die Stadt Frankfurt konnte auf Dauer nicht mehr allein die Last der Finanzierung tragen. Die Stiftungsuniversität hatte sich mehr und mehr den anderen hessischen Landesuniversitäten an-

zupassen, was aber nicht bedeutete, dass sie ihre Eigentümlichkeiten aufzugeben hatte. Im Großen Rat und im Kuratorium wirkten fast über die ganze Zeit neben Vertretern von Stadt und Land und gewählten Universitätsvertretern auch Vertreter der Stifter an der Leitung der Goethe-Universität mit. Das war und blieb eine Eigenart Frankfurts. Den Großen Rat gab es bis 1970. Eine damit vergleichbare Einrichtung gibt es heute nicht mehr.

? Kommen wir zur Mentalitätsgeschichte: Die Studenten der 1968er-Bewegung, die in Frankfurt und Berlin besonders ausgeprägt war, kritisierten »Unter den Talaren, den Muff von tausend Jahren«. Welche Strukturen und Ansichten empfanden die Studierenden als rückwärtsgerichtet? Und wie konnten diese den demokratischen Neuanfang der Nachkriegszeit überdauern?

Hammerstein: Nach 1946 überwogen zunächst Gelehrte, die ihre Ausbildung während der Zeit der Weimarer Republik erfahren hatten, was mental oft ins Kaiserreich zurückreichte. Dementsprechend waren viele der damaligen Diskussionen und Themenstellungen noch von diesen Zeiten geprägt. Erst als Mitte der 1950er Jahre der Mangel an wissenschaftlichem Nachwuchs behoben war, konnten die Wissenschaften ausgebaut und konnte die Professorenschaft verjüngt werden. Diese neue Generation von Berufenen hatte meist mehrere Jahre am Krieg oder an anderen, von den NS-Machthabern eingeführten Einsätzen teilnehmen müssen. Sie agierte zielgerichtet, war auf rasche Karriere aus, übernahm anfänglich meist die wissenschaftlichen Anschauungen ihrer Lehrer und ließ die frühen Reformanstrengungen versanden.

Erst in den 1960er Jahren entstand dadurch – und nicht nur auf Seite der Studenten – der Wunsch nach einem Wandel der Ordinarien-Universität, einem Abbau der inzwischen steilen Hierarchisierung, einer Demokratisierung der Universität. Auch hier ist es wichtig, das damalige politische Umfeld in der Bundesrepublik und in der Welt zu betrachten – die Anti-Atombewegung, der Vietnamkrieg,

die Notstandsgesetze –, auf die der linksintellektuelle Zeitgeist antwortete: die Ostermärsche der Friedensbewegung, die Formierung einer außerparlamentarischen Opposition APO, die Gründung des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds SDS, die Herausgabe der Frankfurter Hefte, das Abendstudio des Hessischen Rundfunks, die viel gefragte »Theorie«-Reihe des Suhrkamp Verlags und die Wiedereröffnung des Instituts für Sozialforschung sind nur einige Unternehmungen, die diese Zeit charakterisieren. Sie führten fast folgerichtig zur 68er-Bewegung. Als der Funke nach der Ermordung Benno Ohnesorgs 1968 von Berlin nach Frankfurt übersprang, war hier bereits ein breites Feld für ungemein vehemente Reaktionen, Aktionen und Diskussionen vorbereitet.

? Welche Auswirkungen hatte die 1968er-Bewegung auf die weitere Entwicklung der Goethe-Universität und das Verhältnis von Professoren, Studierenden und Mitarbeitern?

Hammerstein: Die Bewegung erfasste damals nicht nur Studenten, sondern auch manche Professoren,

Assistenten und wissenschaftliche Mitarbeiter. Bis zum Ende des dargestellten Zeitraums bestimmten die Anhänger, Gegner, Aktivisten und selbst die scheinbar Gleichgültigen die Verhältnisse und Auseinandersetzungen in der Universität. Neben den unterschiedlichsten Demonstrationen beherrschten unheimlich kontroverse Diskussionen über die universitäre, aber auch über die allgemein politische Situation die Szenerie. Satzungsfragen, diverse, höchst umstrittene Rektorenwahlen, Fragen der Mitbestimmung von Extraordinariern und Studenten, Auseinandersetzungen mit Landesregierung und Landtag über neue Hochschulgesetze, die Eingliederung der Hochschule für Erziehung (AfE) und anderes hielten Rektoren, Dekane, Professoren – Senat und Konzil – sowie Großen Rat, Kuratorium und AStA in Atem.

Die scheinbare nachkriegsbedingte Einheitlichkeit der Professorenschaft und ihr Zunftgeist lösten sich zunehmend auf, die inneruniversitären Verhältnisse wurden unübersichtlicher und variabler. Eine vielschichtige und spannende Phase deutscher Universitätspolitik begann, die durch die Novellierung des ersten hessischen Hochschulge-

Zur Person



Prof. Dr. Notker Hammerstein, emeritierter Professor für neuere Geschichte am Historischen Seminar der Goethe-Universität, ist ein ausgewiesener Experte für die Geschichte der europäischen Universitäten. Bereits in seiner Habilitation beschäftigte er sich mit der Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten. Er war Vizepräsident der »Commission internationale pour l’Histoire des Universités«, gehört dem Herausgeberkreis eines von der internationalen Rektorenkonferenz inaugurierten Handbuchs zur Geschichte der Universitäten in Europa an, wie auch der in Oxford erscheinenden Zeitschrift »History of Universities«. Den ersten Band zur Geschichte der Goethe-Universität zwischen 1914 und 1950 legte er zum 75. Jubiläum 1989 vor, der zweite Band ist im Manuskript abgeschlossen und erscheint 2010.

setzes im zweiten Gesetzeswerk von 1970 zu einer neu verfassten und umstrukturierten Universität führte. Das Gesetz schuf die Präzisionsuniversität, beseitigte die traditionsreiche Fakultätseinteilung zugunsten einer Gliederung in Fachbereiche, politisierte die Universität hin zu vermeintlicher Demokratisierung, schuf neue Gremien und Verwaltungsstrukturen. Das hatte weitreichende Folgen, die teilweise noch bis heute spürbar sind. ◆

Am Wasser mussten arme Frankfurter Bürger nie sparen

Soziales Denken beherrschte die Tarifgestaltung im 19. Jahrhundert

» Unser Schlachtfeld ist nicht dasjenige der Soldaten mit ihren Tausenden von Toten und Verwundeten. Auf unserem Schlachtfeld zählen wir die Tausende vom Tode Geretteter durch die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse, die aus unseren Arbeiten hervorgeht. Diese Tausende am Leben Erhaltener bedeuten auch Tausende von Krankheit Bewahrter, besonders der ärmeren Bevölkerung, die Krankheiten am meisten ausgesetzt ist. () so bekommen wir einen Begriff von der Wichtigkeit unserer Arbeit, (...)«^{1/}

Als der Ingenieur William Heerlein Lindley dieses Plädoyer für eine saubere und gesunde Stadt 1906 auf einer Tagung in Warschau vortrug, verfügte er bereits über eine langjährige Erfahrung mit den Kanalisationsarbeiten in Frankfurt am Main. Begonnen hatte diese Arbeiten sein Vater William Lindley. Der englische Eisenbahningenieur hatte sich beim Bau der Kanalisation in Hamburg, der ersten nach englischem Vorbild, einen Namen gemacht und trug in der Folge zur Modernisierung zahlreicher europäischer Städte bei.



von Anna Leiss

1 William Heerlein Lindley (1853–1917) übernahm schon als 20-Jähriger während der längeren Abwesenheiten seines Vaters die Bauleitung bei der Frankfurter Kanalisation – zunächst ohne die Zustimmung der Stadtäter.

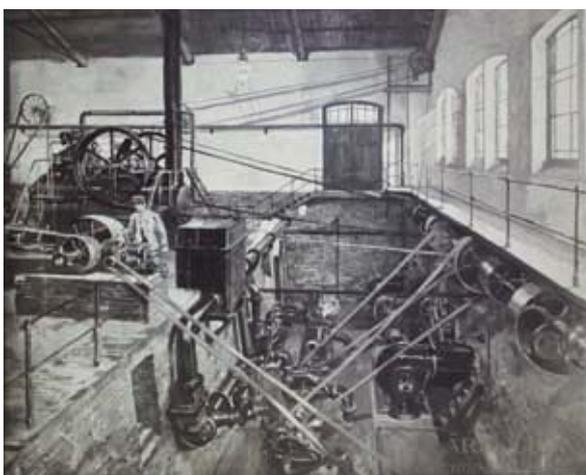
Während Vater Lindley Kanalisations- und Wasserprojekte in ganz Europa leitete, wurde William Heerlein Lindley in England erzogen und unterrichtet. Als Sechzehnjähriger immatrikulierte er sich bereits an der Universität in London. Nach nur einem Jahr verließ er jedoch ohne Abschluss die Hochschule, um seinem Vater nach Bu-



2 Grundwasserleitung: Eine gute Wasserversorgung ließen sich die Frankfurter Bürger gern etwas kosten. Neben dem aufwendigen Bau einer Quellwasserleitung, die Wasser aus dem Vogelsberg lieferte, bohrte die Stadt auch nach Grundwasser im Stadtwald. Bedürftige Bürger erhielten das Wasser zu einem reduzierten Preis oder wurden kostenlos beliefert.

dapest zu folgen, wo dieser ein Wasserwerk errichten sollte. Dabei sammelte William Heerlein Lindley seine ersten praktischen Erfahrungen als Ingenieur. Sein Vater schätzte ihn sehr, er erkannte sein Talent und vertraute ihm sogar den Posten des stellvertretenden Bauleiters an.

Gleichzeitig leitete der Vater in Frankfurt am Main den Bau der Schwemmkanalisation. Als 1873 der Stellvertreter William Lindleys in Frankfurt aus dem Dienst ausschied, holte der Vater seinen inzwischen 20-jährigen Sohn, damit dieser die vakante Stelle ausfülle. Die Stadt Frankfurt lehnte den blutjungen Mann ohne akademischen Titel zunächst als Stellvertre-



3 Maschinenraum: Über drei Jahrzehnte leitete die Stadt Frankfurt ihre Abwässer ungeklärt in den Main, weil sie die damals üblichen Rieselfelder, auf denen die Abwässer landwirtschaftlich verwertet wurden, nicht anlegen wollte. Von 1883–1887 baute die Stadt dann das erste europäische Klärwerk in Niederrad, dessen Maschinenraum auf dem Bild zu sehen ist.

ter ab. Selbst das Angebot des Vaters, der Sohn könne unentgeltlich arbeiten, ließ die Stadtväter ihre Meinung nicht ändern. Da William Lindley neben seiner Tätigkeit in Frankfurt viele weitere Bauaufträge europaweit annahm, war er oft wochenlang abwesend. In dieser Zeit übernahm sein Sohn auch ohne Einverständnis der Stadt die Bauleitung und bewies sein technisches Geschick. 1875 revidierte die Stadtregierung schließlich ihre Meinung und ernannte den jungen Lindley zum Assistenten im städtischen Kanalbüro. Nur drei Jahre später trat er auch offiziell die Nachfolge seines Vaters an. 1882 legte die Stadt das Wasseramt, das Kanalbüro und das städtische Ingenieurbüro zusammen und schuf das Tiefbauamt. William Heerlein

rung verbessern. In Frankfurt am Main stieß er dabei auf offene Ohren. Die Sorge um das Gemeinwohl nahm in Denken und Handeln der Frankfurter Stadtregierung eine wichtige Stellung ein. Obwohl die Stadt in einer liberalen Tradition regiert wurde, sahen die Stadtväter kein Problem darin, die Wasserver- und -entsorgung in städtischer Hand zu führen. Das Eingreifen der öffentlichen Hand in den städtischen Wirtschaftsraum nannte man gegen Ende des 19. Jahrhunderts Munizipalsozialismus. Er stellt eine Art lokales Pendant zum Staatssozialismus dar.^{13/} ^{14/} Insbesondere bei der Tarifgestaltung orientierten sich die Frankfurter Liberalen an sozialen Denkweisen. Die Stadtväter verzichteten jahrelang auf die Einführung von



4 Düker-Rote-Hamm: Über Abwasserleitungen, Düker genannt, gelangte das Abwasser von hibdebach nach dribdebach. Stadtbaurat William Heerlein Lindley (Dritter von links) überwachte 1884 persönlich die Versenkung der Düker im Main.

Lindley setzte sie als ersten Dezerenten an die Spitze der neuen Behörde. Dass die Entscheidung, einem Jungpund solche Verantwortung zu geben, die richtige war, zeigen die zahlreichen Errungenschaften, die Frankfurt William Heerlein Lindley verdankt.^{11/ 12/}

Das waren neben der Kanalisation und Wasserversorgung aus dem Stadtwald auch Hafen- und Kaianlagen für den Westhafen und das erste Elektrizitätswerk, um nur die Wichtigsten zu nennen.

Sauberes Wasser für alle

Neben den technischen Errungenschaften wollte der Ingenieur vor allem die hygienischen Verhältnisse und damit die Gesundheit der weniger bemittelten Bevölke-

Wasseruhren, während in anderen deutschen Städten diese Abrechnungsform schon längst gang und gäbe war. Bis 1924 gab es einen Pauschaltarif, der im Frankfurter Stadtgebiet zunächst bei 4 Prozent des Mietwertes lag. Dies gewährleistete, dass Konsumenten unabhängig von ihrer sozialen Stellung nicht nur eine ausreichende Wassermenge für hygienische Zwecke zur Verfügung hatten, sondern Wasser auch nach den persönlichen Bedürfnissen verbrauchen konnten. Lediglich bei gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben mit großen Verbrauchsmengen wurde der Wasserpreis schon vor der flächendeckenden Einführung der Wasseruhren anhand von Messgeräten errechnet.

Immer wieder war der Wassertarif in Frankfurt Gegenstand von Debatten. Hauptsächlich stritten sich Parlament und Magistrat um die Einführung von Wasseruhren und die Staffelung des Pauschalтарифes. Der Magistrat hatte schon 1883 eine Revision der bestehenden Gebrauchsordnung gefordert. 1875 hatte die Stadt die in finanzielle Not geratene Quellwasserleitung AG übernommen. Der Betrieb der Leitung erwies sich als rentabel, und so hielt der Magistrat eine Ermäßigung für Bedürftige für möglich. Die Stadtverordnetenversammlung ging einen Schritt weiter und forderte eine Befreiungsgrenze für Arme; außerdem solle das Wassergeld nur die Kosten der Wasserversorgung decken, nicht aber Gewinne abwerfen. Dieser Gedanke ist erst sechs Jahre später wieder aufgegriffen worden. Am 1. April 1889 trat schließlich ein neues Ortsstatut in Kraft. Fortan konnten alle Mieter, die einen jährlichen Mietwert bis 250 Mark hatten, von der Zahlung von Wassergeld befreit werden. 1904 modifizierte die Stadt den Wassertarif und ermäßigte das Wassergeld für Wohnungen mit einem jährlichen Mietwert von 251 bis 300 Mark auf 3 Prozent statt der herkömmlichen 4. Der 1888 polizeilich verordnete Anschlusszwang bewirkte die schnelle Ausdehnung des Netzes auf alle Haushalte. Die Befürworter der sozialen Tarifpolitik erreichten eine kostengünstige beziehungsweise kostenlose Bereitstellung von einwandfreiem Trinkwasser auch für minderbemittelte Personenkreise.¹⁵¹

Wie günstig das Wasser in Frankfurt war, verdeutlicht ein Vergleich mit anderen deutschen Städten. Um 1880 verbrauchten die Frankfurter im Durchschnitt 125 Liter pro Tag und Kopf, in Berlin hätte ein Frankfurter hierfür im Jahr circa 14 Mark Wasserzins zahlen müssen und in der Nachbarstadt Darmstadt circa 10 Mark.^{161 171} In der gleichen Preisklasse konnte ein Frankfurter für sich und seine Familie frei Wasser beziehen, wenn er in einer Wohnung mit einem Mietwert von unter 250 Mark wohnte. Günstige Wohnungen gab es zwar in Frankfurt um 1889 nicht viele, aber es wurden gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften gegründet, um diesen Missstand zu beheben. Diese Gesellschaften boten Arbeiterfamilien 2- bis 3-Zimmer-Wohnungen zu erschwinglichen Preisen von 15 bis 26 Mark monatlicher Miete an. Laut Magistratsakten erhielten zehn Jahre nach Einführung der Befreiungsgrenze 8002 von insgesamt 46 701 mit Wasser belieferten Wohnungen eine Wassergeldbefreiung.¹⁸¹

Die Diskussionen über einen angemessenen Wasserpreis sind in Frankfurt bis heute nicht abgebrochen. 2007 strengte das hessische Wirtschaftsministerium ein Kartellverfahren gegen den Frankfurter Wasseranbieter Mainova wegen missbräuchlich hoher Wasserpreise an. Das Gerichtsurteil ist bis heute nicht gefällt. Anders sieht es bei der Frankfurter Stadtentwässerung aus: Die Satzung des städtischen Eigenbetriebes verlangt noch heute

Stadtteilhistoriker

Die 25 Stadtteilhistoriker sind Frankfurter Bürger, die sich ehrenamtlich ein Jahr lang mit selbst gewählten Themen der Frankfurter Stadt- und Stadtteilgeschichte befassen. Das Format, in dem sie ihre Untersuchungsergebnisse präsentieren, ist freigestellt (zum Beispiel Aufsatz, Ausstellung, Film). Die Stadtteilhistoriker werden mit einem Förderbetrag durch die Stiftung Polytechnische Gesellschaft unterstützt, die Gerda Henkel Stiftung richtet zwei Werkstatt-Treffen zur fachlichen Qualifizierung aus, und die Frankfurter Neue Presse ist Medienpartner des Projekts.



moderate Preise für die Benutzung der Kanalisation.

Kanalgebühren erst ab 1904

Als 1894 die Stadtverordneten erstmals über eine Benutzungsgebühr für die Kanalisation sprachen, argumentierten einzelne städtische Vertreter, dass eine Gebühr nur einzuführen sei, wenn der Kanalbetrieb ein Haushaltsdefizit aufweise. Ein Fünftel des städtischen Haushaltes floss damals jährlich in den Kanalbau. Die Ausgaben der neuen Städtetechnik belasteten den Haushalt so stark, dass Frankfurt Kredite aufnehmen musste. 1904 ließ sich aufgrund dieser Kosten eine Einführung nicht mehr vermeiden. Um auch diese Gebühren sozial verträglich zu gestalten, staffelte sich der Betrag ähnlich dem Wasserpreis und orientierte sich ebenso am Mietwert der Immobilie. Bewohner mit

Literatur

- ^{11/1} Zitat nach einer Rede von William Heerlein Lindley, die er auf einer Feier in Warschau 1906 vorgetragen hat. Nachlass William Heerlein Lindley, Institut für Stadtgeschichte, Signatur: S1-186.
- ^{12/1} Lerner, Franz *William Heerlein Lindley (1853–1917). Umriß seines Lebens*. In: *Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst*
- Heft 49, Frankfurt am Main 1965, S. 123–133.
- ^{13/1} Roth, Ralf *Stadt und Bürgertum in Frankfurt am Main. Ein besonderer Weg von der ständischen zur modernen Bürgergesellschaft 1760–1914* (Stadt und Bürgertum, Band 7), München 1996.
- ^{14/1} Krabbe, Wolfgang *Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhundert.*
- Eine Einführung* des Zentrum Technik und Gesellschaft der TU Berlin, Band 2), Stuttgart 2005.
- ^{15/1} *Die Gebrauchsordnung und Wassergeldtarif der Frankfurter Quellwasserleitung zu Frankfurt am Main, 1876* Institut für Stadtgeschichte, Signatur: S 3/Q 8247.
- ^{16/1} Mohajeri, Shahrooz *100 Jahre Berliner Wasserversorgung und Abwasserentsorgung 1840–1940* (Schriftenreihe
- des Zentrum Technik und Gesellschaft der TU Berlin, Band 2), Stuttgart 2005.
- ^{17/1} Stippak, Marcus *Wasserversorgung und Kanalisation in Darmstadt 1870–1914. Diskussion, Einführung, Entwicklung* (Darmstädter Schriften, Band 90), Darmstadt 2007.
- ^{18/1} Magistrat *Acten des Magistrats der Stadt Frankfurt am*
- Main, Wassergeld 1894–1913* Band 3, Institut für Stadtgeschichte, Signatur: T 1916.
- ^{19/1} Münch, Peter *Stadthygiene im 19. und 20. Jahrhundert. Die Wasserversorgung, Abwasser- und Abfallbeseitigung unter besonderer Berücksichtigung Münchens* (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wis-
- senschaften, Band 49), Göttingen 1993.
- ^{110/1} Bauer, Thomas, *Im Bauch der Stadt. Kanalisation und Hygiene in Frankfurt am Main 16.–19. Jahrhundert* (Studien zur Frankfurter Geschichte, Band 41), Frankfurt am Main 1998.

einem jährlichen Mietzins von weniger als 300 Mark blieben sogar von der Gebühr befreit. Bis 400 Mark Miete betrug die Gebühr 12 Pfennig für jeweils 25 Mark Miete. Lag die jährliche Miete über 400 Mark, erhöhte sich die Gebühr auf 25 Pfennig.

Im Vergleich zu anderen deutschen Städten zeigen sich deutliche Unterschiede. In München lag die Gebühr bei 0,6 Prozent des Mietwertes, was 60 Pfennig auf 100 Mark Miete entsprach und demnach deutlich über den Frankfurter Verhältnissen lag. In Berlin wurde die Kanalgebühr nach dem Ertrag des Hausbesitzers festgelegt und lag bei 1,5 Prozent der Mieteinnahmen. Bei Mieteinnahmen von 100 Mark musste ein Berliner Vermieter 1,50 Mark Kanalnutzungsbeitrag zahlen. Da die Nutzungsgebühren letztendlich auf die Mieter zurückfielen, zeigt die späte Ein-

führung der Gebühren in Frankfurt deutlich, dass die Stadtverwaltung Vermieter und Mieter nicht zusätzlich belasten wollte.^{161/191/1101}

Erst 1904, als die Kosten des Kanalbaus und die Betriebskosten das städtische Budget stark belasteten, sahen sich die städtischen Vertreter gezwungen, die Verbraucher zusätzlich in Anspruch zu nehmen. Nichtsdestotrotz blieb die Stadthygiene ein Zuschussbetrieb. Die Weigerung, Kosten für die Kanalisation zu übernehmen, liegt sicherlich zum einen im Eigeninteresse der Stadtverordneten, die größtenteils selbst Hauseigentümer waren. Die Einführung einer Befreiungsgrenze zeigt allerdings, dass auch soziale Gesichtspunkte bei der Gebührenerhebung eine wichtige Rolle spielten. Die städtische Tarifpolitik ist daher ein Indiz für die municipalsozialistische Ausrichtung in Frankfurt. Es ist letztend-

lich bürgerlichen Persönlichkeiten wie William Heerlein Lindley zu verdanken, dass Frankfurt einen sozialen Weg in die Moderne gewählt hat. ◆

Die Autorin

Anna Leiss, 27, hat an der Goethe-Universität bis 2009 Mittlere und Neuere Geschichte und Politologie studiert. Seit Juni 2007 ist sie im Universitätsarchiv tätig. Im Oktober 2008 wählte die Stiftung Polytechnische Gesellschaft sie für das Projekt »Stadtteilhistoriker« aus und förderte ihre Forschungen zum Thema »Soziale Tarife der Wasserver- und -entsorgung in Frankfurt am Main«. Aktuell arbeitet sie an ihrer Dissertation »Municipalsozialismus in Frankfurt? Das Entstehen der städtischen Leistungsverwaltung«, die von Prof. Andreas Fahrmeir, Professur für Neuere Geschichte (Schwerpunkt 19. Jahrhundert), betreut wird.

leiss@ltg.uni-frankfurt.de

Ehre, wem Ehre gebührt

Ein Erinnerung an Ehrenbürger und Ehrensenatoren



von Gunter Stemmler

Titel und Würden gewähren psychosoziale Einblicke. Für solche Forschungen kann die Universität selbst zum Objekt werden. Ehrenbürger oder Ehrensenatoren rücken an der Goethe-Universität vermehrt ins Licht der Öffentlichkeit, da sie seit Anfang 2008 als Stiftungsuniversität die Verbindung zu den Frankfurter Bürgern inten-

Die erste Ehrensenatorin der Goethe-Universität: Renate von Metzler, 2005. Es gratulierte Universitätspräsident Prof. Dr. Rudolf Steinberg.

siviert und so an die Tradition des Mäzenatentums der frühen Jahre anknüpft.

Diese akademischen Würden wurden in Deutschland kreierte. Entscheidend war dafür die Initiative des Prorektors der Universität Halle, Prof. Dr. Wilhelm Lütgert, bei der siebten außeramtlichen deutschen Rektorenkonferenz im Juni 1919 in Halle an der Saale. Unter dem Tagesordnungspunkt »Einführung eines Ehrenbürgerbriefes neben dem Ehrendoktorat« heißt es: »Lütgert ... schlägt für solche Männer oder Frauen, die sich in anderer als rein wissenschaftlicher Weise um die Universitäten verdient gemacht haben, insbesondere durch bedeutendere materielle Zuwendungen, die Erteilung eines von der gesamten Universität, nicht den einzelnen Fakultäten ausgehenden Ehrenbürgerbriefes vor, der etwa mit Eh-

renplätzen bei Festlichkeiten, Einreihung in die Personalverzeichnisse an bevorzugter Stelle usw. verbunden werden könne.« Diese ergänzende Ehrung sollte die Kritik an einer akademischen Auszeichnung für nichtwissenschaftliche Leistungen verringern, wie es sie an manchen Ehrenpromotionen gab. Es wurde diese Würde sehr wahrscheinlich erstmals am 2. August 1919 zur 100-Jahr-Feier der Universität Bonn verliehen, und zwar an acht Männer und an eine Frau.

Finanzielle Not und die Einführung neuer Ehren

Die Einführung dieser neuen Ehre ist im Umfeld der Gründungen von Vereinigungen der Freunde und Förderer an Universitäten seit den letzten Kriegsjahren und vor dem Hintergrund der finanziellen Not nach dem Ersten Weltkrieg zu sehen. Eine pragmatische Sicht beim Einsatz von Anerkennungen als »Mittel und Wege zur Förderung der Wissenschaft« zeigte 1931 der Frankfurter Rektor Bernhard

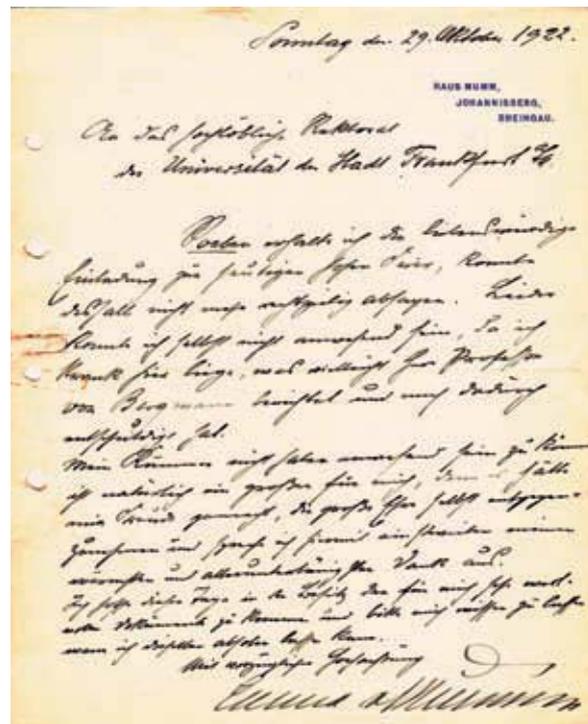
Fischer-Wasels. Er sah darin die Chance, dass der Staat »sehr viel Geld« sparen könne: »Die menschliche Eitelkeit für das Wohl des gesamten Volkes kräftig auszunutzen, halte ich nicht nur für eine erlaubte, sondern sogar für eine verdienstvolle Ausbeutung.« Im Sommer 1921 begannen im Senat der Frankfurter Universität ernsthafte Beratungen zu diesem Thema. Es gab hier wie auf überregionaler Ebene Debatten darüber, ob die Bezeichnung »Ehrenmitglied«, »Ehrenbürger« oder »Ehrensena-tor« verwendet werden sollte. Der Senat bestimmte die Auszeichnungen »Ehrenbürger« und »Ehrensena-tor«.

Auf der Liste der Geehrten: Noble Stifterinnen und Stifter

Als erste Persönlichkeit wurde die Stifterin Emma von Mumm im Oktober 1922 als Ehrenbürgerin geehrt. Es folgten zeitgleich Maria-Theresia Cornu-Kluckauf, Eduard Beit von Speyer, Fritz Rößler, Ludwig Schiff und Fanny Flersheim. Später wurden die ersten Ehrenbürgerinnen in Listen der Verwaltung etwas nach hinten platziert. Auch jetzt verfügt die Universität über Trägerinnen dieser akademischen Würden; es sind die Ehrenbürgerin Wilhelmine Willkomm und die Ehrensena-torinnen Renate von Metzler, Johanna Quandt, Karin Giersch. Die ersten Ehrensena-toren waren 1924 Leo Gans und Heinrich Oswald. Anfangs zeichnete der Senat vor allem Stifter aus, später folgten Kaufleute wie Gustav Gerst und insbesondere Chemiemanager wie der Unternehmer Arthur von Weinberg und schließlich Bankdirektoren, so August Oswald und Hans Heinrich Hauck, dazu Führungskräfte der »Freunde und Förderer« wie Hans W. Schmidt-Polex. Außerdem wurden einige ehemalige Professoren als Jubilare gewürdigt, zum Beispiel Franz Volhard, sowie auch Ernennungen mit politischem Hintergrund vollzogen – doch dazu unten mehr. Viele erhielten die Auszeichnung im hohen Alter, so dass man vielleicht besser die Bezeichnung »Universitätsältester« gewählt hätte. Ein Hinweis darauf, wie betagt viele der Ausgezeichneten waren, ist die Tatsache, dass manche bald nach der Verleihung starben, beispielsweise Emma von Mumm. Ein

sichtbarer Ausdruck der Würdigung ist die prominente Platzierung des Namens im Vorlesungs- und Personenverzeichnis. Darüber hinaus wurde eine Urkunde überreicht und zeitweise auch eine Medaille am Band übergeben, ohne dass es dafür ein festgeschriebenes Protokoll gab. Der Kaufmann und Mäzen Karl Kotzenberg hatte die erste Medaille 1922 gestiftet; die zweite wurde 1954 eingeführt. Eine dritte Fassung wurde nach langjähriger Beratung 1966 beschlossen, dann aber sehr wahrscheinlich nicht realisiert.

Bis zum Ende der 1970er Jahre galt die Praxis: »Der Ehrenbürger ist normalerweise die Vorstufe für die Ernennung zum Ehrensena-tor.« Das Zahlenverhältnis der Ehrenbürger zu den Ehrensena-toren lag bis zum Ende der Weimarer Republik bei 10 zu 1; in der NS-Zeit wurden nur Ehrenbürger ernannt. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist das Verhältnis etwa 3 zu 2. Zu Beginn dieser Untersuchung existierte keine einwandfreie Liste der Ehrenträger, sondern nur einige fehlerhafte und unvollständige Aufzählungen. Es bestehen weiterhin offene Fragen: So erweist sich das scheinbar Einfache als sehr schwierig und arbeitsintensiv. Ich gehe gegenwärtig von 132 Frauen und Männern aus, die an der Universität Frankfurt zum Ehrenbürger oder zum Ehrensena-tor ernannt wurden oder mit beiden Würden geehrt wurden. Die Hintergründe vieler Entscheidungen sind kaum noch nachvollziehbar, weil vieles mündlich verhandelt oder nicht in Niederschriften festgehalten wurde. Hinzu kommt



eine lückenhafte Aktenlage. Es wurde immer wieder im Senat betont, dass die Auszeichnung ehemaliger Kollegen nicht erwünscht sei; trotzdem wurde dies von Fall zu Fall problemlos praktiziert. Im Zeitraum um 1960 gab es mehrfach Doppelierungen, also die gleichzeitige Vergabe der Würden eines Ehrenbürgers und eines Ehrensena-tors. Auch dies wurde von einigen nicht gern gesehen, aber dennoch von den jeweils treibenden Kräften durchgesetzt.

Es bestand zumeist ein Grundkonflikt zwischen denen, die ihre Vorstellungen zu verwirklichen wünschten und dafür bisweilen ihre Vorschläge überraschend einbrachten, und denjenigen, die stattdessen für eine kontrollierte Vergabe eintraten und sich hin und

Als erstes wurde eine Frau mit der Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet: Emma von Mumm, 1922. Sie schrieb den Dank auf dem Krankenbett; es wurde zum Totenbett, denn zwei Wochen später starb sie.



Der Frankfurter Ehrenbürger Arthur von Weinberg war zugleich Ehrenbürger und Ehrensena-tor der Universität.

Aus dem Personalverzeichnis der Universität Frankfurt vom Sommersemester 1931: Gleich vorn sind die Namen der lebenden und verstorbenen Ehrenträger aufgeführt.



Hausverwaltung:

Jügelhaus, Mertonstr. 17/25, Oberpedell: Zimmer 36 [Maingau 72215], Pedell: Zimmer 27.
Müller, Wilhelm, Oberpedell, Mertonstr. 25.
Wagner, Julius, Pedell, Hofheim (Taunus), Hattersheimerstr. 34.

II. Ehrensenatoren.

Herr Geh. Kommerzienrat Dr. phil., Dr. med. h. c., Dr. phil. nat. h. c. Leo Gans, Frankfurt a. M.
Herr Geh. Justizrat Dr. jur., Dr. rer. pol. h. c. Heinrich Oswald, Frankfurt a. M.
Herr Oberpräsident a. D., Staatssekretär a. D., Dr. rer. pol., D. h. c., Dr. med. h. c., Dr. jur. h. c., Dr. phil. h. c. Rudolf Schwander, Exzellenz, Frankfurt a. M.
Herr Geh. Regierungsrat Dr. phil., Dr. med. h. c., Dr. Ing. h. c. Arthur von Weinberg, Frankfurt a. M.

III. Ehrenbürger.

Frau Emma von Mumm †, Frankfurt a. M.
Herr Friedrich Carl Kuchler †, Frankfurt a. M.
Herr Geh. Sanitätsrat Dr. med. Ernst Roediger †, Frankfurt a. M.
Herr Dr. phil. Friedrich Hallgarten †, Frankfurt a. M.
Herr Oberbürgermeister Dr. jur. h. c. Georg Voigt †, Marburg a. d. L.
Herr Prof. Dr. phil., Dr. jur. h. c. Ludwig Darmstaedter †, Berlin.
Herr Ministerialdirektor a. D., Wirkl. Geh. Oberregierungsrat D. h. c., Dr. jur. Walter Gerlach †, Frankfurt a. M.
Frau Johanna Stern †, Frankfurt a. M.
Herr Heinrich Emden †, Frankfurt a. M.
Herr Ludwig Schiff †, Frankfurt a. M.
Herr Bankdirektor a. D. Hermann Malz †, Frankfurt a. M.

Frau Hofrat Cornu-Kluckauf, Wien.
Herr Kommerzienrat Eduard Beit von Speyer, Frankfurt a. M.
Herr Dr. phil., Dr. rer. pol. h. c. Fritz Roeßler, Frankfurt a. M.
Frau Fanny Pfersheim, Frankfurt a. M.
Herr James Speyer, New-York.
Herr Geh. Kommerzienrat Dr. phil., Dr. med. h. c., Dr. phil. nat. h. c. Leo Gans, Frankfurt a. M.
Herr Konsul Dr. jur. h. c., Dr. Ing. h. c. Karl Kotzenberg, Frankfurt a. M.
Frau Stefanie Helene Kuchler, Frankfurt a. M.
Herr Geh. Justizrat Dr. jur., Dr. rer. pol. h. c. Heinrich Oswald, Frankfurt a. M.
Herr Dr. rer. pol. h. c. Richard Merton, Frankfurt a. M.
Herr Geh. Regierungsrat Dr. phil., Dr. med. h. c., Dr. Ing. h. c. Arthur von Weinberg, Frankfurt a. M.
Herr Justizrat Dr. jur., Dr. rer. pol. h. c. Ludwig Heilbrunn, Frankfurt a. M.
Herr Dr. phil. August Jassoy, Frankfurt a. M.
Herr Franz Hans Hansen, Frankfurt a. M.
Herr Oskar Franklin Oppenheimer, Frankfurt a. M.
Herr Direktor Paul Siebertz, München.
Herr Dr. Ing. e. h. Walter vom Rath, Frankfurt a. M.
Herr Handelsgesichtsrat Dipl.-Ing. Dr. rer. pol. Eugen Jacobi, Frankfurt a. M.
Herr Oberpräsident a. D., Staatssekretär a. D., Dr. rer. pol., D. h. c., Dr. med. h. c., Dr. jur. h. c., Dr. phil. h. c. Rudolf Schwander, Exzellenz, Frankfurt a. M.

Herr Senatspräsident Dr. jur. Carl Alken, Frankfurt a. M.
Herr Großkaufmann Otto Goldmann, Frankfurt a. M.
Herr Geheimer Rat Prof. Dr. phil., Dr. theol. h. c., Dr. jur. h. c., Dr. med. h. c. Eduard Schwartz, München.
Herr Geh. Studienrat Dr. phil. h. c. Max Walter, Frankfurt a. M.
Herr Kommerzienrat Dr. Ing. h. c. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.
Herr Regierungspräsident a. D., Wirkl. Geheimer Oberregierungsrat, Dr. jur. Otto von Steinmeister, Exzellenz, Frankfurt a. M.
Herr Stadtrat Dr. phil. Wilhelm Osterheld, Wiesbaden.
Herr Dr. phil. August Scheidel, Sydney.
Herr Kommerzienrat Gustav Gerst, Frankfurt a. M.

Kop. Schriftkammerle. See. Bismarck. Hr. Kurian H. G. Anagnost, Hr. Aug. von Rommel. Victoria. Alle 8/10

IV. Ehrenbürger.

wieder erfolgreich um eine zeitweilige Zurückstellung für eine Prüfung bemühten. In Fällen mit unterschiedlichen Ansichten erwies sich die Rolle der Fakultäten als strittig, ob sie nämlich Einfluss besitzen sollen oder ob die Dekane eigenständig im Senat entscheiden können. Es gab durch die selbst gewählte Vorgabe von einstimmigen Beschlüssen vermutlich einen unterschiedlichen Gruppendruck. Der Wunsch nach allgemeiner Zustim-

mung verlieh dem Verhandlungsgeschick Einzelner eine übergroße Bedeutung. Wenn es hingegen zur Verlangsamung kam und damit zur Möglichkeit, nachdenken und Auskünfte einziehen zu können, wurde eine anstehende Entscheidung vereinzelt verschoben oder aufgegeben.

Erweist sich vielleicht eine relativ geringe Bedeutung der beiden akademischen Würden darin, dass es keine festgeschriebene Satzung

gab, die relevante Rechtsfragen hinreichend festlegte? In der Vergabepaxis zeigen sich Usancen und Formen der Selbstregulierung, zum Beispiel die Beratung in zwei »Lesungen«. Für ein pragmatisches Vorgehen fand man jedoch stets einen Handlungsspielraum. Es gibt so gut wie keine Hinweise auf ein systematisches Vorgehen bei der Auswahl von Ehrenträgern oder auf Vergleiche ihrer Leistungen durch Senat und Fakultäten. Auch erscheinen teilweise die Übergänge zu anderen Ehrungen wie zur Ehrenpromotion, zum Honorarprofessor oder zu einer Fakultätsmedaille fließend. Eine unterschiedliche Wertschätzung ist erkennbar: Sie beginnt beim Honorarprofessor und nimmt ab über den Ehrendoktor, den Ehrensenator und den Ehrenbürger bis hin zum Träger einer Fakultätsmedaille. Auffällig ist, dass bisweilen eine Person mit mehreren dieser Ehrungen ausgezeichnet wurde. Auch daraus ergibt sich die Frage, welche Anerkennung man für welche Leistungen für angemessen hielt.

Zweifelhafte Auswahl von Ehrenträgern in den 1950er Jahren

Bei der Verleihung der beiden akademischen Würden hat sich lokal – und vielleicht auch überregional – keine anschauliche Tradition und damit auch kein prägnantes Image herausgebildet. Zu den Gründen werden auch der gravierende Einschnitt der NS-Zeit und die Phase erheblicher Belastungen infolge der »Studentenrevolte« gehören.

Der Umgang in der NS-Zeit mit früheren Ehrenträgern und nach dem Zweiten Weltkrieg mit den während des »Dritten Reiches« Geehrten war häufig von Stillschweigen geprägt. Seit Mitte der 1950er Jahre erhielten auch Personen diese akademischen Würden, die relevante Positionen in der NS-Zeit innegehabt hatten und sich in der Nachkriegsgesellschaft in achtungsvollen Ämtern befanden. Zu diesem Kreis gehörten der für die Universität zuständige Stadtrat Rudolf Keller und der Stadtkämmerer Friedrich Lehmann, als versierte Kommunalpolitiker hatten sie von 1933 bis 1945 im Rahmen ihrer Ämter eine systemstabilisierende Funktion inne; dabei haben sie entsprechend Schuld auf sich gela-

den und sich charakterlich zutiefst kompromittiert.

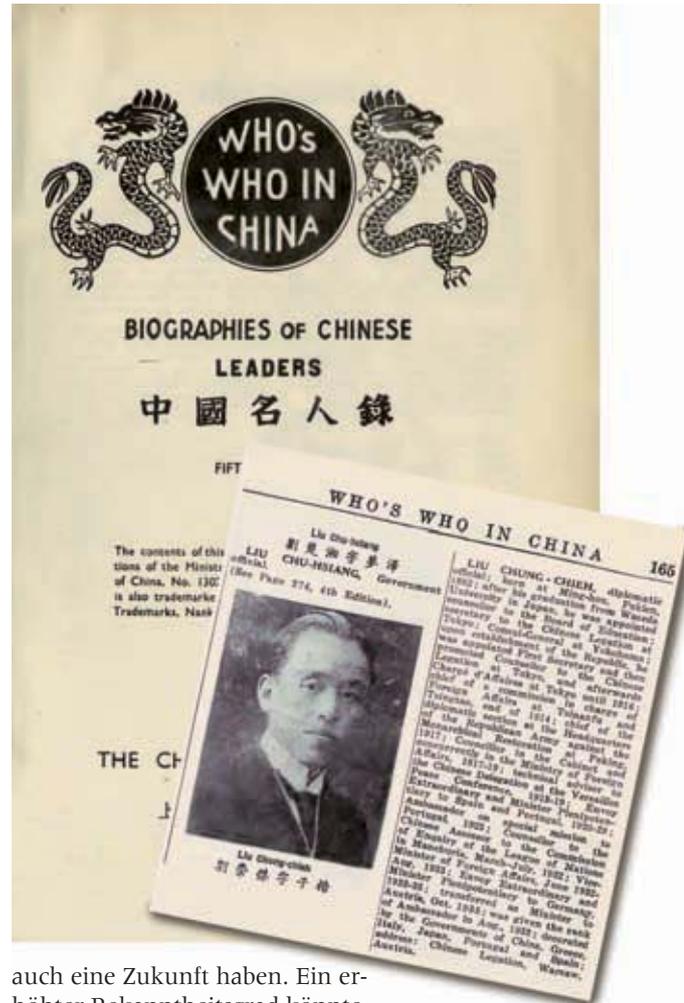
Aber Keller und Lehmann waren nach 1945 sehr gut vernetzt. Auch von der Universität wurden sie in einer unglaublichen, der Geschichte hohnsprechenden Art und Weise Ende 1959 gewürdigt. So schreibt die Universität in Kellers Ehrenurkunde, dass sie »ihrer Bewunderung und ihrem Dank dafür Ausdruck (gibt), dass Herr Stadtrat Dr. Keller in der dunkelsten Zeit der deutschen Geschichte mit beispielhaftem Mut dem Unrecht entgegengetreten ist und die Idee der Freiheit verteidigt hat.« Und zu Lehmanns Wirken in der NS-Zeit heißt es, er habe »es sich zu seiner vornehmsten Aufgabe gemacht, im Sinne des ciceronischen Humanismus Unrecht zu bekämpfen und abzuwehren. Er hat damit ein Beispiel hohen Mutes und unerschütterlicher Entschlossenheit gegeben.« So wurden zu Unrecht aus

Der chinesische Gesandte Liu Chung-Chieh: Exzellenz Liu wurde 1935 Ehrenbürger der Universität und damit einer der ersten Ausländer; sein Lebenslauf findet sich in »Who's Who in China« der 1930er Jahre.

Unterdrückern Helden; diese Lobeshymnen bedeuten ein Skandalon für Leidtragende und Betroffene sowie für eine junge, idealistische Generation. Solche »Ehrungen« werden der Reputation eines universitären Ehrenbürgers und Ehrensensors tiefgründig geschadet haben.

Das Verhältnis der Universität zur Bürgerschaft

Allgemein ist festzuhalten, dass bei den akademischen Würden zu erkennen ist, wie anziehend eine Universität auf manchen wirkt, ob er sich für wissenschaftliche Fragen interessiert oder nicht, ob er zum Umfeld einer Universität gehört oder eher zu den Außenstehenden zu zählen ist. Die mit einer Universität verknüpfte hohe Reputation strahlt aus. Und die Aufnahme der Würde »Senator e. h.« in den Briefkopf ist für manche sehr attraktiv. Das Verhältnis einer Universität zur Bürgergesellschaft – dafür sind solche Würdigungen nur ein Zeichen – bleibt für die Entwicklung einer Universität, für die Hochschulpolitik und für die Kommunalpolitik von Interesse und ist zugleich als Forschungsthema relevant. Die akademischen Würden »Ehrenbürger« und »Ehrensensator« werden nicht nur eine Geschichte, sondern



auch eine Zukunft haben. Ein erhöhter Bekanntheitsgrad könnte dazu beitragen, vielleicht verbunden mit angemessenen ritualisierten Formen. Dabei ist an einen ergänzenden sichtbaren Ausdruck dieser Ehren zu denken, zum Beispiel an einen Eintrag in ein Goldenes Buch der Universität oder in ein Goldenes Buch der Stifter der Universität. ♦



Porträt des jungen Goethe: Die Schweizer Künstlerin Charlotte Germann-Jahn entwarf 1966 diese Medaille; sie war für die Ehrensensoren bestimmt.

- Ehrensensatorinnen und Ehrensensatoren**
- Gert Otto Becker**
Kronberg im Taunus
 - Prof. Dr. **Bernd Fahrholz**
Berlin
 - Dr. h.c. **Ernst Gerhardt**
Frankfurt am Main
 - Karin Giersch**
Frankfurt am Main
 - Prof. Dr. **Hilmar Hoffmann**
Frankfurt am Main
 - Prof. Dr. **Hartwig Kelm**
Frankfurt am Main
 - Renate von Metzler**
Kronberg im Taunus
- Ehrenbürgerinnen und Ehrenbürger**
- Rechtsanwalt **Klaus-Dieter Geiger**
Kelkheim
 - Lee H. Hamilton**
Washington, D.C. (USA)
 - Dipl.-Ing. **Raimund Probst**
Frankfurt am Main
 - Johanna Quandt**
Bad Homburg v.d. Höhe
 - Rechtsanwalt **Karl Gustav Ratjen**
Königstein
 - Dr. **Hanns Christian Schroeder-Hohenwarth**
Frankfurt am Main
 - Generalkonsul **Bruno H. Schubert**
Frankfurt am Main
 - Hans Strothoff**
Dreieich
 - Wilhelmine Willkomm**
Frankfurt am Main
 - Prof. Dr. Dr. h.c. **Christian Winter**
Schwalbach am Taunus

Der Autor

Dr. Gunter Stemmler, 49, war während seines Geschichtsstudiums an der Universität Hannover Wissenschaftliche Hilfskraft vor allem bei Prof. Dr. Brigide Schwarz und Prof. Dr. Otto Gerhard Oexle. Er arbeitete von 1987 bis 1992 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Fachjournalistik Geschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Beruflich wirkte er ab 1993 als Persönlicher Referent der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung; er ist seit 2002 Referent von Oberbürgermeisterin Petra Roth. Stemmler wurde 2001 an der Goethe-Universität promoviert mit dem Thema »Die Amtskette des Bürgermeisters. Ihre Geschichte sowie ihre historische Einordnung in Deutschland«; sein Doktorvater war Prof. Dr. Lothar Gall.

gunter.stemmler@stadt-frankfurt.de

Auszug aus dem aktuellen Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 2009/10: Auch hier sind die Ehrensensoren und Ehrenbürger an prominenter Stelle aufgeführt.

Zwischen Regimetreue und Distanz

Frankfurter Wissenschaftler im Nationalsozialismus

Es ist nicht leicht, Jubiläen angemessen zu feiern. Besondere Schwierigkeiten machen Jahrestage von Revolutionen sowie die Jubiläen von Institutionen, die sich als vorbildhaft sehen, aber nicht immer vorbildhaft waren. Als die Feiern zum 90. Geburtstag der Universität Frankfurt zu sehr in Selbstbeweihräucherung auszuarten schienen, kam eine Reihe jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zusammen, um durch eine Ringvorlesung die Jahre zwischen 1933 und 1945 genauer zu beleuchten, deren Beiträge in diesem Band publiziert sind.

Es ist klar, dass hier keine Institutionengeschichte geboten werden soll oder kann – diese liegt mit der Universitätsgeschichte von Notker Hammerstein bereits vor. Vielmehr ging es darum, in einer Reihe von Fallstudien zu verschiedenen Fächern zu überprüfen, welche Spielräume Universitäts-, Fakultäts- und Institutsangehörige zwischen der »Machtergreifung« und dem Zusammenbruch des »Dritten Reichs« im wissenschaftlichen Bereich hatten und wie sie diese nutzten.

Dabei bedienen sich die einzelnen Kapitel unterschiedlicher Methoden. Oft erweist sich das Format der Doppelbiografie als besonders angemessen. So stellt der Beitrag zu den Historikern (von Carsten Kretschmann) den Neuhistoriker und Rektor Walter Platzhoff und dessen Reden im Dienste des Regimes – bis hin zu seinen Durchhalteparolen 1944 – dem Mediävisten Paul Kirm gegenüber. Stellvertretend für die Neueren Philologien werden der eher angepasste Germanist Frank Schultz und der eher distanzierte Romanist Erhard Lommatzsch im Beitrag von Frank Estelmann und Olaf Müller behandelt. Oft würde dieses Muster aber zu weit greifen – etwa im Fall der Orientalistik, die nur durch einen Lehrstuhl vertreten war (Beitrag von Gudrun Jäger) – oder zu eng bleiben, wie am Neurologischen Institut oder am Institut für Völkerkunde und dem gleichnamigen Museum, wo komplexere Personalkarussells aufzuarbeiten waren (durch Gerald Kreft beziehungsweise Katja Geisenhainer).

In anderen Disziplinen wurden besonders prominente Fachvertreter,

die in Frankfurt wirkten, herausgegriffen, etwa Franz Weidenreich, welcher der biologischen Rasseideologie des Nationalsozialismus einen eher environmentalistischen Stammbaum der Menschheit gegenüberstellte (Christine Hertler), Heinz Saueremann in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen beziehungsweise Friedrich Giese in der Juristischen Fakultät (Jan-Ottmar Hesse und Stefan Ruppert). Eher exemplarisch geraten die Ausführungen über das Exil Frankfurter Gelehrter (Jörn Kobes beschäftigt sich vor allem mit der Auswanderung in die Türkei) sowie über die Universität als Ort der Interaktion von Studierenden und Lehrenden (Michael Maaser).

zur selbstständigen ideologischen Missionierung (nicht nur) durch den NS-Dozentenbund, im Zwang zu einer bestimmten Rhetorik und zu regimekompatiblen Ergebnissen. Wie kaum anders zu erwarten, teilen die Autorinnen und Autoren dieses Bandes, bei aller wissenschaftlichen Distanz und Differenzierung, die bisherigen Urteile darüber, wer dem Regime fernstand, kaum. In der Wahl der Forschungsthemen wie in den teils taktischen, teils aber auch von Überzeugung getragenen Lehrprogrammen war eine direkte Distanzierung nur im Exil zu finden, allenfalls wie im Fall Saueremanns ein Aufsparen von Ideen für die Zeit »danach«.



Jörn Kobes/Jan-Ottmar Hesse (Hrsg.)

Frankfurter Wissenschaftler 1933 bis 1945
(Schriftenreihe des Frankfurter Universitätsarchivs, Bd. 1.) Göttingen, Wallstein 2008,
258 Seiten,
29 Euro

Schuld und Entlastung neu bewertet

Was fügt der Band dem gegenwärtigen Kenntnisstand hinzu? Zunächst einmal eine Fülle von Differenzierungen zu einzelnen Personen und Institutionen, und zwar in Richtung auf stärkere Schuld wie auf stärkere Entlastung. So rückt er die Selbstinszenierung des Instituts für Neurologie als Ort der Systemdistanz ebenso zurecht wie umgekehrt die Annahme, der Germanist Frank Schultz habe sich mit Begeisterung an der Frankfurter Bücherverbrennung 1933 beteiligt. Allgemein macht er den Preis deutlich, der für jede weitere wissenschaftliche Betätigung im Nationalsozialismus zu zahlen war: in der Wahl der Themen in kriegsrelevanten wie in nicht kriegsrelevanten Fächern, in den bizarren Ritualen der Ideologie-Evaluation und der Bewertung von »soft skills« wie Führungsstärke, Begeisterungsfähigkeit und Fähigkeit

Es entsteht aber zugleich ein komplexeres Bild der Dimensionen von Regimetreue, als es immer noch in vielen Darstellungen zu Universitäten im Dritten Reich zu finden ist. In aller Regel nehmen die Autoren dieses Bandes öffentliche Selbstdarstellung, Publikationstätigkeit und Lehre getrennt in den Blick, sodass die Themen, meist gestützt auf die Bestände des Universitätsarchivs, aus den Quellen neu erarbeitet wurden. So ist ein ungewöhnlich kohärenter, im Detail wie im Ganzen untypisch spannender Sammelband entstanden, der vielleicht im Rückblick als Highlight der Feiern des Jahres 2004 erscheinen wird. Es ist zu hoffen, dass selbstkritische Forschung bei allem Grund zum Feiern auch 2014 eine ähnlich prominente Rolle spielen wird. ♦

Der Rezensent

Prof. Andreas Fahrmeir ist Professor für Neuere Geschichte an der Goethe-Universität.

Mainhattan oder Manhattan?

14 Biografien, die beide Städte verbinden

Der Titel überrascht – ein Vergleich von Frankfurt am Main mit New York? In ihrer Einleitung stellt die Autorin selbst die Frage, ob es sich dabei um »Hochmut und Größenwahn – oder wahnsinnigen Mut handelt? Selbstbewusstsein oder Selbstüberschätzung? Anbiederung oder liebevolles Kompliment? Oder einfach nur eine schöne Wortspielerei?« Ihre Antwort: »Von allem ein bisschen, vielleicht.«

Der erste Eindruck: ein schönes und liebevoll gemachtes Buch. Für die lebendige Grafik sorgte Norbert Hetkamp – Hardcover-Einband mit Fadenheftung – durchgehend gedruckt ist das Buch auf Kunstdruckpapier. Einladend ist auch der zweigeteilte Außentitel: Eine strahlende, farbige Dame (mit Gitarre) vor einem Klavier und darunter ein ebenso sympathisch wirkender junger Mann in einer Häuserschlucht.

Im Buch erfahren wir mehr über die beiden »Titelhelden«: Dass es sich um die New Yorkerin Anita Honis-Bohländer handelt, die vor Jahrzehnten die Liebe nach Frankfurt am Main verschlug und die in Frankfurt-Sachsenhausen als Sängerin und Club-Besitzerin des »Balalajka« tätig ist – einer Frankfurter Institution!

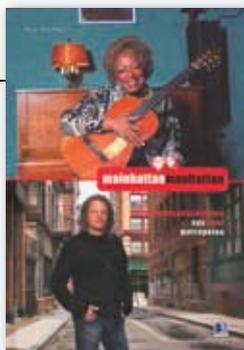
Näheres über den Herrn erfahren wir unter der Überschrift »Martin Schoeller – ehrlich, jetzt«. Der geborene Münchener verbrachte den Großteil seiner Jugend- und Schulzeit in Frankfurt – dann zog er weiter nach New York. Dort machte er sich als Porträt-Fotograf einen Namen. Eindrucksvoll liest sich die Liste der zahlreichen Berühmtheiten aus Kunst und Politik, die seiner künstlerischen Intuition vertrauen.

Mut zum Sprung über den großen Teich

Die Artikel dieser beiden stehen beispielhaft für das Ziel dieses Buches: Es geht um Menschen, die den Mut besaßen (und besitzen), die ihnen vertraute Umgebung zu verlassen, um neue Erfahrungen in einer anderen »Welt« zu machen. Mit dem Blick auf dieses Ziel interviewte Ines Stickler mit Anteil nehmender Neugier Menschen – deutschsprachige

in New York und englischsprachige in Frankfurt. Was ihnen gemeinsam ist, sind ihre ganz unterschiedlichen Berufe und dass sie – wenn man von der Geschichte von Peter Drew einmal absieht – erfolgreich zu sein scheinen.

Fast liebevoll zeichnet die Autorin mit dem in ihren Gesprächen Erfahrenen vierzehn »Porträts« derer, die ihr (mit Recht) vertrauten. Sie berichteten von ihren Motiven, ins Ausland zu gehen; von ihren Wegen und Umwegen. Im wahrsten Sinne des Wortes bekommen diese Lebensbilder »Farbe« durch die zahlreichen Fotos, welche die Fotografen Anika Kempf und Ahron Weiner aufgenommen haben. Es gelingt ihnen, die Porträtierten in ihrer Umgebung zu zeigen und die Städte zu skizzieren, in der sie eine »neue Heimat« fanden, den Ort, an dem ihnen neue Freunde begegneten und an dem sie sich zu Hause fühlen. Bemerkenswert: Viele betonen ausdrücklich, dass sie sich nach wie vor auch ihrer »alten Heimat« verbunden fühlen.



Ines Stickler

»mainhattanmanhattan – lebensgeschichten aus zwei metropolen«

Grüßworte: Petra Roth, Oberbürgermeisterin von Frankfurt am Main, und Dr. Hans-Jürgen Heimsoeth, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland; Frankfurt, B3 Verlag 2008; ISBN 978-3-938783-53-5, 226 Seiten und zahlreiche Abbildungen, 19,90 Euro.

Museumsufer oder Museum of Modern Art?

Jedem der Interviewten werden am Schluss immer die gleichen zehn Fragen gestellt: »Hamburger mit Käse oder Handkäs mit Musik?«; »Bahn oder Taxi?«; »Wolkenkratzer oder Fachwerkhäuser?«; »Museumsufer oder Museum of Modern Art?«; »Steuben-Schurz-Gesellschaft e.V. = die älteste, 1948 in Frankfurt am Main gegründete deutsch-amerikanische Freundschaftsorganisation« ... Keine so gute, sondern eher eine ermüdende Idee! Das gilt in gleicher Weise (man mag mir verzeihen) für ein »Lexikon« von Begriffen am

Schluss des Buches, hinter denen sich Lokale, Geschäfte, Institutionen und so weiter verbergen – etwa:

»Big Apple Greeter« = ehrenamtliche Stadtführer; »Blue Note« = hier kann man vielleicht Berühmtheiten treffen; »Circle Line« = Schiffsrundfahrten; »Zabars« = Delikatessen ...! Und für Frankfurt findet man unter anderem die »Commerzbank Arena«, die »Deutsche Bank Skyliners«, den »Ebbelwei-Express« und die »Kleinmarkthalle«.

Fotos geben unlösbare Rätsel auf

Für Kenner von New York und/oder Frankfurt am Main stellen die zahlreichen Fotos mit Ansichten und Perspektiven der beiden Städte ein mehr oder weniger schwieriges Ratespiel dar. Für die Leser, die weder die eine noch die andere Stadt kennen, ist diese Aufgabe in den meisten Fällen nicht lösbar. Mit anderen Worten: Ein Verzeichnis der Bilder wäre sehr hilfreich!

Es bleibt die Frage, wem ich dieses Buch schenken könnte? Sicherlich insbesondere den – wohl meist jungen – Leuten, die sich mit dem Gedanken tragen, zumindest einen Teil ihres Lebens im Ausland zu verbringen. Die einzelnen Biografien zeigen beispielhaft, wie spannend ein solcher Schritt sein kann – wenn man ihn denn wagt. Was dazu nötig ist, sind – neben guten Sprachkenntnissen – vor allem gute Ideen und der Mut, sich auf Menschen in einer anderen »Welt« einzulassen – beispielsweise als Sternekokoch oder als Angestellte der Vereinten Nationen, als Basketballspieler oder Konditionstrainer, als Model oder Musikerin. ♦

Der Rezensent

Dr. Horst Nising ist Kunsthistoriker und Theologe. Er lehrt unter anderem an der Universität des Dritten Lebensalters an der Goethe-Universität. Seit fast 40 Jahren lebt und arbeitet er in Frankfurt am Main.

Frankfurter Traditionsunternehmen zwischen Aufschwung und Krise

Die Geschichten der Messer Group und der Metallgesellschaft

Der lokale wirtschaftsgeschichtliche Bezug zu Frankfurt rückt zwei Unternehmen in den Blick, die unterschiedlicher kaum sein könnten: Jörg Lesczenski untersucht in einer kompakten Studie die Geschichte der Messer Group, während Clemens Reichel sich in einer Dissertation der Metallgesellschaft AG widmet. Auf der einen Seite steht also die Betrachtung eines beinahe klassischen deutschen Familienunternehmens und auf der anderen diejenige eines von seinen Anfängen an als Verbund, ungern als Konzern, auch als Commonwealth identifizierten, gesellschafterischen Unternehmens.



Jörg Lesczenski

100 Prozent Messer. Die Rückkehr des Familienunternehmens 1898 bis heute
München 2007,
Piper Verlag,
ISBN 978-3-492-05085-2,
271 Seiten,
gebunden,
24,90 Euro.

Mehr noch als ihre Frankfurter Wurzeln jedoch verbinden die beiden so in den Fokus genommenen Wirtschaftsakteure die Herausforderungen, denen sie sich in ihrer langjährigen Bestandszeit stellen mussten: Beide entwickelten sich zunächst in prosperierenden Verhältnissen, waren aber schon bald weltweiter Rezession, dem Zusammenbruch »normalen« wirtschaftlichen Handels ausgesetzt; erlebten dann erneuten Aufschwung unter jedoch spätestens im Dritten Reich völlig veränderten Bedingungen; bewährten sich dann in zunehmend offener und kompetitiver werdender weltweiten Wirtschaft. In der Nachsicht meisterten sie all diese wechselnden Konjunkturen erfolgreich. Die Zeitläufte teilen die beiden Unternehmen naturgemäß mit allen übrigen Wirtschaftsunternehmungen

ihrer Zeit, allein die Wege, die sie beschritten, die Mittel, die sie zum eigenen Erhalt ins Werk setzten, machen sie zu interessanten Gegenständen historischer und wirtschaftstheoretischer Reflexion.

Familienunternehmen versus Aktiengesellschaft

Zentrales Anliegen von Adolf Messer und seinen Nachfahren war es, so der von Lesczenski vermittelte Grundtenor, Prosperität und Familiengebundenheit des Unternehmens zu wahren. Im Blick habe die Familie dabei nicht allein die eigenen Interessen behalten, sondern auch und gerade die Verantwortung gegenüber den Mitarbeitern und der deutschen Wirtschaft und Gesellschaft.

Die von Wilhelm Merton gegründete Metallgesellschaft erwuchs zwar auch aus dem Nukleus einer familiären Unternehmung – der väterlichen Metallhandlung Phil. A. Cohen –, war aber von ihrem Anbeginn an als teilhaberisch organisierte Gesellschaft angelegt, formuliert Clemens Reichel. Sie hatte sich dem ökonomischen Ziel des Handels in und der Fabrikation von Metallen und Metalloxyden verschrieben. Im Mittelpunkt stand nicht die eigene Produktion und deren Vertrieb, sondern Merton griff auf eine schon bestehende »weitreichende Organisation und ein lukratives Geschäft« zurück, um – wie er selbst aktenkundig formulierte – neue wirtschaftliche Felder zu erschließen. Die Vermittlung zwischen Produzenten und Konsumenten sowie die Bereitstellung von Know-how und Dienstleistungen für beide Seiten wurden zu einem zentralen und beständig wachsenden Terrain wirtschaftlicher Betätigung. Ziel und Mittel zugleich war es, die finanzielle Unabhängigkeit von Banken und »fremden« Aktionären zu wahren. Dabei war das Unternehmen als Aktiengesellschaft angelegt, seine finanzielle Ausstattung basierte also auf äußeren Investitionen, wenn auch die Aktien zunächst und relativ lange

als Namensaktien auf einen engen Kreis von Geldgebern beschränkt blieben.

Die zentralen Männer der Familie Messer – ein biografischer Zugang

Um die Geschichte des Unternehmens Messer nachzuzeichnen, wählt der Frankfurter Historiker Jörg Lesczenski, der am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Goethe-Universität tätig ist, einen an die zentralen Personen der Familie und der Unternehmensgeschichte gebundenen Zugang. Er schreitet darin pendelnd zwischen der Geschichte des Unternehmens und den Biografien chronologisch voran, um zugleich die Reflexe der Wirtschaftsgeschichte und die Reaktionen der Betriebs- und »Familienführung« darzulegen. Indem er die drei Generationen überspannende Geschichte des Unternehmens Messer durch die zentralen Männer der Familie – Adolf Messer, den Gründer, Hans Messer, den Weltunternehmer, und den »Rückführer« Stefan Messer – erschließt, folgt Lesczenski zugleich dem eigenen wissenschaftlichen Interesse: Lesczenski wurde 2006 mit einer Arbeit über den Unternehmensgründer August Thyssen promoviert.

Die Biografien stehen sinnbildlich für die drei von Lesczenski ausgemachten historischen Phasen der Messer Group. Adolf Messer ist es, der ausgehend von seinem Studium des Maschinenbaus in Darmstadt das handwerklich-kleinbürgerliche Milieu verlässt, indem er eigene Patente zu Beleuchtungen mit Acetylgasen entwickelte und diese – zunächst noch in handwerklicher Produktion – herstellte, vertrieb und stetig verbesserte. Der so in Höchst begründete Betrieb entwickelte sich rasch; bereits 1899 erfolgte die Übersiedlung nach Frankfurt. Eine veränderte Nachfrage machte es nötig, die Produktpalette zu variieren: Schweißen und Schneiden vermittels industrieller Gase wurden zum zentralen Feld des Betriebs unter Adolf Messer. Neben der beständigen Ex-

pansion des eigenen Unternehmens, die Umzüge und Ausweitungen der Produktionsstätten in Frankfurt erforderlich machte, widmete sich Adolf Messer zugleich der Arbeit in verschiedenen Interessenverbänden seiner Branche, zeigte unternehmerische und gesellschaftliche Präsenz. Nach dem Einbruch des Ersten Weltkriegs führte Adolf Messer das Unternehmen zu alter Stärke zurück und darüber hinaus. Als kriegswichtiges Unternehmen prosperierte die Adolf Messer AG auch in den Zeiten der nationalsozialistischen Diktatur und im Zweiten Weltkrieg weiter und setzte auch Zwangsarbeiter ein.

*Spannend wie ein
Wirtschaftskrimi*

Hans Messer steht nun in der Epochenbildung Lesczenskis für das Aufstreben des Unternehmens zum Global Player. Unter seiner Führung etablierte es sich weltweit auf den Märkten für Industriegase, für deren Produktionsanlagen, für Schneid- und Schweißbedarf. Er steht somit für den Schritt hinaus aus dem rein familiär geführten Betrieb: Im Jahr 1965 fusionierte die Adolf Messer GmbH mit der Firma Knapsack Griesheim AG, die dem Hoechst-Konzern angehörte. Anders, vermutet Lesczenski, sei die weltweite Herausforderung nicht zu bewältigen gewesen. Unter der Führung von Hans Messer expandierte das Unternehmen in beachtlichem Maße, warf regelmäßige hohe Gewinne ab, kurz: Es prosperierte scheinbar unaufhaltsam. Indes die Umorientierung des Unternehmens auf allein profitorientierte Ziele im Fahrwasser des großen Konzerns wie auch eine überhitzte Expansion unter dem von der Hoechst AG eingesetzten Herbert Rudolf brachten das Unternehmen nach dem Ausscheiden Hans Messers an den Rand der Krise, machten es gar zum Spielball finanziell potenter Investoren.

Nun ist es in Lesczenskis Analyse Hans Messers Sohn Stefan, der sich diesen gefährlichen und in Teilen auch kriminellen Entwicklungen stellt und in zähem Ringen mit dem übermächtigen Konzern, mit Investoren und auch der eigenen Familie den Charakter des Familienunternehmens zurückerkämpfte und das Unternehmen – nach Gesundheitschumpfung und Konsolidierung – zurück ins ruhigere Gewässer der eigenen Traditionen führte. In diesem Teil liest sich

Lesczenskis Buch stellenweise gar wie ein Wirtschaftskrimi, der sich in realiter wohl tatsächlich um die Aktivitäten Herbert Rudolfs und Gil Epsteins um den Jahrtausendwechsel entspannt. Ein Mittel zur Sicherung des eigenen Bestands, so scheint die Quintessenz nach der Lektüre von Jörg Lesczenskis Buch zu lauten, kann in der Besinnung auf die eigenen Traditionen gesehen werden.

*Mit Multidivisionalität
zum Erfolg?*

Einen völlig anderen, systematisch formulierten und methodisch erschlossenen Zugang wählt Clemens Reichel in seiner Qualifikationsarbeit zur Geschichte der Metallgesellschaft zwischen 1945 und 1975. Reichel formuliert zunächst die These, die Entwicklung der Weltwirtschaft nach dem Krieg habe – zumindest im Westen – die Tendenz befördert, dass Unternehmen, die erfolgreich bleiben wollten, sich von funktional organisierten hin zu multidivisional ausgerichteten entwickeln mussten. Reichel geht es nun darum, diese Entwicklung von einem Verbund relativ unabhängiger und durchaus selbstbewusst agierender Einzelunternehmen hin zu einem streng geführten, stärker organisierten und mit zentralen Kontrollorganen ausgestatteten Konzern nachzuzeichnen. Er macht dabei die Entwicklungsschritte klar kenntlich. So soll die formulierte These im Hinblick auf äußere Ursachen und innere Reaktionen überprüft werden.

Ergebnis dieses Ansatzes ist eine detaillierte, wissenschaftlich interessante Unternehmensgeschichte, deren Fokus Reichel auf die Zeitspanne zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Jahr 1975 legt. Die großbürgerlich-jüdischer Tradition entstammende Metallgesellschaft habe mit der »Arisierung« des Unternehmens im Dritten Reich ihren eigentlichen Charakter verloren, der jedoch nach dem Kriege und der »Rückkehr« vormaliger Führungspersönlichkeiten wie Rudolf Euler, Alfred Petersen und Richard Merton, dem Sohn des Firmengründers Wilhelm Merton, wiederhergestellt worden sei. Die alten Strukturen und der Charakter des Unternehmens waren so de facto nach 1945 dieselben wie vor dem Krieg, so Reichel zur Wahl seines Untersuchungszeitraums; dieser ist eben nicht deckungsgleich mit

dem Firmenbestehen. 1975 ist dann, wie Reichel stringent darlegt, der Übergang zum multidivisionalen Konzern vollzogen, so dass die betrachtete Zeitspanne hier enden kann.



Clemens Reichel

**Vom Verbund zum Konzern.
Die Metallgesellschaft AG
1945 – 1975**

Schriften zur hessischen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte 8, Darmstadt 2008, Hessisches Wirtschaftsarchiv, ISBN 978-3-9804506-9-0, 332 Seiten, gebunden, 32 Euro.

*Geschichte im Kontext
der Weltwirtschaft*

Reichels Ergebnis ist, dass die Metallgesellschaft sich lange Zeit, dem allgemeinen Trend zur Divisionalisierung entgegen, in ihren alten Strukturen bewährte, darin auch expandierte. Erst ab dem Ende der 1960er Jahre, nach dem Tod Petersens und Mertons, habe sich die Überzeugung der Konzernführung dahin gehend geändert. Lange nachdem also andere große Unternehmen längst eine neue Organisationsform nach amerikanischem Vorbild angenommen hatten, habe man innerhalb der Metallgesellschaft auf eine Zentralisierung der Kontrollfunktionen und eine Differenzierung des Unternehmens nach Geschäftsbereichen gesetzt. Anders als bei Lesczenski stehen in der Betrachtung der Geschichte der Metallgesellschaft die (welt)wirtschaftlichen und historischen Verläufe und ihre Folgen für den Konzern im Zentrum, nicht etwa die Biografien einzelner Persönlichkeiten.

Die Zugänge und Intentionen der Bücher Lesczenskis und Reichels sind sicher ebenso unterschiedlich wie ihre jeweiligen Studienobjekte. Gleichwohl verbindet die beiden Autoren nicht allein ihre Bindung an die Frankfurter Forschung, sondern mehr noch das Interesse an Ursachen und Wirkungen wirtschaftlicher Beziehungen und der Beständigkeit von Traditionsunternehmen – ein Interesse, das aktueller nicht sein könnte. ♦

Der Rezensent

Andreas Weidemann, 30, studierte Mittlere und Neuere Geschichte und Politikwissenschaften in Frankfurt und ist Mitarbeiter im Präsidium der Goethe-Universität.

»Fasse Dich kurz!«

Das Neue Frankfurt der 1920er Jahre war kein Stil, sondern eine soziale Haltung

Vor 80 Jahren, am 24. Oktober 1929, kamen auf Einladung der Stadt Frankfurt etwa 130 Fachleute aus ganz Europa zu einer Architektur-Tagung zusammen, die als CIAM II in die Baugeschichte einging. Frankfurt konnte sich deshalb als Gastgeber empfehlen, weil seine entschlossene Stadtverwaltung in der damals schon von Singles geprägten Mainmetropole seit 1926 eine Lösung für die katastrophale Wohnungsmisere vorantrieb: Unter dem visionären Oberbürgermeister Ludwig Landmann und seinem Baudezernenten Ernst May wurde in kaum fünf Jahren das größte Wohnungs- und Siedlungsprogramm realisiert, das Frankfurt je erlebt hatte. Niemand konnte damals ahnen, dass ausgerechnet an jenem 24. Oktober 1929, dem Schwarzen Donnerstag, die Weltwirtschaftskrise begann, die nicht nur den hoffnungsvollen Anfängen des Neuen Bauens ein brutales Ende bereiten sollte.

Rhein-Main-Gebiet mit seinen etwa vier Millionen Einwohnern in Zukunft weiter und bedarf angesichts der wirtschaftlichen Entwicklung einer weitsichtigen Planung.

Vor diesem Hintergrund zeigt das im August erschienene Buch mit etwa 250 aktuellen Fotografien von Uwe Dettmar und Elmar Lixenfeld die Stadt Frankfurt des Jahres 2009. Mit seinem suggestiven Umschlagentitel und dem schlichten Buchtitel »Frankfurt am Main« wirkt es zunächst zwischen all den Frankfurten wie ein anspruchsvoller Bildband. Doch schon das Inhaltsverzeichnis macht deutlich: Hier geht es um eine ungewöhnliche Zusammenschau von Stadtgeschichte und Gegenwart. Die Bildauswahl ist überraschend, sie hinterfragt die vielen oberflächlichen Klischees dieser Stadt. Der Grafiker Lixenfeld, der Fotograf Dettmar und die Bauhistorikerin Angela Pfothener weisen an exemplarischen Stellen im Stadtraum – an bekannten Wahrzeichen ebenso wie an von Kunsthistorikern meist übersehenen Siedlungshäusern – darauf hin, welche große städtebauliche Qualitäten die oft gescholtene Bankenmetropole besitzt. In der Tat begreift man schon bei flüchtiger Durchsicht der Seiten, dass die aus fast 40 Dörfern und Stadtteilen zusammengesetzte Handelsstadt immer schon eine durch und durch vom Bürgertum geprägte Stadt ist.

Im ersten der drei Kapitel über das Zentrum dürften selbst alteingesessene Frankfurter von etlichen Perspektiven überrascht sein. Die Bildauswahl hat wenig mit dem distanzierten akademischen Blick auf Architektur zu tun; sie illustriert immer exemplarisch einen Bedeutungszusammenhang, den die wohl-durchdachte Einheit von Text und Bildfolgen vermittelt. Dabei ist der Text wohlthuend voraussetzungslos, was das Buch auch für fächerübergreifende Schulprojekte in Geschichte und Kunst empfiehlt. Fachbegriffe wie das Neue Bauen oder die Neue Frankfurter Schule werden im Zusammenhang erklärt, Stilbegriffe möglichst zugunsten einer klaren Beschreibung vermieden.

Das zweite Kapitel entfaltet die Stadterweiterungen, die im 19. Jahrhundert begannen. Frankfurt wuchs, wie viele europäische Städte, um ein winziges Zentrum herum, wurde mit den Häfen und dem Bahnhof für die Industriezeit vorbereitet und erhielt durch die Eingemeindungen von Ortschaften wie Bornheim oder Bockenheim und die Stadt Höchst einen gewaltigen Flächenzuwachs. Ihrem Großbürgertum verdankt die Stadt nahezu alle Parks, den Palmengärten, die Museen, Krankenhäuser und Forschungseinrichtungen. Und nicht zufällig wurden die Senckenbergischen Stiftungen und die Universität in Bockenheim gegründet. Die Kontinuität zieht sich bis zur Frankfurter Schule und zu den Hausbesetzungen der frühen 1970er Jahre im Westend, durch welche die staatliche Denkmalpflege rückblickend ganz wichtige Impulse erhielt.

Das dritte Kapitel widmet sich dem Leben in der Stadt des 20. und 21. Jahrhunderts. Frankfurt hat den unschätzbaren topografischen Vorteil, seine Lage am Fluss, mit dem Konzept des kilometerlangen Grüngürtels weiterentwickelt, hat mit dem Museumsufer auf die Fehlplanungen des Wirtschaftswunders reagiert und konnte die Siedlungsprogramme des Neuen Frankfurt im Niddatal durch Großprojekte wie etwa den Riedberg in zeitgenössischer Gestalt fortsetzen. Neue Wohn- und Arbeitskonzepte revitalisieren die alten innerstädtischen Industrieflächen am Main. Und nicht zuletzt beginnen viele Frankfurter, die lange übersehene Menge avantgardistischer Architektur der klassischen Moderne in Frankfurt zu entdecken. Eines sagt dieses Buch in aller Deutlichkeit: Was das Bauhaus unter Walter Gropius von Dessau ausgehend gefordert hatte, wurde in den 1920er Jahren in Frankfurt in großem Stile in die Praxis umgesetzt. Deshalb stand über Ernst Mays Schreibtisch im Frankfurter Hochbauamt 1926:

»Fasse Dich kurz!«

Die Rezensentin

Ulrike Jaspers, 53, ist Referentin für Wissenschaftskommunikation an der Goethe-Universität.



Angela Pfothener,
Elmar Lixenfeld,
Uwe Dettmar

Frankfurt am Main
Verlag und Herausgeber
Deutsche Stiftung Denkmalschutz,
Monumente-Publikationen,
Bonn 2009,
144 Seiten,
ISBN 978-3-86795-009-1
(Paperback), 14,80 Euro,
ISBN 978-3-86795-008-4
(Festeinband), 19,80 Euro.

Genau 80 Jahre später, am 23. Oktober 2009, diskutieren aus Anlass des CIAM-Jubiläums Architekten, Kunsthistoriker und Stadtplaner über das gleiche Thema – dieses Mal in der Goethe-Universität mit Beteiligung ihrer Wissenschaftler. Der jüngste Bankencrash ist ein Jahr her. Wie in den 1920er Jahren reagiert das Stadtplanungsamt mit einem weitsichtigen Bauprogramm – jetzt unter dem Namen »2009–2013« – auf die Notwendigkeit, bezahlbare, senioren- und behindertengerechte Wohnungen zu schaffen. Denn während andere Regionen schrumpfen, wächst das

Die nächste Ausgabe von »Forschung Frankfurt« erscheint im Mai 2010

Blut ist ein ganz besonderer Saft



Das wusste schon Mephisto in Goethes »Faust«. Von engagierten Menschen heißt es, sie ließen viel Herzblut in ihre Arbeit fließen. Intuitiv halten wir Kinder mit geröteten Wangen für vitaler als Blasse und Blutarme. Das spiegelt die Tatsache, dass Krankheiten des Blutes lebensbedrohliche Formen annehmen können. Denken wir an die Bluterkrankheit, Blutkrebs oder Defekte der weißen Blutkörperchen des Immunsystems. Alle diese Krankheiten sind auf Gendefekte zurückzuführen und treten oft schon in der frühen Kindheit auf. An der Goethe-Universität gibt es ein weit verzweigtes und international verflochtenes Netz von Forschungs-kooperationen. Sie haben sich der Erforschung, Diagnostik und Therapie dieser Krankheiten verschrieben. In der nächsten Ausgabe von Forschung Frankfurt werfen wir einige Schlaglichter auf ihre Arbeiten und versuchen, die Faszination für den besonderen „Saft“ zu vermitteln, der unseren Organismus über ein fein verästeltes Netz aus Venen und Arterien am Leben erhält.

Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität

Impressum

Herausgeber: Der Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main
V.i.S.d.P. Dr. Olaf Kaltenborn, Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation

Redaktion: Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin, Referentin für Wissenschafts-kommunikation (Geistes- und Sozialwissenschaften),
Senckenberganlage 31, Raum 1059, 60054 Frankfurt am Main,
Telefon (069)798-23266, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: jaspers@ltg.uni-frankfurt.de
Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin, Referentin für Wissenschafts-kommunikation (Naturwissenschaften und Medizin),
Senckenberganlage 31, Raum 1059, 60054 Frankfurt am Main,
Telefon (069)798-28626, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: hardy@pvw.uni-frankfurt.de

Vertrieb: Helga Ott, Senckenberganlage 31, Raum 1052, 60054 Frankfurt am Main, Telefon (069) 798-22472, E-Mail: Ott@pvw.uni-frankfurt.de

Forschung Frankfurt im Internet

www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFFM/index.html

Anzeigenvermarktung: Zeitungsanzeigengesellschaft RheinMainMedia mbH, Frankenallee 71–81, 60327 Frankfurt, www.rheinmainmedia.de
Ansprechpartner: Reinhold Dussmann, Telefon: 069 7501 4183,
E-Mail r.dussmann@rheinmainmedia.de und Holger Kranz, Tel: 069 7501 4179,
E-Mail h.kranz@rheinmainmedia.de.

Druck: Societätsdruck, Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf

Illustrationen, Layout und Herstellung: schreiberVIS, Joachim Schreiber, Villastraße 9A, 64342 Seeheim, Tel. (06257) 962131, Fax (06257) 962132, E-Mail: joachim@schreibervis.de, Internet: www.schreibervis.de

Grafisches Konzept: Elmar Lixenfeld, Büro für Redaktion und Gestaltung, Werrastraße 2, 60486 Frankfurt am Main, Telefon (069) 7075828
E-Mail: e.lixenfeld@t-online.de

Bezugsbedingungen: »Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 15 Euro abonniert werden. Das Einzelheft kostet 5 Euro, Einzelverkauf u.a. im Buch- und Zeitschriftenhandel in Uni-Nähe und beim Vertrieb.
Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten.
Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und – bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren – die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.
Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

Bildnachweis

Titelbild: Foto von Uwe Dettmar, Frankfurt.

Editorial: Foto von Jérôme Gravenstein, Frankfurt.

Inhalt: Hinweise bei den jeweiligen Beiträgen.

Kompakt: Seite 4: Foto von Dettmar; Seite 6: Foto aus dem Uwe-Johnson-Archiv, Frankfurt; Seite 7: Foto Dettmar; Seite 9: Foto von Dettmar; Seite 11: Fotos von Alexander Heimann, Frankfurt; Seite 12: Foto von Stefan Feder, Frankfurt; Seite 14: Foto von Tina Kühr, Frankfurt; Seite 15: Fotos von Dettmar; Seite 16 und 17: Fotos von Antje Langer, Frankfurt.

Forschung intensiv – Literaturgeschichte: Seite 18 bis 22: Fotos Freies Deutsches Hochstift Frankfurt am Main; Seite 22: Autorenfoto von Dettmar.

Forschung intensiv – Stadtsoziologie: Seite 23: Foto von Dettmar; Seite 24: Foto oben vom Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main; Seite 24: Foto unten von dpa Picture-Alliance, Frankfurt; Seite 25: Fotos von Dettmar; Seite 26: Modell oben von KSP Jürgen Engel Architekten, Frankfurt am Main; Seite 26: Modell unten von Dominik Mangelmann, Offenbach; Seite 27 und 28 unten: Fotos von Dettmar; Seite 28: Foto oben vom Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main; Seite 29: Foto links vom Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main; Seite 29: Foto Mitte von Dettmar; Seite 29: Foto rechts von KSP Jürgen Engel Architekten, Frankfurt am Main; Seite 29: Autorenfoto von Dettmar.

Forschung intensiv – Immobilienmärkte: Seite 30: Foto von Dettmar; Seite 32: Foto von Dettmar; Seite 33: Fotos von dpa Picture-Alliance; Seite 31 bis 33: alle Grafiken von schreiberVIS nach Vorlagen Heeg/Dörny; Seite 34 bis 36: alle Fotos von Dettmar.

Forschung intensiv – Arbeitsmarktforschung: Seite 37: Foto von ullstein bild, Berlin; Seite 38 bis 42 alle Grafiken von Schreiber nach Vorlagen Larsen/Neisen; Seite 39: Foto von Dettmar; Seite 40: Fotos oben von dpa Picture-Alliance, Foto unten ullstein bild; Seite 41: Foto von Müller (privat); Seite 42: Foto ullstein bild; Seite 43: Autorenfoto von Dettmar

Forschung intensiv – Teilchenphysik: Seite 44: Foto von Dettmar, Seite 45: GSI Darmstadt, Seite 46: Fotos von Dettmar, Seite 47: Grafiken von schreiberVIS nach einem Entwurf von Fröhlich, Seite 48: Foto Mitte: Mathieu Goffe (IPHC, Straßburg), Foto unten GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung, Seite 49: alle Fotos von Dettmar.

Forschung aktuell: Seite 50 und 51: alle Fotos von Dettmar; Seite 52: Foto oben von Brigitte Friedrich, Köln; Seite 52: Foto unten aus Wikipedia; Seite 53 bis 55: fast alle Abbildungen und Fotos von Freigang, Frankfurt; Seite 55: Foto unten von Dettmar; Seite 57 bis 60: alle Fotos von Dettmar; Seite 61 bis 63: alle Abbildungen von Sander (Quellenangabe beim Bild); Seite 65: Foto von Hans Retzlaff, ullstein bild, Berlin; Seite 66: Foto oben von Rolf Oeser, Frankfurt, Foto Mitte von Fernando Baptista, Buchcover unten: Die schönsten Kinderspiele in Dietzenbach (Von früher – für heute), Dietzenbach, August 2002, AK Schule und Museum, Seite 67: Fotos von Dettmar; Seite 68 und 69 oben: Fotos von IDeA; Seite 68: Statistik unten nach Zahlen des statistischen Bundesamts, Stand 2005; Seite 69 unten: Zeichnung aus LiSe-DaZ von Schulz & Tracy (in Vorbereitung); Seite 71 bis 73: Fotos von Dettmar; Seite 74: Foto von Bayer Business Services GmbH, Corporate History & Archives; Seite 75 und 76: Bilder von Evonik Industries AG, Konzernarchiv Frankfurt am Main; Seite 77: Foto von Anja Lungwitz, Seite 78 oben: Foto von Anna Stenik, Seite 78 unten und Seite 79: Fotos von Anja Lungwitz

Perspektiven: Seite 80: Foto von dpa Picture-Alliance; Seite 81 und 82: Fotos von Dettmar; Seite 83 bis 86: alle Fotos von Dettmar; Seite 87 und 88: Foto von Dettmar; Seite 89 und 90: Fotos vom Architekturbüro Ferdinand Heide; Seite 91: Foto von Dettmar; Seite 92: Foto von dpa Picture-Alliance; Seite 93: Foto oben ullstein bild, Berlin; Seite 93: Foto Mitte: von dpa Picture-Alliance; Seite 94 bis 97: alle Fotos von Dettmar.

Stifter und Sponsoren: Seite 98 oben: Foto von Dettmar, unten Foto von Hans-Georg Kleinmann, Frankfurt.

Stadt- und Universitätsgeschichte: Seite 100 bis 102 und Seite 103 oben: Universitätsarchiv der Goethe Universität Frankfurt am Main, Seite 103 unten: Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Seite 104: Fotos aus dem Historischen Museum Frankfurt am Main; Seite 106: Foto unten von Uwe Dettmar; Seite 107 und 108: Dokumente aus Universitätsarchiv der Goethe Universität Frankfurt am Main; Seite 107: Foto Privatbesitz Peter-Janus Graf von Monteglas; Seite 109: Medaille aus Universitätsarchiv der Goethe Universität Frankfurt am Main; Seite 109 oben: aus Who's Who in China. Biographies of Chinese Leaders. Shanghai: The China Weekly Review, 1936 (5. Aufl.), Titel und S. 165.



Abonnement FORSCHUNG FRANKFURT

FORSCHUNG FRANKFURT, das Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität, stellt dreimal im Jahr Forschungsaktivitäten der Universität Frankfurt vor. Es wendet sich an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit und die Mitglieder und Freunde der Universität innerhalb und außerhalb des Rhein-Main-Gebiets.

- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 15 Euro pro Jahr einschließlich Porto. Die Kündigung ist jeweils zum Jahresende möglich.
- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 10 Euro als Schüler- bzw. Studentenabo einschließlich Porto (Kopie des Schüler- bzw. Studentenausweise lege ich bei).

Name

Vorname

Straße, Nr.

PLZ, Wohnort

(nur für Universitätsangehörige:) Hauspost-Anschrift

Datum

Unterschrift

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen schriftlich bei der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertrieb FORSCHUNG FRANKFURT, widerrufen kann und zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Ich bestätige diesen Hinweis durch meine zweite Unterschrift.

Datum

Unterschrift

- Ich bin damit einverstanden, dass die Abonnementsgebühren aufgrund der obigen Bestellung einmal jährlich von meinem Konto abgebucht werden.

Konto-Nr.

Bankinstitut

Bankleitzahl

Ort

Datum

Unterschrift

- Ich zahle die Abonnementsgebühren nach Erhalt der Rechnung per Einzahlung oder Überweisung.

Bitte richten Sie Ihre Bestellung:
An den Präsidenten der
Johann Wolfgang Goethe-Universität
»FORSCHUNG FRANKFURT«
Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt

Roomigami!

Planen Sie Ihre Veranstaltung, wie Sie wollen. Und nicht, wie die Umstände es vielleicht zulassen. Sie suchen variable und kombinierbare Räume für Ihre Tagung oder Ihren Kongress – mit Ausstrahlung und perfekter Infrastruktur. Congress Frankfurt bietet Ihnen genau das: ein passgenaues Raumangebot auf dem Gelände der Messe Frankfurt. 75 Kongress-

und Tagungsräume mit einer Kapazität von insgesamt 22.000 Plätzen und großzügige Ausstellungsflächen stehen Ihnen zur Verfügung. Dazu Ausstattung, Technik, Personal und Catering. Alles wird individuell und professionell auf Ihre Wünsche abgestimmt. Wann dürfen wir Gastgeber Ihrer Veranstaltung sein? www.congressfrankfurt.de

